

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Meyer's Universum

SECHSZEHNTER BAND



AN DER IRISCHEN KÜSTE.

OCTAV AUSGABE

HILDBURGHAUSEN

Verlag des Bibliographischen Instituts.

Digitized by Google

Digitized by Google

Meyer's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Oktavausgabe.

Sechszehnter Band.

Vierte Folge. Erster Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1863.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS COLOSSEUM IN ROM

Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google

Das Kolosseum in Rom.

Die Römer hatten zur Kaiſezreit ein Sprichwort: „Wenn das Kolosseum fällt, wird Rom fallen, wenn Rom fällt, wird die Welt fallen.“ Noch ragen die Umfaſſungsmauern des Rieſengebäudes, hier mehr, dort weniger zerbröckelt, hier höher, dort niedriger in die Luft; das Ganze aber iſt Ruine, die gewaltigſte Ruine des trümmerreichen Roms. Iſt es in dieſer mächtigen, aber zertrümmerten Geſtalt ein Symbol Italiens und vielleicht der ganzen europäiſchen Welt? Wird es einſt bis zum letzten Stein verſchwunden ſein, und mit ihm das ganze moderne abendländiſche Staatenſyſtem? Oder deutet die granitene Feſtigkeit der noch ſtehenden Mauern, die bisher nicht von der Zeit, ſondern nur durch die Kraft menſchlicher Hände und die Anwendung der gewaltigſten Sprengmittel aus ihren Fugen gelöſt werden konnten, darauf hin, daß Rom ewig und im Weſentlichen unzerſtörbar iſt, wie die aus untrennbaren, wenigſtens durch die Zeit untrennbaren Steinblöcken zuſammengefügten Mauern des Koloſſeums? Wieder, wie ſchon ſo oft im Laufe der Jahrhunderte, ſcheinen ſich die Geſchicke der Welt um Rom, dieſe wahre Hauptſtadt Italiens, zu drehen, und vielleicht ſchon die nächſte Zukunft wird uns Gewißheit darüber verſchaffen, ob Italien aus ſich ſelbſt die Kraft haben wird, das klerikale Joch und die unwillkommene Einquartirung ausländiſcher Regimenter von ſich abzuſchütteln, ſich zu Einem Reiche zuſammenzuſchließen und das alte Rom zu ſeiner Reichshauptſtadt zu erheben. Dann wird und ſoll ſich zeigen, ob die Glieder der italieniſchen Nation von ſo feſtem und innigem Gefüge ſind, wie die Blöcke, aus denen das Koloſſeum zuſammengefügt iſt; dann wird und ſoll ſich zeigen, ob es nicht die Zeit mit ihrem allmälig zerſetzenden Einfluß, ſondern wie beim Koloſſeum, nur äußere Gewalt war, welche dieſes oder jenes Glied ablöſen konnte. Ein Volk kann ſich von innen heraus verjüngen, ein trümmerhaftes Gebäude nur geflickt werden. Darin, wünſchen wir, möge der Unterſchied — in der Macht und dem dauerhaften Gefüge der Grundmauern aber die Aehnlichkeit — zwiſchen dem Koloſſeum und der römiſch-italieniſchen Nation beſtehen.

Digitized by Google

Welchem Zweck aber diente jenes grandiose, bei aller Massenhaftigkeit doch einen künstlerisch-harmonischen Eindruck hervorbringende, bei aller Trümmerhaftigkeit doch ein geschlossenes Ganze darstellende Gebäude aus der wahnsinnigen römischen Kaiserzeit? Es diente keinem gottesdienstlichen Zweck und keinem praktischen Staatszweck — es diente ausschließlich dem Vergnügen der Vornehmen wie des Volks, und zwar einem meist blutigen und entsetzlichen. Das römische Volk war zur Zeit, wo das Kolosseum erbaut wurde, sittlich und geistig so heruntergekommen und von Genüssen so erschöpft, daß nur Blutgeruch und Angstgeheul und der Anblick von Sterbenden seine erschlafften Nerven und Sinne noch reizen und in lebhaftere Bewegung setzen konnten. Im Gefühl seiner Abgelebtheit und Abgeschwächtheit suchte es sich nur noch durch das Einathmen von Blutdünsten zu betäuben. Was ihm von der alten Römergröße einzig und allein noch übrig geblieben, war der großartige Styl, in welchem dies bis zum Wahnsinn erhitzende und berauschende Vergnügen betrieben wurde. Die Kaiser, meist eben so toll oder noch toller als der vornehme und geringe Pöbel, sannen auf nichts als wie sie diese Blutorgien und Massenschlächtereien recht effektvoll in Scene setzen konnten, um das Volk von dem Einblick in die unheilbare Verderbniß des Staats abzulenken und nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Ohnehin scheinen alle diese Cäsaren dem freilich erst von einem neueren Diplomaten erfundenen Grundsatz: „Nach uns die Sündfluth!" praktisch nachgelebt zu haben; jeder von ihnen konnte mit ziemlicher Sicherheit voraus berechnen, daß seine Regierungszeit nur von kurzer Dauer und von einem greulichen Ende sein werde, und so suchte er diese kurze Spanne Zeit in den raffinirtesten Genüssen zu verschwelgen, und sich wie das Volk an jenen pikanten Blutgerüchen zu betäuben, die von der Arena zu den Sitzen der Zuschauer aufstiegen und den Trank und die Speise, die man im Circus selbst einnahm, erst recht zu würzen und schmackhaft zu machen schienen. Niemals stand das Menschenleben so niedrig im Preise, als zur Zeit der römischen Kaiser, um so höher aber stand der Lebensgenuß, und zwar der rein sinnliche, der raffinirteste, der berauschendste.

Wir erstaunen, wenn wir von den Menschenschlächtereien und Blutorgien lesen, deren Schauplatz die Arena des Kolosseums war. Denn hier wurden jene Thierkämpfe, jene Fechterspiele und Seetreffen geliefert, womit man das römische Volk zu unterhalten, zu belustigen und zu betäuben suchte. Titus, der „Gütige" genannt, weihte diese Schaubühne des Entsetzens mit Spielen ein, welche 120 Tage dauerten und bei denen nicht weniger als 5000 Bestien und 10,000 Gladiatoren mit ihrem Blute den Boden tränkten. Bei den von Domitian angestellten Kampfspielen verbluteten 1000 Hirsche, eben so viele Strauße, eben so viele Eber und eben so viele Giraffen. Trajan, der, wie Titus, ebenfalls zu den besseren, nicht unmenschlichen Kaisern gezählt wird, schickte bei einem einzigen Feste nicht

Digitized by Google

weniger als 10,000 Bestien und 10,000 Gladiatoren in Kampf und Tod. Zuletzt hatten die Fechterspiele die Wüstenthiere fast ausgerottet; die Menschen, welche zum Vergnügen des wahnsinnigen Volks einander morden oder mit den Bestien kämpfen mußten, waren wohlfeiler geworden als die wilden Thiere, und so sah man sich veranlaßt, ein Gesetz zu erlassen, welches verbot, einen Löwen in Afrika zu tödten. Begreiflicherweise wurden durch ein so unsinniges Treiben die finanziellen Kräfte des Reiches eben so gut erschöpft und zerrüttet wie die sittlichen. Das römische Volk spielte in Masse selbst den „Sterbenden Fechter", ohne es zu bemerken. Es war in allen Gliedern faul und zum Untergange reif. Eine neue Weltordnung sollte beginnen; das unverdorbene kraftvolle Germanenthum und die Religion der Liebe und Nächstenliebe, das Christenthum mit seiner zugleich humanen und sittlich strengen Moral waren dazu ausersehen, diese neue Weltordnung herbeizuführen. Gerade auf dem blutdurchsickerten Boden des kaiserlichen Roms mußte und konnte das Christenthum am ergiebigsten gedeihen. Denn im Volke wie unter den Vornehmen befanden sich doch viele, welche, zum Theil an der reineren Moral der altgriechischen Philosophen gebildet oder der alten Römertugend eingedenk, sich von diesem entsetzlichen Sittenverfall, von dieser fortgesetzten Schwelgerei und unersättlichen Schaulust bei Tag und Nacht — und in der That wurden auch zur Nachtzeit Thiergefechte und Gladiatorenspiele beim Scheine von Fackeln gegeben und die Spiele zwei, drei, ja fünf Tage und Nächte hindurch fortgesetzt — von diesen wilden Orgien in Blut, Wein und Geschlechtsliebe angewidert fühlten und ihre Blicke von dem ekelhaften Diesseits auf ein höheres Jenseits richteten.

In der That wurde auch die Arena des Kolosseums von Strömen Christenbluts getränkt. Tausende und abertausende von christlichen Märtyrern sind hier den wilden Bestien vorgeworfen und von ihnen zerrissen worden. Wenn ein Verehrer des Einen wahren Gottes und Bekenner des Gekreuzigten den Götzen zu opfern sich weigerten, so erscholl auf dem Forum und in den Gerichtshallen der wilde Ruf: „Ad bestias!" („zu den Thieren!"), und die Christen und Christinnen verbluteten muthig zur bestialistischen Lust des Volks, aber auch zur Ehre und Vermehrung ihres Glaubens; denn die Triumphfreude und die selige Verklärung, die sich auf den Gesichtern und in den Blicken dieser Märtyrer und Märtyrerinnen malten, wenn sie den wilden Thieren zum Fraß hingeworfen wurden, begeisterte wieder unzählige Andere dazu, sich zum Kreuz zu bekennen, um schließlich desselben Looses und desselben Triumphgefühls theilhaftig zu werden. Gegen den Tod war man durch den immer wiederkehrenden Anblick von Blut- und Sterbescenen ja ohnehin gleichgültig und stumpf geworden, und für Viele war es in dem entarteten Rom ein größerer Reiz zu sterben als zu leben. Wenn aber somit Rom der rechte Boden für das ursprüngliche Christenthum war, so war und blieb es auch der rechte Boden für seine

Digitized by Google

späteren Entartungen. Denn die schlechten verdorbenen Elemente, die in Rom angesammelt hatten, waren auch nicht durch das Christent gänzlich zu vertilgen; sie wirkten vielmehr fort, ja bemächtigten sich zu desselben selbst, und Römerabkömmlinge, auf die sich der herrschsüch imperatorische und sinnliche Geist des kaiserlichen Roms vererbt h mißbrauchten das Christenthum als Mittel zur Erreichung selbsti hierarchischer Zwecke und errichteten ihr Gebäude, das in Bezug auf k volle Architektonik an sich bewundernswerth ist, aber mit der einfa Struktur des Urchristenthums so wenig als möglich gemein hat, vorz weise auf der Basis der altrömischen Neigung zu luxuriösem Scha pränge und zu einem heidnischen Aberglauben, der niemals so sehr al der römischen Kaiserzeit mit dem krassesten Unglauben und dem roh Materialismus Hand in Hand ging.

Nichts kann uns in die mannigfaltige Pracht wie in die Scheuß keiten der Schaugenüsse, deren Schauplatz das Kolosseum war, so un telbar versetzen als die höchst lebendige Schilderung, welche Prof Kayser an der Hand historischer Ueberlieferungen in einer jüngst in gehaltenen Vorlesung über das Kolosseum davon gegeben hat. Der fasser versetzt sich bei einem Besuche der Ruine mit seiner poetisch-arc logischen Phantasie mitten unter die altrömischen Zuschauer, wählt se Platz in der südlichen Cäsarenloge und erzählt: Ueber uns wallen, sanfter Brise geschwellt, in spielendem Wellenschlag die purpurnen piche, mit einem Heere von Goldsternen übersäet. An den gespan Tauen hangen tollkühn die Matrosen, um die Flaschenzüge zu entwi und die Schläuche für die wohlriechenden Wasser zu ordnen. Unter fern Füßen brüllen Löwen, Panther, Bären in ihren überwölbten Behäl so daß das ganze Theater erzittert. Das nördliche Kaiserthor öffnet und vom Prätor und zahlreichem Gefolge umgeben, nimmt der Impe uns gegenüber in der prächtig ausgeschlagenen Hofloge Platz. An reihen sich die weißgekleideten Vestalinnen und ehrwürdigen Senatore goldverbrämten Mänteln; und im folgenden Augenblicke haben 107 Zuschauer sich der Steh- und Sitzplätze bemächtigt. Rechts und vom Cäsar, so wie hinter demselben, die römischen Matronen mit i blühenden Töchtern, strahlend von Schönheit wie von Purpur und manten — wahrhaftig ein Damenkranz, wie ihn nur Roms Schöne flechten vermochten.

Plötzlich wird's stille. Ein Priester des Jupiter tritt feierlich durch das westliche Thor; eine Prätorianerschaar, das bekrönte Schl opfer führend, folgt ihm. An dem in der Mitte der Arena aufgepfla Tragaltare zuckt der flamen dialis das blinkende Messer; das Opfe gefallen, Jupiter ist versöhnt, das grausige Spiel kann beginnen. A principium! gilt für die Fechterspiele um so mehr, da sie zu Ehren piters gefeiert werden. Schon hören wir schmetternde Fanfaren na

Digitized by Google

Unter demſelben Thore, durch das der Opferprieſter eintrat, erſcheinen die venatores, Hetzer, in zwei Reihen geordnet; ſie tragen Peitſchen in ihren Händen, um die Schaaren der Unglücklichen, welche nackt in ihrer Mitte gehen, zum Kampfe anzutreiben, falls ſie furchtſam zurückſchauen ſollten. Das ſind die bestiarii, welche zum Theil mit Schwertern und Lanzen bewaffnet, gegen die wilden Beſtien zu kämpfen haben, theils an Pfoſten gebunden oder in Netze verſtrickt, dem Zerreißen preisgegen werden ſollen. Unter den Verzweifelten ſehen wir Männer und Jünglinge, die freudeſtrahlend mit verklärtem Antlitze die Arena betreten wie im Triumphzuge; es ſind zum Tode verurtheilte Chriſten, welche die ewige Siegespalme zu erringen im Begriffe ſtehen. Ein Herold voran, ziehen ſie unter dem Schalle der Muſik rings um die Arena, vor dem Kaiſer tief ſich verbeugend rufen ſie laut: „Caesar, morituri te salutamus! — Cäſar, wir grüßen dich, indem wir in den Tod gehen.“ Sie werden in verſchiedene Haufen geſondert, um nach einander zur Beute der Thiere zu werden. Die Zuſchauer harren ungeduldig des Anfangs; endlich erheben ſich die ſanften Veſtalinnen und geben das Zeichen zum Beginne der Metzelei. Da öffnen ſich die Fallthüren vor den Carceres und ausgehungerte Löwen, Tiger, Panther, Bären, Eber ſtürzen, zuvor durch Stacheln und glühende Eiſen in Wuth geſetzt, mit funkelnden Augen und weit geöffnetem Rachen in wildem Sprunge auf ihre Opfer.

Die Armen! ſie fallen ſchaarenweiſe unter den Tatzen und Zähnen der Raubthiere. Die lange Liſte der Thierkämpfer iſt endlich erſchöpft. Die Schauluſt des Volkes hat das Blut in Strömen fließen ſehen; aber ſie iſt nicht geſättigt, ſie iſt, wie wenn ſie erſt davon verkoſtet, zu wilder Gier entflammt, ſich darin ganz zu berauſchen. Ehe aber ein neues Blutbad beginnt, ein kleines Intermezzo: Wie die gierigen Beſtien über die Thierkämpfer, ſo ſtürzen jetzt ausgehungerte Menſchen, die ſelten Wildpret verkoſteten, über die erlegten Hirſche und Eber hin, um ſich von den Thieren, die mit Menſchenfleiſch geſättigt, mit Menſchenblut beſudelt ſind, einen Wildbraten für ihren ärmlichen Tiſch zu erhaſchen. An die erſchlagenen Fechter aber macht ſich eine Schaar confectores, Abdecker. Ihnen voran zwei als Götter verkleidete Führer; der eine, Merkur, unterſucht die Leichen mit einem glühenden Stabe, der andere, Pluto, ſchlägt ihnen, wenn ſie noch zuckend Lebenszeichen von ſich geben, mit einem Hammer den Schädel ein; die Uebrigen ſchleifen mit Haken die Leichen in das spoliarium.

Auf die confectores folgen zahlreiche Sklaven in glanzvoller Livree, mit Hacken den aufgewühlten Zinoberkies zu ebnen und die Blutlachen zu beſeitigen. Während deſſen aber träufeln köſtliche Roſenwaſſer von den Teppichen des Velariums herab und überduften den Blutqualm; Geſang aus hundert exquiſiten Kehlen und die Muſik von tauſend Inſtrumenten

Digitized by Google

ergötzt das Ohr, Reihen von Bajazzos amüsiren das Auge mit ihren tollen Sprüngen.

Doch horch! neues Trompetengeschmetter! Die Gladiatoren nahen. Sie trinken an dem Springbrunnen der meta sudans die letzte Erquickung. Auf buntbemalten Wagen fahren sie durch das Westthor rings um die Arena; nur eine kleine Abtheilung der großen Schaar ist zu Pferde. Sie sind mit leichtem Gewande bekleidet, das von bronzenem Gürtel um die Hüfte zusammengehalten wird. Auf den Köpfen blinken verschiedenartige Helme. Noch lauter als zuvor erschallt uns gegenüber der Ruf: Caesar te salutamus morituri! — Cäsar, selbst an der Schwelle des Todes unsern Gruß dir!

Das Kampfspiel eröffnen in mehr komischer Weise die Andabatae — Herumtapper, mit ihren drolligen Lufthieben und Fehlangriffen: denn sie streiten gegen einander mit dem Schwerte bei verbundenen Augen.

Es folgen die retiarii — Netzkämpfer. Sie tragen einen kleinen runden Schild — die parma, einen Dreizack — tridens und ein Netz, in das sie sich beim Kampfe zu verstricken suchen; der Glückliche, dem es gelingt, den Gegner in seinem Netze zu fangen, schleift ihn über die Arena, während der Umstrickte mit seinem Dreizack noch aus dem Netze den Sieger zu verwunden strebt.

Eine neue Abtheilung rückt vor zum blutigen Gemetzel. Es sind Gallier, Vorfahren der grande nation; sie führen einen großen runden Schild — den clypeus — und das gewaltige Sichelmesser, eine gallische Waffe, welche ihnen den unübersetzbaren Namen Mirmillones gab.

Nachdem diese furchtbare Todessichel viele klaffende Wunden geschnitten, Hunderte dahingemähet, kommen die laquearii — Schlingenkämpfer — an die Reihe. Ihre Schutzwaffe ist ein kupferner Schild; zum Angriffe dient ihnen blos eine Strickschlinge, die sie sich um den Hals werfen, um sich die Kehle zuzuschnüren.

Was sollen die zweirädrigen Streitwagen, welche, von Sklaven gezogen, am östlichen Eingange der Arena sich zeigen? Der Kampf der Essedarii — Wagenkämpfer — beginnt; so benannt von der Esseda, dem gallischen Kriegswagen.

Eine noch seltsamere Kampfart löst sie ab; die *Διμάχαιροι* treten auf; man gab ihnen einen griechischen Namen, denn die lateinische Sprache reichte nicht aus, alle die Specialitäten der Gladiatoren zu bezeichnen. Sie haben keine Schutz-, nur Angriffswaffen; als solche führen sie in jeder Hand ein kurzes Schwert und kämpfen mit beiden Händen ein seltsames Floret.

Endlich sehen wir die eigentlichen Gladiatoren. Sie kämpfen zu Fuß mit langen Degen und decken sich mit großen oblongen Schilden. Die

Digitized by Google

zu Pferde schwingen eine mächtige Lanze gegen einander zum blutigen Turnier.

Die Zuschauermenge geräth in Wuth; die sanften Vestalinnen springen von ihren Sitzen auf; die Augen der Senatoren funkeln vor Zorn. Was ist geschehen? Ein nerviger Gladiator spaltet mit mächtigem Schwerte Schlag für Schlag einem andern Gegner den Kopf. Das ist der grausamen Schauluſt ein zu rasches Ende; sie will sich weiden an langdauerndem Todeskampfe der unglücklichen Opfer. Von der andern Seite des Zuschauerraumes erschallt lauter Jubel. Dort entwickelt sich ein hartnäckiges Gefecht zwischen einem gewandten Gladiatorenpaare. Die Rappire kreuzen sich munter. Hoc habet! hoc habet! — der sitzt! der sitzt! tönt's rings mit diabolischer Freude. Der Getroffene sinkt zu Boden, erhebt sich aber bald wieder auf ein Knie und fleht mit zitternd erhobener Hand um Gnade. Der Sieger läßt stolz seinen Blick über die Sitzreihen hingleiten; die Hände der Zuschauer bleiben gesenkt und erheben sich nicht; die Menge will den Tod des Verwundeten. Der Unglückliche muß nun auf den Knieen liegend die Spitze des gegen ihn gezückten Degens mit eigener Hand ergreifen und sich auf die Kehle setzen, um sich so selbst den Tod zu geben. Schallender Jubel und Händeklatschen begleitet eine jede solche Exekution. Die Sieger aber verlassen mit jauchzendem Beifall durch die porta sanavivaria den Kampfplatz.

Die Gladiatorenkämpfe sind beendet; zahllose Leichen bedecken die Arena; in das Freudengeschrei der elektrisirten Menge mischt sich das Röcheln des Todes. Doch was sehen wir? Gierig stürzen vornehme Patrizier und zerlumpte Bettler über die klaffenden Wunden der Leichen und schlürfen, wie vom Vampyrdurst gequält, das warm hervorquillende Blut. Grausiges Schauspiel! Es sind Epileptische, die in eitelm Wahne glauben, sich durch frisches Menschenblut von „der schweren Noth" heilen zu können; ein Wahn, dem selbst Aristoteles und Plinius huldigten, ein Wahn, der noch nicht ausgestorben, wie sich erst jüngst bei der Hinrichtung des Raubmörders Nolte zu Hanau gezeigt; — so fest wurzelt Vorurtheil im Leben des Volkes!

Die Arena ist gesäubert; aber das Knarren der Maschinen und Knurren der Bestien unter derselben deutet auf Vorbereitungen zu neuer Ueberraschung hin. Als Zwischenspiel dient Mucius Scävola, der berühmte Römerheld, dessen Geschichte in Aller Gedächtniß fortlebt, dessen Gesinnung aber längst im Römervolke ausgestorben. Ein Sklave wird von Soldaten an eine glühende Kohlenpfanne geführt. Sein Widerstreben ist vergebens. Die auf die Brust gezückten Schwerter zwingen ihn, seine Hand lebendigen Leibes in der Gluth zu versengen. Sehet, er zittert — er wankt vor markerschütterndem Schmerz; er droht umzusinken. Da legt eine Fackel Brand an sein geschwefeltes Kleid — die tunica incendialis —; der Aermste flammt auf in greulicher Lohe.

Digitized by Google

Indem wir noch erbeben vor diesem furchtbaren Autodafé, ändert sich plötzlich die Scene. Da es dunkel geworden, flackern wie auf einen Wink Tausende von Fackeln. Die Arena wandelt sich wie mit einem Ruck in Hügel und Wald. Die Fechter sehen sich nach allen Seiten von hundert Löwen-, Tiger- und Pantherrachen angefallen, welche durch das Geschrei der Menge, aber mehr noch durch die Pechkörbe, welche den Wald der Arena erleuchten, zu furchtbarster Raserei getrieben sind. Eine wilde, grausige Jagd beginnt — wie noch kein wilder Jäger je sie gejagt.

Doch kürzen wir ab. Alles ist todt; Menschen- und Thierleichen bedecken in wüstem Durcheinander den Kampfplatz. Nur die Fackeln leben noch und einige Alpenbären und wenige Löwen Numidiens und lauern auf frische Beute. Was will der Sklave, welcher, scheu umhersehend, mit ängstlichen Grimassen auf die Arena gedrängt wird? Er muß zur Belustigung des Volkes ein Ei auf seiner flachen Hand zwischen den lauernden Bestien dahintragen. Er erreicht springend und balancirend glücklich das andere Ende und rettet Haut und Leben unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer.

Doch ihre Blutgier ist noch nicht gesättigt. Der Ruf: bestiarios! Thierkämpfer! ertönt von allen Sitzen. Es sind keine mehr in Bereitschaft; desto lauter wird das fordernde Geschrei. Da tritt ein Bote zum Kaiser. Auf einen Wink verkündet der Herold, daß eben der Bischof Ignatius, der sich selbst Christophorus, Christusträger, nenne, von Antiochien her angelangt ist, um durch die Zähne und Klauen der Löwen die Strafe für sein Verleugnen der Götzen und Bekennen des Gekreuzigten zu erleiden. Ein ehrwürdiger Greis tritt mit verklärtem Antlitz auf die Arena; sein Auge strahlt von himmlischer Beseligung. Selbst den Löwen der Wüste flößt diese überirdische Erscheinung Ehrfurcht ein; sie schmiegen sich, freundlich mit dem Schweife wedelnd, zu seinen Füßen. Erst die Aufforderung des Heiligen, der mit der Ruhe eines höhern Wesens die Bestien lächelnd anschaut — erst die Aufforderung des Heiligen: „ihn wie Korn mit ihren Zähnen zu mahlen, damit er ein reines Brod Christi werde", gibt denselben Gewalt über seinen Leib und über sein Leben. Ein Doppelsprung — und der Bischof hat ausgekämpft — die Martyrkrone ist sein! Die Geschäftigen, welche mit Schwämmen sein Blut sammeln und in goldene Phiolen ausdrücken und sorgsam die gröbern Knochen auflesen, welche die Löwenzähne verschonten, sind fromme Christen aus Antiochia, der asiatischen Metropole, welche den Heiligen nach Rom begleiteten, um Zeugen seines Heldentodes zu sein und sich seiner Reliquien mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu bemächtigen.

Aber horch! Welch ein Plätschern der Wasser, welch ein Rauschen der Wogen schlägt an unser Ohr? Oeffnet vielleicht die Rache des Himmels wie bei der Sündfluth die Schleusen der Erde, um ein so verkommenes Geschlecht vom Erdboden zu vertilgen? Keineswegs. Der Kanal

Digitized by Google

des Amphitheaters hat sich aufgethan und setzt die Arena unter Wasser. In den Fluthen wälzen sich 36 gewaltige Krokodile und doppelt so viele Nilpferde. Barken, mit Fechtern und Harpunirern bemannt, stoßen von allen Seiten ab, und nun gibt's ein Kämpfen und Streiten, ein Zappeln und Platschen, ein Winden und Wogen auf der Wasserfläche im buntesten Durcheinander. Hier wird ein Ungeheuer getroffen und fährt unter lautem Gebrüll durch die Wellen, dort ein Kahn umgestürzt. —

Hier unterbricht sich Professor Kayser mitten in seiner Erzählung oder Reverie; denn er wird durch einen Schuß aufgeweckt, der ihn in die moderne Wirklichkeit zurückruft; er eilt aus den Trümmern dem westlichen Eingang zu und findet hier den französischen Posten, einen Elsasser, mit dem er noch kurz zuvor gemüthlich geplaudert, am Boden liegen, sich windend vor Schmerz, seine abgeschossene Muskete neben ihm. Das meuchlerische Stiletto eines Italianissimo hatte ihn, aber glücklicherweise nicht tödtlich, verwundet. So muß das Kolosseum auch jetzt noch seine Opfer haben.

Das Kolosseum (in verderbter Schreibart Koliseum), so genannt von dem Koloß des Nero, der am Eingange desselben nach dem Forum hin stand, früher das flaminische Amphitheater, wurde unter Vespasian zu bauen begonnen; doch kam unter dessen Regierung nur das untere Geschoß zu Stande. Das zweite Stockwerk fügte sein Sohn und Nachfolger Titus hinzu und feierte das Einweihungsfest schon im Jahre 80. Das dritte und vierte Stockwerk, wohin ähnliche Treppenanlagen wie im Erdgeschoß leiteten, führte Domitian, der Nachfolger des Titus und Vespasians zweiter Sohn, aus, den Riesenbau endlich vollendend. Alles war zum Zwecke der furchtbar großartigen Schauspiele, deren blutige und oft scheußliche Einzelnheiten wir oben mit Professor Kaysers Worten geschildert haben, auf's Sinnreichste und Kunstvollste eingerichtet. Zum Zweck der Seegefechte konnte die Arena unter Wasser gesetzt werden vermittelst eines Kanals, welcher mit einem mächtigen, aus dem Aquädukt des Claudius gespeisten Wasserreservoir in Verbindung stand; unter der auf Mauern ruhenden und wahrscheinlich durch einen Bretterboden gebildeten Arena waren die verschiedenartigsten Einrichtungen, wahre Wunder von Maschinerie, getroffen, um die wunderbarsten und überraschendsten Erscheinungen hervorzubringen, z. B. das plötzliche Hervortreten eines Waldes, den gleichfalls mit heraufgeschnellte reißende Thiere in großer Anzahl brüllend und in wilden Sprüngen durcheilten. Auf der obersten Terrasse befanden sich die Matrosen der kaiserlichen Flotte, welche das Zeltdach zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Sonne auszuspannen hatten. Dieses gewöhnlich aus Wolle, zuweilen aber auch aus Seide bestehende Zeltdach wurde an erzbeschlagenen Masten befestigt, welche durch das Hauptgesims gesteckt wurden. Zwischen den steinernen Sitzen, die mit weichen Kissen und Polstern belegt wurden, ragten Metallröhrchen hervor, aus denen Parfümerien, vielleicht um feineren Nasen die aus der Arena heraufdampfen-

Digitized by Google

den Blutgerüche weniger empfindlich zu machen, wie feiner Thau herabrieselten. Mit diesen sinnreichen Einrichtungen und mit der ganzen Größe seiner Erscheinung verband das Gebäude, dessen Baumeister unbekannt geblieben ist, zugleich die reichste künstlerische Schönheit; so waren z. B. in den Eingängen des zweiten und dritten Stocks gewaltige Marmorstatuen aufgestellt, deren Piedestale noch in den Ruinen bemerkbar sind.

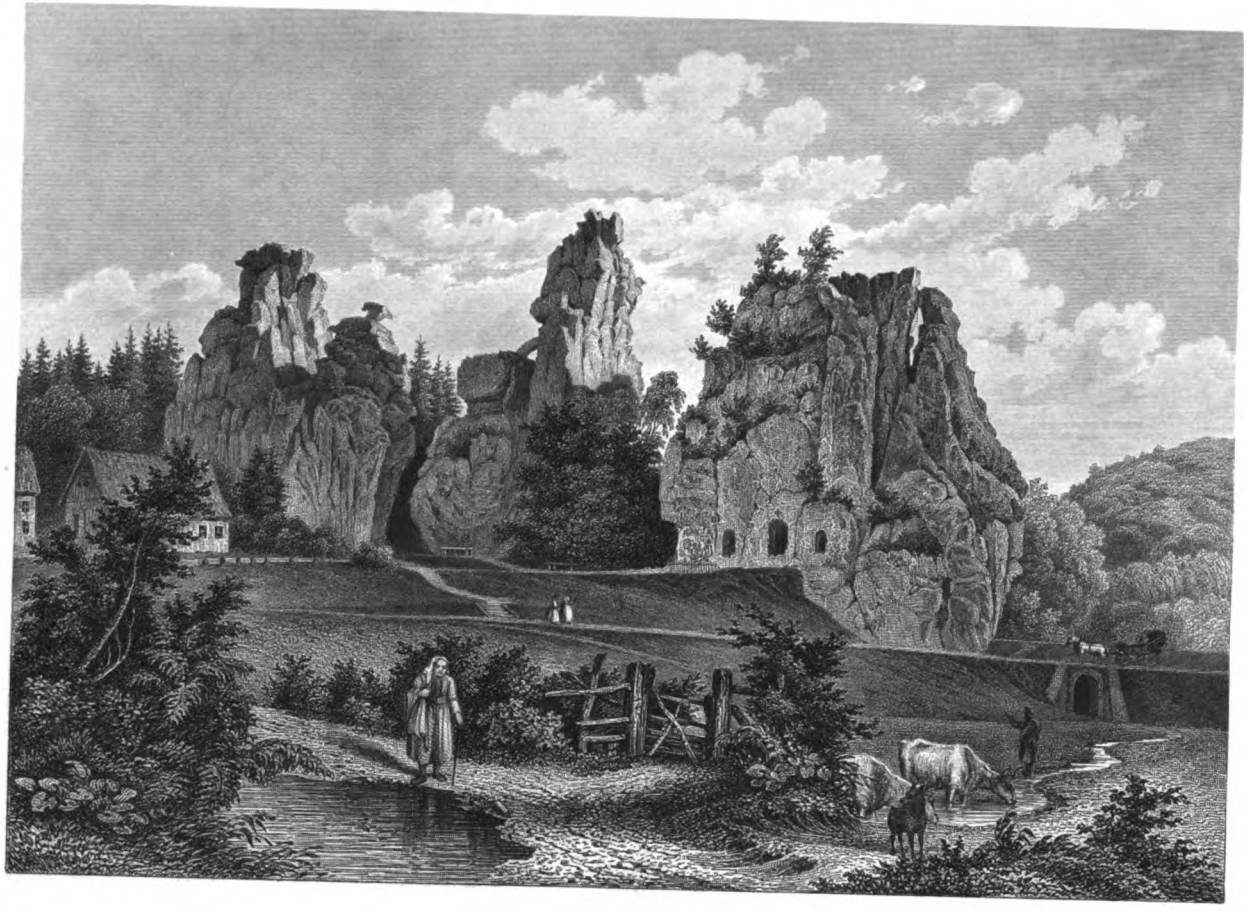
Im Mittelalter diente das Kolosseum den römischen Baronen als Festung, deren Besitz sie sich unter einander, z. B. die Frangipani und Annibaldi, gar oft streitig machten. Während des Exils der Päpste wurde der gewaltige Drei-Kaiserbau als Steinbruch benutzt, aus dem man das Material zum Bauen und Kalkbrennen schöpfte; Klemens XI. ließ sogar die untern Bogengänge zumauern und zur Gewinnung von Salpeter mit Dünger füllen. Erst Benedikt XIV. that der weiteren Zertrümmerung des Gebäudes dadurch Einhalt, daß er es religiösen Zwecken weihte, rings um die Arena sogenannte Stationen errichtete und in der Mitte derselben ein mächtiges Kreuz aufpflanzen ließ. Die via crucis wird noch jetzt jeden Freitag abgehalten. Pius VII. und Leo XII. haben mächtige Streben aufführen lassen, um die Umfassungsmauer zu stützen, und der jetzt regierende Papst, Pius IX., wies bedeutende Summen aus seiner Privatschatulle zum Zwecke von Restaurationen an.

So ist mithin in letzter Zeit das Mögliche geschehen, um die Riesentrümmer, die einen so blutgetränkten Raum einschließen, künftigen Geschlechtern zu erhalten. Auch noch in ihrer jetzigen Gestalt erwecken sie Bewunderung, Erstaunen und bei der Rückerinnerung an die entsetzlichen Schauspiele, die in ihrem Innern gefeiert wurden, auch ein geheimes Schaudern. Namentlich ist letzteres bei Fackellicht oder bei Vollmondschein der Fall, wo der Wechsel von Schatten und Licht noch greller kontrastirt als im vollen Tageslicht und eine rege Phantasie die dunkeln Winkel und Höhlen sich mit den geisterhaften Schatten Derjenigen belebt denken kann, welche als Schlachtopfer grausamer Lust den Binnenraum mit ihrem Blute tränkten und deren Schmerzens- und Todesseufzen, vermischt mit dem Wuthgeheul würgender Thiere, an diesen Mauern emporschlugen, während jeder Schmerzensschrei von den Sitzplätzen her vom Volke mit tollem Jubel begrüßt und übertönt wurde.

H. Marggraff.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Externsteine

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Die Externsteine im teutobnrger Wald.

Wo die Natur ungewöhnliche Gebilde geschaffen hat, da war von je der Mensch bemüht, sie mit dem Schleier des Geheimnißvollen zu schmücken. Die Götter und die Geister mußten da ihre Lieblingssitze aufgeschlagen haben, die Sage ließ sich da am liebsten nieder, der Glaube erbaute hier seine Altäre und der Aberglaube lockte hieher die Schaaren der Frommen, um sie in Masse auszubeuten. Es ist nicht nöthig, daß die Geschichte die Denktafel einer großen That an sie befestigt, die Tradition ist mächtig genug, ihnen für weite Kreise einen unverwischbaren Nimbus zu sichern.

Solche vielgefeierte Naturgebilde sind die Externsteine unweit Horn, einem Städtchen im Fürstenthum Lippe-Detmold. Ihre Lage zwischen vielbesuchten Orten führt ihnen fortwährend so zahlreiche Gäste zu, daß das Universum nicht umhin kann, ihnen eine ausführliche Beschreibung zu widmen. Sie liegen oder erheben sich vielmehr eine Stunde von dem Badeort Meinberg, zwei kleine Stunden von Detmold, drei Stunden von dem Badeort Lippspringe, vier Stunden von Driburg, sieben Stunden von Pyrmont, und die Heerstraße von dem vier Stunden entfernten Paderborn in das lippische Land führt mitten durch sie hin.

Den Namen Externsteine tragen fünf große Sandsteinfelsen, die wie ungeheure, durch irgend eine Naturkraft von einander getrennte Trümmer einer Riesenmauer erscheinen und die Das, was sie scheinen, sicherlich auch sind, nur daß diese Mauer nicht von Menschenhänden gebaut war. Betrachten wir nämlich das teutoburger Waldgebirge näher, so unterscheiden wir an demselben drei ziemlich parallel laufende Gebirgsketten von wesentlich verschiedener Formation. Die östlichste derselben besteht aus Muschelkalk, die mittlere aus Quadersandstein und die westliche aus Kreidekalk. Am östlichen Ende der mittlern Kette nun finden wir jene lange Reihe isolirt stehender Felsbrocken, deren man wohl dreizehn zählen kann, von denen jedoch nur die fünf größten, die, eng zusammenstehend, eine imposante Gruppe bilden, als die eigentlich sogenannten Externsteine gelten.

Auch dieser Name ist bezeichnend für die Lage und Gestalt derselben. Der teutoburger Wald heißt zum Theil, oder überhaupt im Munde der Bewohner jener Gegend Osning oder Osnegge (woher auch Osnabrück den Namen hat), und da die mächtigen Steine wie Sterne aus ihrem Wald hervorglänzten, so bezeichnete sie der Volksmund nach seiner Weise als Eggesterensteine, Eggesternsteine, d. h. Sternsteine an der Egge, woraus nach und nach das „Externsteine" zusammengezogen worden ist.

Digitized by Google

Der Hügel des Osning, an dessen nordöstlichem Ende die fünf Felsthürme sich erheben, heißt Knickenhagen. Der merkwürdigste derselben ist zugleich der äußerste, bis zu dessen Fuß der Spiegel eines neugegrabenen Teichs sich ausdehnt. Dieser Koloß erreicht eine Höhe und Breite von ungefähr 125 Fuß und in ihm ist nicht nur eine Kapelle ausgehauen, sondern er ist auch mit einem der ältesten Werke der deutschen Bildhauerkunst, einer Kreuzabnahme, geschmückt. Die Kapelle ist 36 Fuß tief, 11 Fuß breit und 10 Fuß hoch. Neben ihr ist ein andrer Raum ausgehauen, welcher 12 Fuß lang, 6 Fuß breit und mit einem Fenster versehen ist. Dieses Fenster und die Thür zur großen Kapelle sehen wir neben der Kreuzabnahme. Der Thür gegenüber zeigt sich im Innern der Kapelle auf dem ebenen Boden ein Becken von $1^{3}|_{4}$ Fuß Tiefe und $4^{1}|_{2}$ Fuß Breite, das ganz gut als ein Taufbecken gelten kann, in welches man hineinstieg. Biegt man um die Ecke des Felsens, wo die Kreuzabnahme steht, herum, so kommt man zur Thür einer zweiten Höhlung von 10 Fuß Länge und 8 Fuß Höhe, die mit der großen Kapelle zusammenhängt und als Seitenkapelle bezeichnet wird. Links neben dem Eingang zu derselben ist die Figur des Apostels Petrus in den Felsen gemeißelt, an dem Schlüssel in der Hand zu erkennen.

Kehren wir jedoch auf die Vorderseite und zur Hauptzierde dieses Externsteins zurück, welche selbst Goethe einer ernstlichen Beschauung und Besprechung würdigte: zum Bildhauerwerk der Kreuzesabnahme! Die ganze Darstellung zerfällt in zwei Abtheilungen, eine untere und eine obere. In der untern ist der Sündenfall zu erkennen, Adam und Eva von der Schlange umwunden; in Beziehung zu dieser stellt dann der obere die Erlösung von der Erbsünde durch den Kreuzestod dar. Um unseren Lesern Goethe's Urtheil verständlich zu machen, müssen wir folgende entlehnte Schilderung des Bildwerkes vorausgehen lassen: „Zur Rechten des Kreuzes steht Joseph von Arimathia, welcher mit Nicodemus den Leichnam des Gekreuzigten sich erbeten hatte, auf einem so zierlich und schön gezeichneten Stuhl, wie er auch heute nicht geschmackvoller erdacht werden könnte. Joseph hat den Leichnam eben vom Kreuze losgemacht und hält dasselbe noch mit dem rechten Arme umschlungen. In seinem Antlitz prägt sich tiefes und wehmüthiges Nachsinnen aus. Links hat Nicodemus die schwere Last des Heilands auf sich genommen, und neben ihm steht, vorgebeugt, in langem schöngefaltetem Gewande, die Madonna. Leider ist das sehr beschädigte Bildwerk gerade an dieser Stelle am härtesten mitgenommen; das Haupt der Maria fehlt ganz. Ihr gegenüber, auf der rechten Seite des Kreuzes, steht der treue Jünger Johannes, ebenfalls in langem Gewande mit gutem Faltenwurf. Ueber dem linken Arm des Kreuzes erscheint Gott der Vater; er trägt die Seele des Heilands als Jesuskindlein angedeutet an der Brust und hält zugleich mit der Linken eine Siegesfahne, während die Rechte wie segnend nach unten ausgestreckt ist. Unmittelbar neben Gott dem Vater zeigt sich die Sonne als weinender Engel, ihr entsprechend rechts der

Digitized by Google

Mond, beide mit herabhängenden geschmackvoll drapirten Schleiern und sich die Thränen abwischend". — Goethe sagt hierüber: „Die Komposition des Bildes hat wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Der den Leichnam herablassende Theilnehmer ist anständig, ehrwürdig und ehrerbietig hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilands an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja durch ihre Hand sanft angedrückt wird; ein schönes, würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt".

Dieses kurze Urtheil aus solchem Munde wird genügen, um unsere Leser zu überzeugen, daß die Externsteine auch in künstlerischer Beziehung einen Besuch und die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen. —

Der nächste Stein gleicht einem hohen Thurm, und er ist nicht blos ausgezeichnet durch seine Gestalt, sondern als Träger einer zweiten größeren Kapelle, der sogenannten oberen, weil sie in der Höhe des Felsens angebracht ist. Um sie zu ersteigen, müssen wir uns zum dritten Stein begeben, der bedeutend niedriger, als der zweite ist. Auf seine Höhe führt eine schon in den ältesten Zeiten gehauene Treppe und von da gelangen wir auf einer zierlichen eisernen Brücke, einem Werke der neuesten Zeit, hinüber zum zweiten Fels und in die Nähe des Eingangs der obern Kapelle. Diese ist 18 Fuß lang und 10 Fuß breit; ihre Herstellung mag eine ziemlich halsbrechende Arbeit gewesen sein. Besonders Sehenswerthes bietet sie außerdem nicht.

Zwischen dem dritten und seinem Nachbar, dem etwas höheren vierten Stein sehen wir die Straße, welche Paderborn und Horn verbindet. Dieser Stein ist ausgezeichnet durch ein amboßförmiges Felsstück von ungefähr 5 Fuß Länge, welches von der geneigten Koppe des Felsens auf die Straße herabdroht. Weil nun die Sage es verrieth, daß dieser Felsbrocken die Bestimmung habe, einst eine lippische Gräfin zu erschlagen, so ist solchem Frevel sorglich vorgebeugt worden, indem die edle Fürstin Pauline ihn, als sein Herabwerfen nicht gelang, mit Klammern befestigen ließ.

Am höchsten von allen Externsteinen ragt, wegen seiner hohen Lage, der fünfte empor und schließt die interessante Gruppe ab. Unmittelbar hinter ihm beginnt der Wald des Knickenhagens.

Das Alter der Externsteine haben die Geologen zu bestimmen; doch nehmen diese es mit ein paar tausend Jahren nicht so genau; dagegen belehren sie uns über deren Ursprung; sie halten diese Eggesterensteine für die Trümmer eines Sandsteinlagers, das hier von gewaltigen Fluthen ausgewaschen, zerrissen und durchbrochen worden sein soll, wie wir schon oben angedeutet haben.

Die Geschichtsforscher dieses Landes weisen mit Stolz nach, daß man bei den Externsteinen die Altäre zu suchen habe, an welchen die siegenden Germanen die gefangenen Römer der Hermannsschlacht den Göttern

Digitized by Google

geopfert hätten. Nicht weniger ist man geneigt, hier die Stätte zu sehen, wo die germanische Wahrsagerin Velleda gewaltet; auch die Irmensäule versetzte man wenigstens in die nächste Gegend, und Karl der Große soll hier das niedergetretene Volk der Sachsen bekehrt und damit die ersten Dragonaden im fränkischen Reiche begangen haben.

Die erste Urkunde über die Externsteine lautet vom Jahre 1093. Sie waren damals das gemeinschaftliche Eigenthum von drei Brüdern, deren einer, Imico, schließlich durch Schenkung in den alleinigen Besitz derselben gekommen war. Dieser vermachte sie im genannten Jahr dem zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus gestifteten Kloster Abdinghof in Paderborn. Von da an wurden sie in den Dienst der Kirche gezogen. Die Herstellung der Skulpturarbeiten verlegt man in die Zeit von 1100—1115, in welch letzterm Jahre, nach einer im Jahre 1838 von Bandel entdeckten Inschrift neben der Thür der untern Kapelle, „der Bischof Heinrich von Paderborn dieses Heiligthum eingeweihet" haben soll. Der einträgliche Wunderglaube wird von der Priesterschaft hier bald in Flor gebracht worden sein, denn die Externsteine wurden berühmte und vielbesuchte Wallfahrtsorte.

Aber schon aus dem Jahre 1140 meldet eine Urkunde, daß bis dahin die Externsteine von Mönchen und Einsiedlern bewohnt gewesen, die man dabei betroffen habe, wie sie Raub und Mord verübten und deshalb ausgetrieben und ausgerottet worden seien. Trotz alledem scheint dies dem Gottesdienste keinen Eintrag gethan zu haben, denn erst mit dem Hereinbrechen der Reformation in die lippischen Lande (1538) hörte auch bei den Externsteinen Gottesdienst und Wallfahrt auf, ja so entschieden protestantisch ward sofort das Volk des Landes, daß, als nur 21 Jahre später der Großherzog von Florenz, bei einem Besuche beim lippischen Erbgrafen, die Externsteine um 60,000 Kronen käuflich an sich zu bringen suchte, man den vortheilhaften Handel niederschlug, blos, weil man befürchtete, es möchte dort der katholische Gottesdienst wieder eingeführt werden.

Die Aufmerksamkeit, welche ein fremder Fürst der damals im Lande vielleicht ganz mißachteten Felsengruppe zuwandte, scheint die heimische Theilnahme für sie erst wieder geweckt zu haben. Seitdem, besonders aber seit dem 17. Jahrhundert, begann man mit den Bauten und Verschönerungen, die man heute noch pflegt und welche die Externsteine und ihre Umgebung nicht nur zu einer interessanten, sondern auch zu einer reizenden und Auge und Herz zugleich labenden Wallfahrtsstätte der Freunde deutscher Natur und deutscher Sage und Geschichte erhoben haben.

F. Hofmann.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Goldau und der Lowerzer See.

Das majestätische Alpengebäude, ein Resultat der gewaltigsten Erd-Umgestaltungs-Prozesse, bietet uns, wie wir es heute sehen, nur Ruinen seiner einstigen Gestalt und Größe dar. Alle jene malerischen Felsengruppen, die als jäh aus ewigem Schnee aufsteigende „Hörner" und „Stöcke" oder als breite, waldumsäumte Kalk- und Dolomit-Wände die Thäler eingrenzen, waren einst, in der vorhistorischen Zeit, eine einzige zusammenhängende Masse von gewaltiger Ausdehnung. Erdbeben und Gasexplosionen zerstörten aber die gigantischen Höhenzüge und wurden Veranlassung, daß einzelne Theile des Gebirges wieder in's Innere unseres Planeten zurücksanken; so zerrissen die zerstörenden Kräfte der Natur das mächtige Alpengebäude dermaßen, daß jene weit klaffenden Spalten daraus entstanden, die die Menschen heute als fruchtbare und milde Thalgründe bewohnen.

Indessen auch diejenige Periode im Entwickelungsgange unseres Erdkörpers, welche wir gegenwärtig mit durchleben, war schon unendlich oft Zeuge schrecklicher Ereignisse, die den festen, wie für Ewigkeiten geschaffenen Riesenbau der Alpen in seinen Grundfesten erschütterten und umfangreiche Ablösungen des Gebirges zu Thal sandten.

Eine der furchtbarsten und jüngsten Katastrophen dieser Art war der Bergsturz bei Goldau am 2. September 1806.

Dieses freundliche stille Dörfchen lag zwischen dem, seiner Aussicht halber weltberühmten, vielbesuchten Rigi und dem Roßberge in dem mehre Stunden langen Lowerzer Thale.

Die ganze Gegend gehört jenem Theile der historisch-klassischen Schweiz an, innerhalb dessen das schlichte Hirtenvolk seine ersten Spartaner-Kämpfe für Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes schlug, — jenem Theile, in welchem der durch Schillers hohes Heldenlied verherrlichte Urahn aller Gebirgsschützen, Wilhelm Tell, lebte. Dort jene Felsenzinken in des Thales Hintergrunde sind die Mythenstöcke, an deren Fuße Schwyz, der alte Flecken, liegt, von dem die Volkssage geht, daß es der älteste Ansiedlungspunkt der Schweiz sei und diese darum ihren Namen davon hergeleitet habe. Ganz nahe dabei, an den Gestaden des vielbuchtigen Vierwaldstätter-See's, gruppiren sich malerisch die Häuser von

Digitized by Google

Brunnen und diesen gegenüber liegt, an den Abhängen des Selisberges, die stille, geheiligte Bundeswiese des Grütli, wo die ersten Eidgenossen schwuren:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein wie die Väter waren:
Eher den Tod als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Dieses innige Vertrauen, dieser Freiheitsmuth und diese Einheit, wenn es den gemeinsamen Interessen galt, halfen dem kleinen, unscheinbaren Häuflein, daß es erstarkte und wuchs und groß wurde und seit fünf Jahrhunderten als selbständiger Staatenbund in Mitte der brausendsten Zeitkämpfe sich erhalten konnte. Welch ein Vorbild für jene Länder, die durch Einheit stark und mächtig sein könnten, während sie, durch kleinliche Rücksichten und beschränkten Lokal-Patriotismus uneinig und darum schwach, ohnmächtig, der Spielball fremder Laune, volksfeindlicher Politik sein müssen! —

Ueberspannt dann unser Blick die Seebreite zum andern Gestade, so erreicht das Auge die an des steilen Axenberges Felsenwand geschmiegte Kapelle auf der Tells-Platte. Hier war's, wo der Befreier seines Volkes, der tollkühne Tell, bei wildem Sturm des Ungewitters und hochgehender Wogenbrandung dem Kahn entsprang, mit welchem Landvogt Geßler den Schützen wollte gen Küßnacht fahren und verwahren lassen, „wo weder Mond, noch Sonne ihn bescheinen sollten."

Und würden dann noch wenig Schaufelschläge des Dampfers uns an das nahe liegende Ende des Seebusens tragen, wo Fluelen, der Landungsplatz der Gotthardsstraße, liegt, dann wäre in einigen Minuten auch jene denkwürdige Stätte erreicht, an welcher im Flecken Altdorf der Vater Tell mit bebender Hand, mit blutendem Herzen einen Apfel von des eigenen, lieben Kindes Haupte schießen mußte auf den Befehl des Tyrannen, der des Volkes uralte heilige Rechte mit höhnender Willkür zu Boden trat.

Den Landvögten unserer Tage ist der Schütze Tell eine unbequeme historische Figur und darum bestrebt sich die servile Kritik, den Apfelschuß als ein Märchen aus der Geschichte hinweg zu eskamotiren. Aber der Freiheitsheld lebt im Herzen seines Volkes! was vermag gegen solch ein Heimathsrecht spitzfindige Stubengelehrsamkeit?

Genug! Wohin das Auge schaut, ringsum sind's Punkte, die Deutschlands größter Dichter schon in unseren Jugendjahren uns vor das Seelenauge führte.

Digitized by Google

Auch die Ufer des Lowerzer See's, die unser Bild im Mittelgrunde zeigt, erinnern an den Helden Tell. Als er, dem Kahn und der drohenden Haft entronnen, zur „Hohlen Gasse" bei Küßnacht eilte, wo er dem Dränger der Unschuld, dem Feinde des Volkes den tödtenden Pfeil in's Herz sandte, da führte ihn der Weg über Lowerz und Goldau. In jenen Tagen standen beide Dörfer noch auf dem Grunde und Boden, auf dem die ersten Ansiedler dieser Gegend sich niedergelassen hatten. Jetzt deckt hoher Gebirgsschutt das große gemeinsame Grab, in dessen Tiefe fast ein halbes Tausend Menschen in einem Augenblicke gebettet wurden.

Mit dem Gefühl der Bangigkeit betritt der fremde Wanderer das große Trümmerfeld, durch welches sich der Weg von Arth am Zuger-See über Neu-Goldau zum Rigi emporwindet. Unwillkürlich tritt ihm der furchtbare Augenblick des Verschüttungs-Momentes in seiner ganzen entsetzlichen Größe vor die Seele, wenn er die Stunden lange Sturzbahn am Roßberge erblickt, über welche die Felsenmassen jagenden Laufes herabstürmten in's Thal.

Ursache des schrecklichen Ereignisses war, wie beim Zertrümmerungs-Prozesse des Gebirges überhaupt, das Wasser. Es ist und bleibt der gleiche zerstörende Faktor, welcher hier als strömender Regenguß die entwaldeten Berge abspült und die geringen Erdreste, in welchen Pflanzen gedeihen könnten, als dicke Schlammströme zu Thal sendet, — oder dort als geschmolzenes Schneewasser in die Felsenrisse eindringt, gefriert und durch die ausdehnende Kraft der Eiskrystallisation die Spalte nach und nach immer mehr erweitert, bis der abgesprengte Steinkörper, das Gleichgewicht verlierend, in die Tiefe fällt, — oder an noch anderen Stellen als eingedrungenes und angesammeltes Wasser die geneigt liegenden Gesteinsschichten so lange unterwühlt und auflöst, bis diese endlich ihrer festen Basis beraubt und, durch das Gesetz der Schwere gedrängt, gleichfalls hinab rutschen oder stürzen. Dies letztere war bei der Verschüttung von Goldau der Fall.

Der ganze Sommer des Jahres 1806 war regnerisch gewesen und gegen das Ende des August und in den ersten Tagen des September hatte ein eigentlicher, ununterbrochener Landregen seine überströmenden Urnen über der Schweiz geleert. Schon mehrfach waren die Bewohner des Lowerzerthales durch lautkrachende Lufterschütterungen davon in Kenntniß gesetzt worden, daß droben an den Höhen des Roßberges theilweise Felsenablösungen erfolgt sein mußten. Aber der Bewohner des Gebirges, an außerordentliche Erscheinungen dieser Art gewöhnt, die den Flachländler in Angst und Schrecken jagen würden, achtet solcher Andeutungen zu wenig und mißachtet nicht selten die Gefahr, die ihn kurz darauf umkommen läßt.

So auch hier. Sorglos befanden sich die Einwohner der Dorfschaften Goldau, Busingen und Lowerz, deren Wohnungen und Ställe

Digitized by Google

weithin durch's Thal und an den Bergeshalden zerstreut lagen, in ihren Häusern und nur wenige derselben im Freien, als kurz vor fünf Uhr Abends ein dem Blitzeinschlagen ähnlicher Donnerknall, der, tausendfach vom Echo wiederholt, nicht enden zu wollen schien, die ganze Bevölkerung ringsum aufschreckte. Alles, was laufen konnte, eilte den Thüren und Fenstern zu, um zu sehen, welch außerordentliche Begebenheit Ursache des den Boden erschütternden Geräusches gewesen sei. Aber hier war es zu spät, um zu sehen und zu beobachten. Der ganze Berg schien lebend geworden zu sein; denn Wiesen, Bäume, Wälder, Felsen rutschten und stürzten, eine immer größere und beschleunigtere Fallkraft annehmend, dem Thale zu, so daß nach wenig Sekunden der ganze über eine Wegstunde einnehmende Abhang des Roßberges ein in Staubwolken gehülltes, wildherabjagendes Chaos zeigte, das unter unbeschreiblichem, das Gehör fast zerschmetterndem Spektakel dem Thale mit Blitzesschnelle zueilte.

An Rettung zu denken war hier überflüssig; dennoch mag die Volksmenge das Mögliche versucht haben. Wenigstens von Einzelnen weiß man, daß sie mit knapper Noth dem gräßlichen Tode entflohen und später Berichte über Das geben konnten, was ihnen zu erblicken und zu unterscheiden möglich gewesen war.

Als die Glocke zu Arth fünf Uhr schlug, lagen 457 Menschen, zahlreiche Viehheerden und einige hundert Häuser, Scheunen und Ställe unter dem Steinmeer erschlagen und begraben, welches heute das vielbesuchte Trümmerfeld von Goldau bildet. —

Es ist dies nicht das einzige Riesengrab, welches im Alpengelände liegt; die ältere Geschichte berichtet von Bergstürzen, welche Plurs im siebzehnten Jahrhundert und größere Städte, wie das römische Tauretunum mit noch zahlreicherer Bevölkerung verschütteten.

Es sind gräßliche Momente, die in geringerem Umfange und in minder gemein-gefährlicher Weise sich alljährlich in den Alpen wiederholen. Aber sie schrecken den Gebirgsbewohner nicht ab, die gefährliche Stätte zu bewohnen, wo der Todeskeil fortwährend dräuend ob seinem Haupte hängt; vielmehr hebt und kräftigt und stählt es seinen Muth, der Gefahr stündlich offen in die Augen zu schauen und macht ihm die Heimath noch um einmal so lieb, als wenn er völlig sorglos in den geschütztesten Winkel der Erde gebettet wohnte.

Berlepsch.

Digitized by Google

Digitized by Google

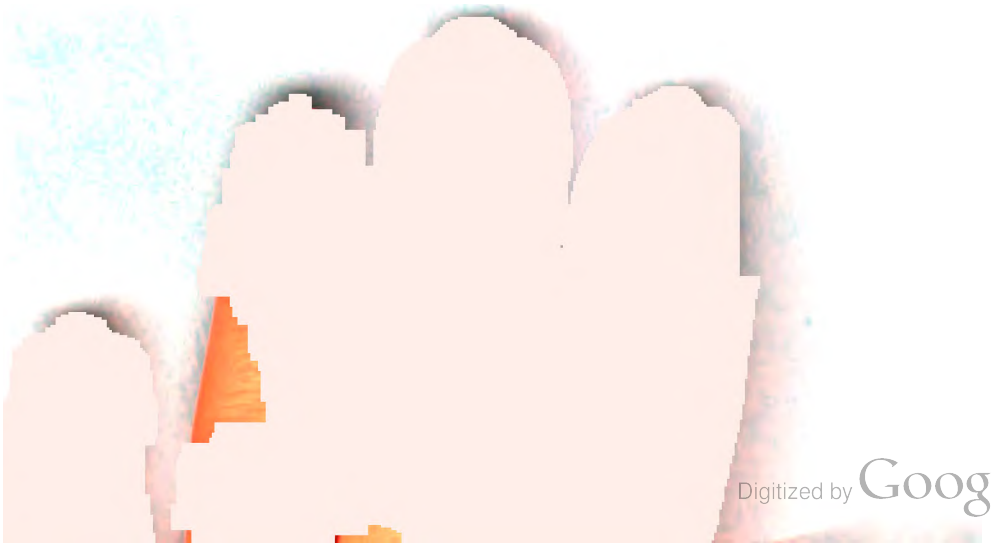
LONDON.

Published by Joseph Thomas at Hallbottle House.

Digitized by Google

Digitized by Google





Digitized by Google

Londons Strom und größte Brücke.
1862.

London ist in diesem Jahre das große Reiseziel für alle Völker der bewohnten Erde. Australien rüstet sich zu einem kurzen Besuch in der alten Heimath. Beide Indien haben sich aufgemacht, die schiefäugigen Bewohner des himmlischen Reiches und die Kolonisten des Kaps sind unterwegs. Ja selbst bis zu den Staaten des zerrissenen Sternenbanners und in die Feldlager am Potomac ist die Wanderlust gedrungen, trotz aller Bomben des Monitor und Merrimac; und wollte man in diesen Tagen einen Gang machen durch die größten und die kleinsten Städte unseres eigenen Kontinents, so würde man wahrscheinlich vor allen Ladenfenstern und an allen Bahnhofsmauern zwei Worte in beständiger Wiederkehr finden — und diese beiden Worte sind: „Die Weltausstellung" und „London".

Aber London ist auch nicht zurückgeblieben in den Vorbereitungen, um die zahllosen Gäste, welche es erwartet, würdig zu empfangen. Der Riesenpalast im fernsten Westen von London steht fertig, welcher die Nationen versammeln soll, — nicht zum Kampf „der Wagen und Gesänge", wie in den alten Zeiten der Poesie, sondern zum Kampf der Industrie und der Arbeit, der Maschinen und Erfindungen. Seit Mitte vorigen Jahres ist London, wie ein guter Wirth, unaufhörlich thätig gewesen für das gewaltige Fest, welches der Welt daselbst gegeben werden soll. Wir sahen alte Häuser einreißen und neue Häuser bauen; wir sahen meilenlange Straßen abgesperrt und aufgewühlt bis in ihre Eingeweide, wo die tausenderlei Röhren des unterirdischen Londons dicht aufeinandergepackt sich unserm Blick präsentirten. Wir sahen Breterverschläge auf offenen Plätzen und hörten von neuen Monumenten, welche hinter denselben errichtet wurden. Zwei neue Eisenbahnen wurden angelegt, von denen die eine durch die Luft über den höchsten Dächern und die andere durch die Erde unter den tiefsten Kellern fortläuft. Kurz, wir hörten und sahen so viel Neues in dieser Wunderstadt, daß selbst uns, den alten Londonern, ein wenig konfus davon zu Muthe ward. —

Was aber wird nun der Fremde sagen, der London zum ersten Male sieht? Was wird sein erster Eindruck sein?

Wir glauben, die unbeschreibliche Großartigkeit dieser Stadt, welche beinahe so viel Häuser, als die Hauptstadt von Preußen Einwohner, und

Digitized by Google

mehr Einwohner hat, als das ganze Königreich Hannover, — die Fülle, die Mannichfaltigkeit und das Getöse ihres Lebens wird den Fremden zuerst erschüttern. Als wäre er von irgend einem Stern in eine ihm gänzlich unbekannte Welt gefallen, so wird er dastehen unter diesen Hunderttausenden von Häusern und diesen Millionen von Menschen. Er wird nicht wissen, wohin er sich wenden, und sich nicht entscheiden können, wo er beginnen soll. Der Lärm von unaufhörlich und überall sich drängenden Wagen und Fahrzeugen wird ihn verwirren. Rathlos an jeder nächsten Straßenecke wird er stehen bleiben, kleinmüthig verzagend, daß diese donnernde Fluth sich je verlaufen werde, und ängstlich sich umsehend, wie er es anfange, um nach der andern Straßenseite hinüber zu gelangen. Mit einer Anwandlung von Todesfurcht wird er sich dem Omnibus anvertrauen, welcher weiterrollend, indem er noch mit zitternden Armen und Beinen an ihm emporklettert, im folgenden Augenblick schon, Rad an Rad, sich durch ein Knäuel anderer Omnibusse durcharbeitet; und mit einem Gefühl, wie er es sonst nur in schweren Träumen gehabt, wenn er sich einbildete, von einem himmelhohen Thurme herabzustürzen, wird er sich an das schwankende Geländer der „Außenseite" festklammern, indem der Wagen den Hügel von Holborn oder Ludgate hinunterjagt. Mit einer Art von Verzweiflung wird der Fremde immer und immer wieder neue Straßen, neue Plätze, neue Kirchen, neue Paläste auftauchen sehen. Er wird stunden- und tagelang reisen, ohne das Ende dieser Stadt zu erreichen. Jammern wird er nach einem Orte, wo keine Menschen und keine Häuser und keine Wagen sind; aber er wird ihn nicht finden. Bis ihn zuletzt eine Sehnsucht ergreift, ähnlich derjenigen, welche der Reisende empfindet auf hoher See, nachdem er wochenlang nichts gesehen, als den Himmel über und das Wasser unter sich, oder der Wanderer, welcher durch die brennende Luft und den schweigenden Sand der Wüste zieht. Das Bewußtsein, nicht entfliehen zu können, hier nicht der gräßlichen Einsamkeit und Monotonie und dort nicht dem unaufhörlichen Wechsel und sinnbetäubenden Wirbelflug des Lebens, erzeugt in beiden Fällen dieselbe Wirkung, indem es ein Gefühl von Ohnmacht in der Menschenseele zurückläßt. —

Erst wenn dieses Gefühl überwunden ist, wird der Fremde in London anfangen, sich an den Anblick von dessen Größe zu gewöhnen. Er wird über das Treiben staunen, welches die Straßen dieser Stadt unabläßig füllt, er wird den Reichthum bewundern, der in ihren verschiedenen Quartieren aufgehäuft ist, und vor Allem aus jener Verzagtheit über die Ohnmacht des Einzelnen wird er sich zur Anerkennung des menschlichen Geistes und der imposanten Kraft seiner Totalwirkung erheben. Er wird dankbar sein für die Mittheilungen, welche ihn über das riesenhafte Wachsthum dieser Stadt und die Verhältnisse von ihren Einwohnern belehren. Gern wird er vor ihren stattlichen Palästen und ehrwürdigen Denkmalen der Ver-

Digitized by Google

gangenheit stehen bleiben, um sich erzählen zu lassen von jenen alten Königen, die er aus Shakespeare's Tragödien kennt, sowie von den Handelsfürsten der City, welche mit ihnen an Macht und Reichthum wetteiferten. Mit einer eigenthümlichen Genugthuung wird er die prachtvollen Schaufenster betrachten, glänzend dekorirt mit den buntschillernden Erzeugnissen ferner, märchenhafter Zonen und verschwenderisch ausgestattet mit Gespinnsten und Geschmeiden so kostbarer Natur, daß nur das reichste Volk der Erde daran denken kann, sie zu kaufen. Eine behagliche Stimmung, wenn er sich täglich umgeben sieht von dem Luxus und Ueberfluß des Lebens, wird auch ihn zuletzt erfüllen, und im unbeschränkten Genuß Desjenigen, was den Sinnen hier geboten ist, wird in ihm die Fähigkeit sich steigern, mit Befriedigung zu sehen und zu beobachten. Heimisch wird er sich fühlen unter den Trophäen der Größe und Herrlichkeit, welche das stammverwandte Volk der Briten in seiner Stadt aufgerichtet, und — wenn auch mit einem wohl erklärlichen Blick der Wehmuth auf die deutsche Heimat — wird die eigene Seele wachsen in dem Horizont ihrer Anschauungen und der Unbefangenheit ihres Urtheils, indem sie sich gewöhnt an die ungeheure Ausdehnung dieser Stadt, an ihre für unsre Maßstäbe so unbegreiflichen Dimensionen und an die durch ihr Alter und ihre historischen Bezüge gleich ehrwürdigen Traditionen derselben. —

Eine Straße nun hat London, welche so alt ist, daß Geschichte und Sage nicht ausreichen, um die Zeit ihres Anfangs zu bestimmen. Die celtischen Urbewohner von Großbritannien, welche die Chroniken uns schildern als Riesen, gekleidet in die Felle wilder Thiere, haben diese Straße gekannt. Wir finden Spuren in ihr und an ihr von den Römern. Die Angelsachsen haben ihr Panier mit dem weißen Roß über diese Straße getragen, und die Könige der Normannen haben ihren Palast an den Rand derselben gebaut. Sie ist die längste Straße von London, denn sie reicht von den Bäumen in Cremorne stunden- und stundenweit bis zu den Krähnen und Winden von Blackwall. Sie ist die breiteste Straße von London, denn kein Auge vermag von der einen Seite derselben bis zu der andern hinüberzusehen. Sie ist die bunteste und herrlichste Straße von London, denn der Reichthum der ganzen Welt ist auf ihr versammelt, und doch die geräuschloseste, denn das Rollen von Wagenrädern und der Donner von Pferdehufen ward niemals vernommen in ihr.

Dieses ist die Wasserstraße von London, „der stille Heerweg", wie sie das Volk nennt, die hochberühmte, vielgefeierte Themse.

In alten Zeiten haben die Dichter sie „die schöne, die silberne" Themse genannt, und lieblich genug noch heute ist sie, wo sie in mannichfaltigen Windungen sich durch die lachenden Gründe von Richmond und die Blumenufer von Hampton-Court und Kew schlängelt. Aber sobald sie sich der Riesenstadt nähert, nimmt ihr Wasser eine andere Farbe, ihr Ufer eine andere Gestalt an. Die Bäume, die Blumen, die Wiesen ver-

Digitized by Google

schwinden, und rußige Häusermassen, schwarze Dächer mit zahllosen, hexenhaft verbogenen Kaminröhren, himmelhohe Schlöte, Kirchenthürme, Kuppeln, Säulen, kolossale Bögen und schlammige Treppen erscheinen — das ungeheure Straßengewirr auf beiden Seiten beginnt, um auf Meilenlänge nicht mehr zu enden. Zugleich hat aber auch der Strom jene Farbe schmutzigen Gelbs, jenen trüben Zusatz organischer Fäulniß angenommen, welchen er nicht mehr verlieren soll, als da, wo er sich zwischen Essex und Kent in das Meer wälzt. Denn der Unrath und Auswurf dieser Stadt von 3 Millionen Menschen und 400,000 Häusern leert sich fortwährend in die vorüberziehende Themse und macht den stolzesten und reichsten Strom zugleich zu der riesenhaftesten Kloake, welche die Welt kennt. Das Wasser in derselben kommt nie zur Ruhe. Unaufhörlich geschlagen und durchwühlt von den Schaufeln und Schrauben der Flußdampfer, gepeitscht von Tausenden von Rudern und gepflügt von kreuz und quer steuernden Barken, befindet es sich in einem ununterbrochenen Zustande der regellosesten Bewegung, und was die Ebbe glücklich bis an die Mündung des Meeres geschleppt hat, das wirft die nächste Fluth wieder bis an die Grundmauern des letzten Hauses von London zurück. In den heißen Monaten des Mittsommers befindet sich der ganze Strom oft in einem die Gesundheit der Metropolis gefährdenden Prozesse der Fäulniß. Todte Fische, welche in ihrem eigenen Elemente verkommen sind, werden dann zu Hunderten auf dem zähen Schlamm des Ufers zurückgelassen, wenn die Ebbe eintritt; und die Mitglieder des Parlaments fliehen die goldgetäfelten Säle und die weichgepolsterten Sessel des Palastes von Westminster, welcher sich gefüllt hat mit den Miasmen der mitternächtig schwülen Themse. —

Jahre lang arbeitet London schon daran, dieser Plage des Stromes, welche gleichen Schritt hält mit dem Wachsthum der Stadt, abzuhelfen. Versuche mit einer unglaublichen Verschwendung von Geld- und Arbeitskräften wurden gemacht, ohne das Uebel zu vermindern; und im letzten Jahre hat man mit der Ausführung eines Planes begonnen, welcher in nichts Geringerem besteht, als darin, den ganzen „Stoffwechsel" dieser Millionen-Stadt in einem ungeheuren Bassin aufzufangen und vermittelst eines ebenso ungeheuren Kanals meilenweit fortzuführen und erst da, wo London zu Ende ist, hinter Blackwall, in die Themse zu lassen. Vielleicht führt dieses Werk zum Ziele. Vielleicht auch nicht; denn man hat den Umstand dabei außer Acht gelassen, daß die Fluth, welcher die Themse in ungewöhnlicher Heftigkeit ausgesetzt ist, mitten in den Fluß zurückschleudern kann, was man auf so künstliche Weise von demselben fern gehalten hat. Aber so oder so: das Uebel wird beseitigt werden, wofern Menschengeist und Menschenkraft ihm gewachsen sind. Denn „Berge versetzen und Wasserfluthen dämmen" ist heutzutage ja kein Wunder mehr, am wenigsten in England.

Digitized by Google

Einstweilen noch füllt das Wasser dieser „Königin der Ströme" ein Bett aus, welches grauenhafter sein muß, als die großen Sümpfe der amerikanischen Wildniß; und seine Fläche, in welcher die kühnen Dome und prächtigen Paläste sich spiegeln, deckt einen Abgrund voll unbeschreiblicher Schrecken. Aber er ist der Strom, welcher dieser einen Stadt die unermeßlichen Schätze aller Welttheile zuführt und sie mit den Meeren und Häfen aller Nationen in Verbindung setzt. Er ist der Strom, welcher den Reichthum Londons macht und der größten Fabrikstadt der Erde zugleich den Vortheil der größten Hafenstadt gewährt. Ausgebreitet an beiden Ufern und einen Theil von drei englischen Grafschaften bedeckend, liegt das Backstein- und Mörtelgebirge, welches wir London nennen, und acht gewaltige Brücken verbinden die Middlesex- mit der Surreyseite desselben. —

Von diesen acht gewaltigen Brücken die gewaltigste ist London-bridge, welche unser Bild den Lesern in ganzer Ausdehnung von Ufer zu Ufer zeigt. Sie ist unter den Brücken von London, was Cheapside und Poultry unter den Straßen von London ist: ein Schauspiel ewiger Bewegung, ein Chaos von Stimmen, voll vom Donner des rastlosen Lebens, dessen Strom unter ihr und über ihr unablässig dahinrauscht. Auch ist sie die älteste der Brücken von London. Nicht ihre kolossalen Bögen, die von unvergänglicher Dauer scheinen, noch die Mauern an beiden Seiten, die grau sind von der Mischung der Feuchtigkeit und des Kohlenrußes; London-bridge ist mehrmals im Laufe der Jahrhunderte neu von Grund auf gebaut worden, und in ihrer heutigen Gestalt ist sie nicht älter als 31 Jahre. Aber ihr Platz, ihr Name und ihre Erinnerungen sind fast schon ein Jahrtausend alt; und noch immer, wie zu jener Zeit, wo sie die einzige Brücke in London war und Kaufläden hatte, wie eine Straße, und Giebelhäuser mit Erkerzimmern, in welchen Menschen wohnten, und eine Kirche, in welcher sie beteten, führt sie den Fremden mitten hinein in den Reichthum, die Größe und das Gewühl der City. Die majestätische Kuppel von St. Pauls markirt ihren Horizont gegen Westen. Unter ihren fünf Bögen beginnt der Hafen von London. Nicht weit von ihrem letzten Landpfeiler, aus den langen und tiefen Straßen an der Themse, wo die Exportgeschäfte und die Rheder ihre Comptoirs haben, ragt das „Monument" mit dem Flammenbündel zum Andenken an das große Feuer von 1666, welches 13,000 Häuser und 89 Kirchen zerstörte. Nur die kurze Passage von King Williamstreet, welche hier in die Brücke mündet, trennt sie von der Bank von England, von der königlichen Börse und Mansionhouse, der Stadtresidenz des Lordmayors; und das Getöse von Cheapside mischt sich mit dem Getöse von London-bridge.

Vier Geleise, je zwei auf einer Seite, für schnellen und langsamen, leichten und schweren Verkehr, an den äußersten Enden erhöhte Trottoirs von breiten und gekerbten Granitplatten für die Fußgänger, in der mittelsten Mitte aber ein Policeman in weißen Handschuhen, der das rasende,

Digitized by Google

alle Sinne betäubende Gewühl göttergleich beherrscht, ohne ein Wort zu reden, ohne mehr als den Finger zu erheben: das ist London-bridge auf den ersten Blick. — Aus dem gelben Wasser der Themse hebt sie sich auf gewaltigen Pfeilern, welche so hoch sind, daß die großen Dampfschiffe mit ihren Schornsteinen aufrecht die Bögen derselben passiren können. Wie ein grandioser Altan, von Tausenden bevölkert, steht sie über dem dunklen Themsegrunde, und über ihre breiten Parapeten einen Blick hinabzuwerfen auf den „stillen Heerweg" des Wassers, ist ein Triumph für das Auge, welches das Schauspiel menschlicher Herrlichkeit liebt. Dieses Schauspiel, welches nichts ist, als die Arbeit in ihrer großartigsten Entfaltung und in ihrer gesteigertsten Mannichfaltigkeit, entbehrt nicht der malerischen Romantik. Es ist die Romantik des wirklichen Lebens und die Poesie der Dimensionen und Zahlen, die Poesie der Steine, der Kohlen, der Wollballen und Zuckerfässer — eine Poesie, von welcher Derjenige keine Ahnung hat, welcher sie bisher nur in der Stille des Waldes und am Plätschern des Bergquells gefunden. Ein tausendfältiges Gewimmel von Booten, Barken und Nachen arbeitet sich stromauf zu den andern Brücken von London, welche eine hinter der andern aus dem Nebelduft heraufauchen, einige schwer auf Stein ruhend, andere wie ein eisernes Maschenwerk, phantastisch in der Luft hängend, zu beiden Seiten umgeben von dem Häusermeer mit seinen Thürmen, Domen, Kuppeln, Schornsteinen und Telegraphenstangen — aus Schwarz und Grau in das zarteste Blau hinüberdämmernd, und ganz im Hintergrund in einen Lilahauch von Formen und Farben verflüchtigt. — Ein tausendfältiges Gewimmel von Booten, Barken und Nachen, durchschossen hier und da von pfeilschnellen Pennydampfern, treibt stromab in die unabsehbare Weite des Hafens, wo die Weltenfahrer liegen — hier der Kiel, um welchen die Welle der Nordsee geschäumt, und hier einer, an welchem die Sturzsee des Kanals sich gebrochen, hier einer, der durch das Ultramarin des mittelländischen Meeres oder durch das Kobaltblau des adriatischen, das Violett des Bosporus, das Braun des Euxinus und den Milchschaum der Ostsee geschwommen — Mast an Mast und Wimpel bei Wimpel, bis hinauf an die Docks und drüber hinaus, wo die eckigen Thürme des Towers stehen, die Landmarken des östlichen Londons, gebleicht von den Winden und dem Regen von nahezu achthundert Jahren; wo die Lagerhäuser stehen, schwarz und eintönig, hoch, tief und weit genug, um Proviant zu fassen für die ganze Welt. So ungefähr stellt sich die größte Brücke der Riesenstadt dar. Aber uns soll die Poesie dieses gewaltigen Anblicks nicht genügen; wir müssen auch ihre Prosa kennen lernen, welche freilich wieder von solchen Dimensionen ist, daß selbst sie uns in das Reich des Fabelhaften zu entführen scheint. Also diese Prosa, die Statistik sagt: es passiren durchschnittlich im Verlauf von 24 Stunden 200,000 Menschen die Brücke, ein Viertheil derselben in Wagen, die selber wieder die stattliche Zahl von

Digitized by Google

22,000 erreichen. Fracht- und anderer „Verkehrs"-Karren sind etwa 10,000 darunter, Cabs 5000, allerlei Gefährt 2500 und der Rest ist — Omnibus.

Das scheint nun allerdings für London enorm — gegen 5000 Omnibusfahrten über eine einzige Brücke und an einem einzigen Tage! Und doch ist dem so. Zunächst wolle der Leser bedenken, daß London-bridge nicht blos von der City nach einigen sogenannten Vorstädten führt, die in der That nichts sind, als endlose Straßen, welche zu annexiren London noch nicht der Mühe für werth gehalten hat, sondern auch vor Allem der Weg ist, über den die ganze Welt aus der ganzen Welt in die ganze Welt reist. Da ist die London-bridge-Station, ein Gebäude mit nicht weniger als fünf Bahnhöfen, aus denen je viertelstündlich, halbstündlich, stündlich und halbtägig Züge nach Greenwich, Kent, der Südküste, dem Krystallpalast, Brighton, dem Kontinent, Indien und den beiden Polen abgehen.

Am stillsten ist es auf der Brücke von 2 bis 5 des Morgens; am wahnsinnsvollsten zwischen 9 des Morgens und 7 des Abends. In der einen Stunde von 10 bis 11 passiren 15,000 Fußgänger und 2000 Wagen, — Nachmittags zwischen 4—5 wiederholen sich beinahe dieselben Zahlen. Dies sonderbare Faktum erklärt sich daraus, daß von dem gewaltigen Bruchtheil der „respektablen" londoner Bevölkerung — Kaufleute, Beamte, Advokaten —, die außerhalb Londons leben und nur die Geschäftsstunden in ihren Comptoirs und Bureaux zubringen, ein großer Theil die sonnigen, mit Rosen- und Buchsbaumhecken geschmückten Surreyhügel jenseits London-bridge bewohnt.

Wir wollen, um unsern Lesern einen Begriff von diesem ungeheuren Treiben zu geben, uns in eine von den Nischen drücken, welche des Nachts den Armen und Obdachlosen dieser Gegend zum Ruheplatz dienen, und die gigantischen endlosen Frachten, welche sich in ununterbrochener Reihe folgen, einmal flüchtig Revue passiren lassen. —

Da kommt vorauf ein Wagen, himmelhoch mit Häuten beladen, die allen im letzten Monat verzehrten Ochsen abgezogen zu sein scheinen; droben aber balancirt der „Treiber" und hält die leblose Wucht durch seine lebendige nieder. Ihm folgt ein nicht minder hoher Landwagen mit frischem Heu, das uns — mitten im Citygewühl und Wassergeruch — an die Bergmatten der Heimat gar wehmüthig erinnert; und hoch oben, als Querstange, liegt ein brauner Junge bäuchlings und kaut einen Strohhalm. Hinterdrein zieht eine Karawane von Frachtwagen voll runder Gloucestershire-Käse, pflaumenfarbig, kanonenkugelig, oder voll brauner, siruptropfender Zuckerfässer, an denen Wespen und Fliegen, wie eine Kruste, hängen; Brauerschleifen mit künstlicher Aufstapelung gewaltiger und zahlloser Tonnen voll „milden", „alten" oder schottischen Ale's, doppelten Stouts und „feinen" Porters folgen. Ein schläfriger Treiber, ganz in Flanell, eine rothe Fischermütze auf dem olympischen Haupte, sitzt auf je

Digitized by Google

einer Deichsel und hält die Zügel. Die Gäule aber, schwere, weiße Hengste, die in ihrer Wuchtigkeit und mit ihren langhinschleppenden Hufen an die homerischen Rinder erinnern, kehren sich nicht viel daran, sondern schreiten schwer und langsam dahin. Alsdann kommen Breterwagen, ohne Zahl und ohne Ende, als gält' es, die Welt buchstäblich zu vernageln; Kohlenwagen mit schwarzen Säcken und schwarzer Bemannung, Mehlwagen mit weißen Säcken und weißer Bemannung. Dazwischen ein abgethaner Gaul, der auf beiden Seiten zum Karren heraushängt, und hinterdrein Vitriolladungen und Oelfrachten, mit einem Geruch, wie weiland in Vauxhall, wenn die Lampen ausgebrannt waren; Wagen wie wandernde Berge, krachend unter der riesenhaften Wucht von einem halben Hundert Hopfensäcken — Wagen voll brauner Speckseiten in Stroh, voll dampfenden Malzes und kokosfarbiger Gerberlohe, oder voll gewaltiger Birkenreisbesen, welche den ganzen Brückenstaub zusammenfegen, indem sie dahinziehen — Wagen mit allem erdenklichen Gemüse, mit Fischen, mit Topf- und Spielwaaren, mit Apfelsinen, Kuchen und Flaschen — Wagen, von Covent-Garden-Market heimkehrend, mit leeren Körben, einer in den anderen gedrückt und in Form und Höhe dem schiefen Thurm von Pisa nicht unähnlich. —

Mitunter blüht, scheu und zagend, mitten aus der ernsten Arbeit des Berufes die heitere Kunst empor. Ein wunderbares Gebäu auf vier Rädern mit kleinen, engen Fensterchen, einem rauchenden Schlot und karrirten Vorhängen, daraus unfehlbar eines Säuglings Jammern erschallt, bezeichnet das wandernde Genie, welches nach Brod fährt, sei es als Photograph, als Aussteller des sprechenden Fisches und der außerordentlich dicken Riesin, oder als „Bosco". Ab und zu, wie ein Märchen aus alten Zeiten, taucht der goldene Wagen des Lordmayors oder eines City-Sherifs aus dem hausbackenen Gewühl; und als das wehmüthige Bild einer untergehenden Epoche holpert die „Stage-Coach" vorüber, die irgend ein alter, biederer Landbewohner von seinen Vätern als einziges Besitzthum ererbt, und die ihn fünfzig Jahre lang anständig ernährt hat, bis — die Eisenbahn kam. Die Stage-Coach mit der ganzen Romantik, die sie — mehr noch als die deutsche Postkutsche — umkleidete, gehört beinahe schon der Vergangenheit an. Die Chaussee — der „road" hat seine Anziehungskraft verloren, und heruntergekommene „Gentlemen", oder Captaine der englischen Armee, welche auf halben Sold gesetzt sind, nehmen nicht länger Peitsche und Zügel in die Hand. Im Innern des Landes, namentlich in dem gebirgigen Theil von Wales und Schottland, lebt die Stage-Coach noch; aber im Umkreis von London ist sie ausgestorben, bis auf einen oder zwei alte Rumpelkasten, welche den weiten Weg nach irgend einer Landstadt der südlichen Grafschaften noch hin und her machen, wie von je, aber — ohne Passagiere. Die vier Pferde sind dürr geworden, der weiland so stolze Rossebändiger schäbig und zerlumpt; und da der letzte Pfennig im Trotz

Digitized by Google

gegen die neue Erfindung bald zugesetzt sein wird, so muß der Eigenthümer selber auf seine alten Tage wohl noch Bahndiener werden, wenn man ihn dazu tauglich befindet. Wir kennen manch' eine tragische Begebenheit dieser Art, und sie würde für eine englische Dorfgeschichte keinen üblen Vorwurf abgeben. Und um diesen melancholischen Wagen, mit welchem die alte Zeit der „whips" zu Grabe führt, drängen sich die einrädrigen Kosmopoliten der neuen Zeit, die „busses", wie der Londoner die Omnibusse nennt, und rechts und links dazwischen spritzen die Sprengwagen, daß zuweilen die ganze Brücke das Ansehen eines Sumpfes annimmt. „Musterreiter", wie sie ehedem hießen, erscheinen außerhalb gewaltiger Equipagen mit Fenstern und Thüren, die aber nicht sowohl Glieder der höchsten Aristokratie, als vielmehr Shawls, Bänder und Spitzen enthalten; Thüren und Fenster sind, wie sich bei näherer Besichtigung ergibt, nur „gemalt", winzige „Gigs", — Gabelfuhrwerke zweifelhafter Natur, aber sehr fashionable und gleichsam die Stutzer unter den Fahrzeugen, mischen sich in das vulgäre Gewühl. In zweirädrigen „Hansoms" rollen zu Paaren wohlbeleibte Handelsherren oder Particuliers nach der Bank oder Börse; in reizenden, kleinen „Broughams" lassen sich Damen zu ihrem Banquier, Makler, Advokaten, oder zu einem Besuche kutschiren. In Federbettwagen ruhen apoplektische Nabobs, in einrädrigen „Cabs" sitzen Dienstmädchen, besorgten Antlitzes, die „auf den Dienst" ziehen mit Hab' und Gut, welches in Gestalt eines Köfferchens über ihrem Haupte schwankt. „Vergnügungswagen" folgen mit zwei gleichen Reihen von Männer- und Frauenhüten, einem verwaschenen Fahnenfetzen und einem „Gentleman", der auf dem Trittbret steht und je zuweilen in ein zerbrochenes Waldhorn stößt. Muntre Jungen mit Angel- und „Cricket"-Utensilien ziehen in die Ferien und betrübte Jungen kehren aus denselben zurück, beide in einrädrigen Cabs, auf deren Boden eine Bücherkiste placirt ist, zum „Draufstreten". Während jedoch die Ersteren den Kopf zu allen Fenstern und Thüren zugleich herausstrecken möchten, verkriechen sich die Letzteren scheu in die düsterste Ecke, wo sie kein Sonnenstrahl und kein Menschenblick trifft. Arme abgezehrte Patienten auf Kissen und Polstern in sorgfältig geschlossenen Equipagen werden von ihren Verwandten zum Bahnhof geleitet — sie gehen nach Madeira, nach Algier, nach Italien, damit mildere Lüfte ihnen die Lebenskraft wiedergeben mögen. Matrosen schaukeln sich sammt ihren Betten oben auf dem Cab — sie gehen nach Portsmouth, wo ihr Schiff segelfertig liegt zur Fahrt nach den Tropen.

Dies Alles rollt und rasselt im Verlauf von kaum so viel Zeit, als der Leser brauchte, um unsre Beschreibung zu durchfliegen, über Londonbridge; und immer noch, trotz tausendfältiger Wiederholung, kommt Neues. Da ist der schwarze Gefängnißwagen, mit einem Policeman auf dem Bock, die Zügel in der Rechten, und einem Policeman auf dem Tritt, den Schlüssel in der Hand. Da ist der Postkarren mit 20 rothgeröckten

Digitized by Google

Briefträgern auf beiden Bänken. Da ist der Hundewagen und der Eselwagen, der Schiebkarren und der „Perambulator".

Nur ein Wagen fehlt. Ein einziges Gefährt passirt London-bridge nie, sondern wählt die daneben liegende eiserne Southwarkbrücke, deren Maschenwerk wir auf unsrem Bilde sich aus dem Strom erheben sehen. Obgleich bereits vor 40 Jahren mit einem Kostenaufwand von 800,000 Pfd. Sterl. erbaut, ist diese Brücke doch noch so gut wie neu. Es benutzt sie eben kein lebendiger Mensch, und fast nur ein Fahrzeug wird auf ihr gesehen — ein Wagen ganz schwarz, mit schwarzbehängten Pferden, schwarzen Federbüschen, schwarzem Kutscher und schwarzen „Besorgern", welche um den schwarzen Hut einen weißen handtuchartigen Leinwandfetzen gebunden haben. Es ist der Leichenwagen, welcher trotz des weiten Umweges die stillere Passage von Southwark-bridge vorzieht. Denn London-bridge hat keinen Platz für die Todten! —

Sie hat kaum noch Platz für die Lebenden. Bricht ein Pferd auf London-bridge zusammen, oder geht ein Wagen aus dem Leim, oder geräth er nur einmal aus dem Zuge, so wirkt die Stockung, die dadurch auf der Brücke entsteht, bis in die fernen Hauptarterien von London zurück; und wir selber sind einmal Zeuge eines derartigen Gedränges gewesen, wo die Brücke so voll gestopft war, daß wir, drei Straßen weiter, in unsrem Wagen eine Viertelstunde lang weder vorwärts, noch rückwärts konnten.

Diesen Uebelstand hat man denn auch seit Jahren arg gefühlt, und um ihn zu beseitigen, ist der Plan der neuen Charing-Croß-Eisenbahn entworfen und theilweise schon ausgeführt worden, welche das ganze Westend der Stadt von der mühseligen Reise über London-bridge erlösen soll, indem sie demselben einen neuen Weg über den Strom bei Hungerford-Market eröffnet. Demnächst wird man auch damit beginnen, die schlammigen Themsebänke durch Eindeichung in Quais zu verwandeln, und dies — verbunden mit dem Projekt, das Themsebett zu reinigen — wird den Zustand von Londons Strom und größter Brücke in einer ungeahnten Weise verändern. Der Fremde, welcher in späteren Jahren auf dem bis zum Grunde klaren Wasser der Themse schaukelt, oder ihre Ufer entlang auf wohlgefügten Quadern schreitet, wird eine Beschreibung der heutigen London-bridge mit kaum geringerem Erstaunen lesen, als wir das Bild der alten London-bridge aus dem vorigen Jahrhundert betrachten, welches im Museum von South-Kensington hängt und mit seinen altmodischen Giebelhäusern auf beiden Seiten, seinen seltsamen Menschengruppen und seiner Perspektive auf die unbehülflichen Schiffe jener Zeit einen so eigenthümlichen Eindruck in dem Beschauer zurückläßt. — Jul. Rodenberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

HADDINGTON, from the S.E.

Drawn & Etched by J. M. W. Turner, R.A.

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

Holyrood-Palast.

Zu den Füßen kahler und zum Theil seltsam geformter Höhen, des Arthurs Seat, der Salisbury Crags u. s. w., liegt der alte schottische Königspalast Holyrood mit der sich daran anlehnenden, jetzt zerfallenen Holyrood-Abtei, von den letzten Häusern Edinburgs nur durch einen großen freien Platz getrennt, in dessen Mitte sich ein Brunnen (Abbey fountain), ein Werk neuester Zeit, befindet, welches zu dem alten Gebäude gleichsam in demselben Verhältniß steht wie eine neue Vorrede zu einem alten Buche, in der auf dessen Inhalt aufmerksam gemacht wird. Der Brunnen ist nämlich in drei übereinander liegenden Etagen mit den Brustbildern oder Statuetten derjenigen Personen ausgestattet, die zum Holyrood oder doch zur Zeit Queen Mary's und ihrer Rivalin Elisabeth in einer gewissen Beziehung standen. Leider sind die Figuren zu dürftig und das Monument zu sehr mit Schnörkeln überladen, um einen der historischen Bedeutung des Palastes angemessenen würdigen Eindruck zu machen.

Holyrood wurde von König David I. gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts gegründet, 1544 aber durch die Engländer bis auf das Schiff niedergebrannt. Unter König Jakob V. wieder hergestellt, blieb der Palast der gewöhnliche Aufenthaltsort der Königin Maria Stuart und ihres Sohnes Jakob VI., bis derselbe als Jakob I. den englischen Thron bestieg. Durch die Truppen Cromwell's abermals zerstört, lag der Palast zum großen Theil in Trümmern, bis unter der Regierung Karls II. der Neubau des gegenwärtigen Palastes begann, wobei jedoch der nordwestliche Theil des früheren von Jakob V. erbauten in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten blieb. Der neue Palast wurde nach der Zeichnung William Bruce's in Form eines Vierecks aufgeführt, dessen beide hervorspringende Flügelspitzen mit je 4 runden Thürmen flankirt sind. An die Pracht, den Comfort und die Räumlichkeit moderner Königsschlösser darf man bei Holyrood nicht denken; die Räume, die er einschließt, sind nach unsern jetzigen Begriffen ziemlich unansehnlich; der innere Hofraum z. B. ist eben nur groß genug, um einer sechsspännigen Kutsche Platz zum Wenden zu gewähren.

Digitized by Google

Der Besucher wird nach einer flüchtigen Besichtigung der Gallerie, in der sich die vom Niederländer de Witt gemalten Bildnisse von 117 meist fabelhaften schottischen Königen befinden, sehr bald den historisch berühmt gewordenen Räumen des Palastes zueilen, zunächst den Zimmern Darnley's im Hochparterre des linken Seitenflügels. Es sind vier neben und hinter einander liegende ziemlich kahle Räume, darunter das Schlafzimmer im Nordwestthurme, in welchem sich die Verschworenen versammelten, ehe sie auf einer schmalen steinernen Wendelstiege in die Gemächer der Königin Maria eindrangen, um ihr Opfer, den Sänger Rizzio, unter den Augen der unglücklichen Königin niederzustoßen. Nicht ohne ein gewisses Gefühl von Schauder wird der Besucher jene Stiege erklimmen und vor der verschlossenen Thüre stehen, durch welche die Verschworenen in das Closet der Königin einbrachen.

Queen Mary's Apartements, ebenfalls vier an der Zahl, befinden sich einen Stock hoch über den Räumen, welche Darnley bewohnte: es sind dies das Audienzzimmer, damals Saal genannt, das Schlafgemach der Königin, ihr Ankleidezimmer und das Speisezimmer. In das Audienzzimmer, dasselbe, in welchem die Unterhandlungen und stürmischen Auftritte zwischen der Königin und Knox stattfanden, gelangt man zuerst. Es ist das Zimmer, welches auch 1745 der Prätendent Karl Eduard (Prinz Charlin) und gleich darauf, nach der Schlacht von Culloden, der Herzog von Cumberland bewohnte. Das breite Staatsbett des erstern befindet sich noch hier.

Das Schlafgemach (bed room), in das man nun gelangt, war zugleich der Königin Wohnzimmer. Könige und Königinnen begnügten sich damals eben mit Räumen, mit denen heutzutage keine irgend wohlhabende Kaufmannsfrau zufrieden sein würde. In demselben Raume, in dem sie schliefen, wohnten auch die Königinnen damaliger Zeit und lagen mit ihren Frauen häuslicher Arbeit ob. So erblickt man hier noch in einer Fensternische den Arbeitskasten der Königin, ein fleißiges Werk in Perlenstickerei aus ihren Jugendtagen und eine von ihr gezeichnete Landschaft. Auch das wohlerhaltene Scharlachbett der Königin befindet sich hier, nebst dem bescheidenen Korb, in welchem Elisabeth ihr in bessern Tagen das Kinderzeug für Jakob VI. übersandte.

Durch eine kleine Thür gelangt man aus dem bed room in das enge Ankleidezimmer; denn ein dressing room konnte selbst in jenen Tagen bescheidener Häuslichkeit eine schottische Königin eben so wenig wie eine heutige Lady entbehren. Daran grenzt das supping room, bei dem man freilich nicht an die Größe und Pracht eines heutigen Speisesalons in einem vornehmen Hause denken darf. Fontane hat das Zimmer auf die Länge von 10 und die Breite von 9 Fuß gemessen, und in diesem

Digitized by Google

schlichten, vergleichsweise engen Raume saßen die Königin, zwei ihrer Hofdamen, darunter die Gräfin von Argyle, der Königin Halbbruder, Lord Robert Stuart, ein Hauptmann der Leibwacht, ein Kämmerling und der Geheimsekretär Maria's, Rizzio, vertraulich und in heiterer Lust neben einander, als die Meute der Verschworenen hereinbrach, voran Lord Ruthmen, starrend in Eisen, dann Fackeln und blanke Mordgewehre in den Händen tragend, Kar von Falkonside, der Bastard Douglas und die übrigen Mithelfer. Im heftigen Andrang stürzten sie die Tafel mit den Kerzen und dem Geräth darauf um, gerade auf die sich damals im sechsten Monat der Schwangerschaft befindende Königin. Ruthmen schrie mit kreischender Stimme und den Dolch schwingend: „Nicht Ihnen, Madame, gilt's, sondern ihm allein, dem Schurken dort!" Rizzio umklammerte die Kniee der Königin, um Barmherzigkeit die Mörder, um Schutz die Königin anflehend. Darnley, der schon vor den Geschworenen in das Gemach getreten war, um durch heuchlerische Liebesworte seine Gemahlin in Sicherheit zu wiegen, wirft nun seine Judasmaske ab, zieht mit roher Gewalt die Königin aus dem Bereiche Rizzio's, und Douglas sticht mit dem Schwerte aus des Königs Scheide den Wehrlosen nieder. Man schleppt nun den Entseelten durch Schlaf- und Audienzzimmer bis auf den Platz über der Treppe, die zu letzterem führt; man zerfetzt ihn mit Dolchen, und aus sechs und fünfzig Wunden blutend, bleibt das Opfer der Eifersucht des Königs und des Neides und Hasses der schottischen Großen hier liegen. Ruthmen aber stürmt, die noch blutende Waffe in der Hand, in das Zimmer zurück, fordert mit barscher Stimme einen Becher Weins, der ihm nicht versagt wird; die Königin aber ruft ihm zu: „Theuer soll euch dieses Blut zu stehen kommen!" — Darnley bezahlte die Blutthat, wie man weiß, mit seinem Untergang; Ruthmen starb wenige Wochen darauf; die Uebrigen waren nach England geflüchtet. Noch heutzutage zeigt man die Blutflecken, die von Rizzio's Ermordung herrühren sollen; Schade, daß der Skepticismus unserer heutigen Touristen allen Reliquien dieser Art ihren Werth streitig macht.

Dieselben Räume, die an so vieles Schreckliche erinnern, an Mord, Vergänglichkeit alles Herrlichen und an thörichte Prätendententräume mahnen, wurden zweimal, 1795—99 und 1830—32, der Zufluchtsort der aus Frankreich vertriebenen Bourbons, obschon sich ihnen in diesen Räumen die Ueberzeugung aufdrängen mußte, daß nicht das Volk der schuldigere Theil ist, daß auch in Königsschlössern, wie hier in Holyrood, Verrath und Verbrechen ihren Sitz aufgeschlagen haben. Hier weilte auch die Gemahlin eines bis jetzt glücklicheren Prätendenten, als Karl Eduard war, die jetzige Kaiserin von Frankreich, auf ihrem Ausflug nach Schottland, über dessen Veranlassung so viele wunderliche Gerüchte umherliefen; wollte sie sich für mögliche Fälle die Einrichtung in den Zim-

Digitized by Google

mern ansehen, in denen vor ihr die vertriebenen Bourbons gewohnt hatten? Die Staatsgemächer sind freilich jetzt wieder in Stand gesetzt worden, seitdem die Königin von England auf ihren Herbstreisen nach dem Hochland in Holyrood abzusteigen pflegt. Es ist fast seltsam, welche Anziehungskraft diese unheimlichen Räume für regierende Personen, für Prätendenten und für verjagte Könige oder Prinzen zu haben scheinen!

Herm. Marggraff.

Karnak.

Das von Jahr zu Jahr sich mehrende Reise-Bedürfniß hat die Strecke von dem blumenduftigen Kairo an bis nach Theben zu einer der leichtesten und bequemsten der Welt gemacht. Gegenwärtig durchzieht eine große Menge von Wanderern den mehr als hundert Meilen langen Weg fast mit derselben Leichtigkeit, mit welcher die Sommerreisenden unsern Rhein beschiffen. Eine regelmäßige Dampfschifffahrt ist eingerichtet worden, und während der Reisezeit geht mindestens einmal wöchentlich ein vollgefülltes Boot von Kairo aus nach Oberägypten ab, hält bei allen Tempeln und bei den größeren Städten am Wege einige Stunden, wirft seine Herde an's Land und setzt seine Reise fort, wenn die schaulustige Menge sich gesättigt glaubt. Selbst am Zielpunkte der Reise, in Theben, wo ein reicher Geist wochenlang Beschäftigung findet, verweilt ein solcher Reisezug nur wenige Tage, — kaum lange genug, um von diesen Wunderwerken der Erde eine Vorstellung so tief in der Seele sich einzuprägen, daß der Eindruck zu einem bleibenden wird.

Das ist die Art und Weise, wie die große Menge gegenwärtig in Aegypten reist. Vor fünfzehn, ja noch vor zehn Jahren war es anders; da war die Wanderung auf dem Nilstrome eine herzerquickende, eine solche, welche ein Darangedenken für alle Zeiten, eine Sehnsucht in der Seele zurückließ, welche ich fast ein Heimweh nach dem Nile nennen möchte; — war man doch wirklich heimisch auf dem gewaltigen Strom, war man doch wirklich vertraut mit dem alten, segenspendenden Gott geworden. In

Digitized by Google

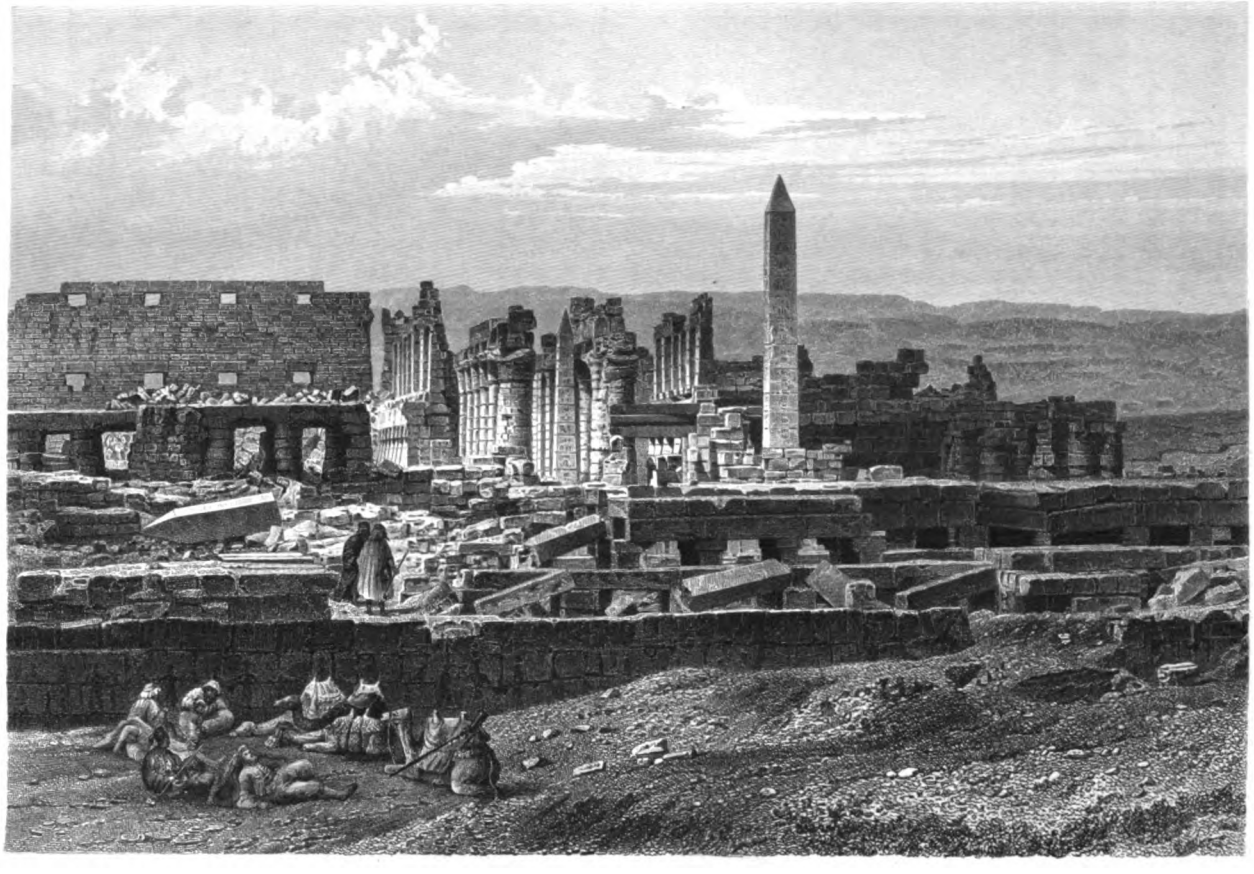


Digitized by Google





Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

unseren Tagen ist diese Reisedichtung vor der unsere Zeit kennzeichnenden Ueberstürzung gewichen. Früher reiste man wirklich; jetzt jagt man nur noch. Auf dem Dampfschiffe umklingen das Ohr fünf bis sechs europäische Sprachen, macht sich die Mode und die Flachheit breit; auf dem dahinjagenden Boot findet der sinnende Geist kaum mehr Ruhe, sich zu sammeln, das Gesehene in sich zu verarbeiten und zum Bleibenden zu gestalten. Alle Unannehmlichkeiten des Reisens sind jetzt auch in Aegypten bemerkbar geworden. Man hat aufgehört, sich selbst anzugehören und ist der Allgemeinheit verfallen; fade Schwätzer bemächtigen sich des Ohres, geckenhaft gekleidete Modenarren beleidigen das Auge, wenn sie in den altehrwürdigen Ruinen umherlaufen; englische Anmaßung und Rohheit gibt den Ton an.

Wie war es früher so ganz anders auf dem Nil! Der neuangekommene Reisende, welcher gar bald freundliche und dienstfertige Landsleute sich zu Freunden erwarb, ging in deren Geleit von Kairo nach dem nahen Bulak hinab, um dort sich ein ihm passendes Fahrzeug zu suchen. Hunderte von Booten lagen am Ufer des Nils, eines schmucker, als das andere, eines, wenigstens nach Versicherung der Schiffsleute, schnellsegelnder, als die übrigen. Zu verhältnißmäßig beispiellos billigem Preise miethete man ein solches Fahrzeug für die ganze Reise, nicht für Tage und Stunden, sondern für Wochen und Monate. Das Schiff wurde zum eigenen Haus, in dem man behaglich schaltete und waltete, mit welchem man das so anziehende und fesselnde Land durchzog. Zwei oder drei Freunde thaten sich gewöhnlich zusammen, und in guter, gleichgesinnter Gesellschaft zog man seines Weges; mit Gleichgebildeten tauschte man Ansichten und Meinungen, und wenn man zurückkehrte, war das Herz voll von dem Erlebten, und auch der Kopf, welcher jetzt gewöhnlich gar leer bleibt, hatte Etwas gewonnen.

Das dem Nil eigenthümliche Boot „Dahabïe", oder zu deutsch „die Goldene", war und ist zu einer Nilreise, wie wir sie meinen, unzweifelhaft das geeignetste Fahrzeug, welches man sich denken kann. Die Einrichtung dieser Segelbarken ist auf dem ganzen Nil dieselbe. Mehr als die Hälfte der ganzen Länge hat das Kajütenhäuschen in Anspruch genommen; der übrigbleibende Theil beherbergt die Mannschaft und das Reisegepäck. Bis zum Mittelmast gehört auch das Deck den Reisenden; es ist mit einem Sonnendach überdeckt, unter welchem man sich aufhält, um Luft und Aussicht zu genießen. Am Vordermast steht die Küche, ein durch einen Bretterkasten vor dem Winde geschützter Kochherd oder eine ordentliche Kochmaschine; zwischen Vorder- und Mittelmast befinden sich die Ruderbänke. Ganz vorn am Bug des Schiffes ist der Sitz des Rëis oder Barkenführers, dem es obliegt, das Fahrwasser zu prüfen; auf dem Dach der Kajüte steht der Mustahmel oder Steuermann, zwischen Vorder- und Mittelmast sitzen die der Segel wartenden Matrosen. Auf verhältnißmäßig kurzen Masten ruhen die langen Raen, an denen dreieckige oder lateinische Segel befestigt

Digitized by Google

sind. Der Richtung des Stromes oder bezüglich des Windes entsprechend, müssen diese Segel während der Fahrt häufig gewendet werden, und außerdem läuft man immer und überall Gefahr, aus dem tieferen Wasser herauszukommen und auf den Grund zu stoßen. Deshalb hat bei niederem Nilstande oder bei starkem Winde immer ein Matrose das Seil zur Hand, mit welchem das Segel angespannt wird, um es sogleich freilassen zu können, wenn das Schiff, wie sehr häufig geschieht, auf den Grund gefahren ist. Dann werfen alle Matrosen mit Blitzesschnelle die wenigen Kleidungsstücke von sich, welche ihren gelbbraunen Leib decken, schieben die Barke mit manchem Seufzer und unnachahmlichem taktmäßigem Gestöhn in besseres Fahrwasser, — und weiter geht die Reise.

Solch' eine Fahrt ist überaus gemüthlich. Man schwimmt ganz nach Gutdünken und Belieben auf dem Weltstrom, ist vollkommen sein eigner Herr, seine Reise auszudehnen oder abzukürzen, wie man will, und was zur Nahrung und Nothdurft des Leibes unentbehrlich ist, bietet jeder Ort am Ufer. Der mit Glücksgütern Gesegnete kann sich unter den Hunderten von Barken diejenige aussuchen, welche ihm am besten behagt: er findet solche, welche allen europäischen Gewohnheiten entsprechend eingerichtet und wirklich kostbar ausgestattet sind; der Anspruchslosere hat mit den drei und vier Zimmerchen, in welche das Kajütenhäuschen getheilt ist, aber vollkommen genug, falls er es überhaupt versteht, ursprünglich leere Räume wohnlich zu gestalten.

Bei günstigem Winde jagen die langgestreckten Boote unter dem Drucke der beiden großen Segel mit der Schnelle eines Dampfschiffes dem Strome entgegen und gewähren somit die Annehmlichkeit, etwa Versäumtes nachholen und das rechte Maß der Reisezeit einhalten zu können. Bei jedem Städtchen wird gelandet, um die Sorgen des Kochs zu verscheuchen, und der Reisende gewinnt hierdurch Zeit, alle möglichen Studien über seine Umgebung zu machen und fremdländisches Treiben in seiner Ursprünglichkeit zu belauschen. Zürnt der Wind mit dem alten Nilgott, so macht es eben auch nichts aus. Jeder Palmenhain, jede Lache am Ufer, jeder noch mit Wasser halbgefüllte Kanal gibt dem Reisenden Gelegenheit, sein Jagdglück zu erproben. Die Zuckerrohrfelder laden zu gar verlockendem Waidwerk ein, denn in ihnen haust das Wildschwein; die nahe Wüste rechts und links bietet Dem, welcher zu jagen versteht, sogar Gelegenheit, mit den als so furchtbar verschrieenen Hyänen einen Kampf zu wagen; Füchse, Ichneumons und anderes jagdgerechtes Wild findet sich in Menge, welchem nachzugehen der Reisende immer noch genugsame Zeit findet, während das Boot von der Mannschaft langsam den Fluthen entgegengezogen wird. So befällt Langeweile nur Den, welcher mit seiner Zeit nicht umzugehen weiß.

Jedes Schiff segelt unter eigener Flagge; dies ist unumstößliche Gewohnheit der Reisenden auf dem Nil. Gar sonderbare Farben blähen sich

Digitized by Google

im Winde; denn mancher gute Deutsche trägt kein Bedenken, selbst dem alten Nilgott von der Zerfahrenheit und Zerrissenheit seines Vaterlandes Kunde zu geben und läßt die Farbe irgend eines Kleinstaates kühn vom Hintermaste seines Schiffes wehen. —

So zieht man aufwärts bis zum ersten Tempel: er ändert alle bisherigen Gewohnheiten des Reisenden um. Der kühne Nimrod wird zum eifrigen Alterthumsforscher, der Schmetterlings- oder Käferjäger zum Kunstjäger. Die wunderbarsten Urtheile werden laut, und die kühnsten Gedanken finden das rechte Wort. Jedermann schwärmt für Altägyptenland, und jede Zunge erschöpft sich in Ausrufen der Bewunderung.

Endlich winkt das Ziel; beide Ufer des Stromes verkünden es. Ein wahrer Mastenwald deckt den Nil; Boot liegt an Boot; eine Flagge weht über der anderen: die Völker Europa's haben sich hier friedlich geeinigt. Die Gleichgesinnten und Gleichstrebenden rücken zusammen, die Einsiedler legen mitten im Strom auf einer Insel an, die Weltschmerzerfüllten ziehen sich noch weiter zurück.

Und in der That, ein geeigneteres Reiseziel kann es nicht geben! Wer Theben sah, hat von dem alten Aegypten das Großartigste gesehen. Auf diesem gewaltigen Ruinenfelde stehen die Tempel von Lukfor, Karnak, Medinet-Habu und Gurnu, die Memnonsäulen, die prachtvollsten Pylonen, welche noch übrig sind; es liegen auch da die Königsgräber. In Theben tritt das ganze alte Aegypten vor das Auge, und Jeder, der noch Empfindung in der Seele trägt, muß hingerissen und bezaubert werden von all der Großartigkeit und Pracht, welche diese vergangene Welt hier offenbart:

Ueber einen von Riesenthoren umgrenzten Raum, in welchem eine große Stadt nicht beengt wäre, liegen die prächtigsten Kunstwerke dieser Erde ausgebreitet, an welchen die Hoffarth und Herrlichkeit der mächtigsten Fürstengeschlechter der alten Welt zwei Jahrtausende gebaut hat, verwüstet, verschüttet und durcheinandergestürzt am Boden; — und zugleich erheben sich aus diesen markerschütternden Trümmerstätten, aus diesem Erdbebengericht der Weltgeschichte die Triumphthore, die 70 Fuß hohen Mauerumwallungen, die Obelisken und ein Wald von Riesensäulen, mit so gerüstetem, zu Hauf geschaartem Stolze, mit einer so überirdisch vereinsamten, glorioſen Majestät in die schweigsamen, ätherreinen, Mysterien hauchenden Lüfte, daß es unentschieden bleiben muß, ob die Jahrtausende Sieger geblieben sind, oder ob ihnen der Mensch in jenen fast übermenschlichen Werken Trotz bieten durfte.

Diese Tempelpaläste, dieser Wald von thurmhohen, neun und zwölf Fuß im Durchmesser haltenden, von oben bis unten mit Skulpturen bedeckten Steinsäulen, mit einem Gebälke aus Steinblöcken von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß Länge, auf welchen sich über dem Mittelschiffe von zwölf sechsundsechzig Fuß hohen Säulen noch ein zweites Stockwerk von

Digitized by Google

vierseitigen Pfeilern erhebt; — diese immensen Steinthore, von denen noch fünf an der Zahl aufrecht stehen, mit ihren abgestumpften Pyramiden (Pylonen) in einer Höhe von sechszig und achtzig Fuß; — diese paarweise aufgestellten Granitobelisken und Kolossal-Bildsäulen, die Granitgemächer, der Riesensaal mit 134 Säulen, — alle die Säulenhallen, die Säle, die Sphynxalleen, die siebenzig Fuß hohen pyramidal geneigten Mauerumwallungen mit ihren wundervoll proportionirten Simsen und Bildwerken in Stein, diese unermeßlichen Bauten scheinen nicht mehr die Erzeugnisse von Menschenhänden und sterblichen Kräften, sondern die Thaten und Ideen von Giganten und Titanen, — sie scheinen verwirklichte Fabeln, in Stein übersetzte Mythen zu sein.

Verglichen mit diesen Riesenmassen und Riesenmaßen, mit dieser steinernen Traumwelt von Phantasiebauwerken, deren bloser Anblick die moderne Einbildungskraft erlahmt, vor deren Studium der Bauverstand unserer größten Baumeister in die Pfanne gehauen wird, erscheinen selbst die Kolossalbauten der alten und neuen Römer nur gewöhnlich, bedeutungslos, ja dürftig und klein.

Ja, es liegt und wirkt eine Religion auch in den schönen Künsten, in dem richtig behauenen und zum Ganzen gefügten Steine, in der Mathematik, dem natürlichen Ebenmaß, der Symmetrie und Harmonie der Töne wie der Formen überall. — Ich hatte das längst gelesen, gedichtet und gedacht; aber hier auf Karnak's Bauwundern habe ich es in tiefster Seele im Gewissen empfunden und geglaubt.

A. Brehm.

Das Rathhaus in Löwen.

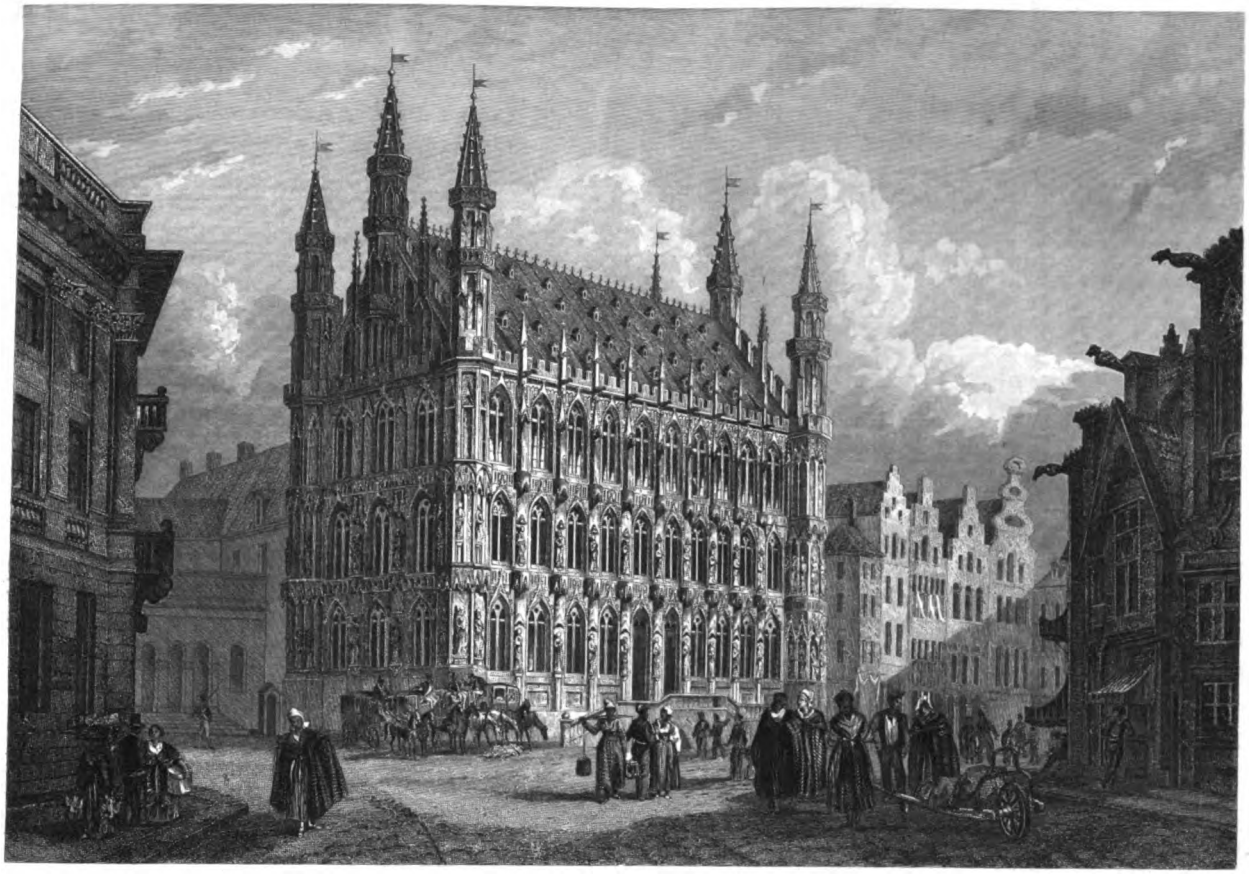
Die Blüthe des Bürgerthums hat in Europa nirgends herrlicher geprangt, als in unseren Niederlanden. Hier hat das Meer den Muth und der Fleiß die Kraft gegeben, um nicht nur im Ringen mit der Natur, mit selbstsüchtigen Nachbarn und fremden Eroberern die Oberhand zu behalten, sondern auch den einheimischen feindlichen Mächten, die von jeher in aller

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google



RATHHAUS im LÖWEN

Aus d. Kunstverl. d. Bibliogr. Institut in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

Digitized by Google

Digitized by Google

Welt den freien Bürgersinn unter ihre Füße traten, den Anmaßungen der fürstlichen wie der geistlichen Herrschsucht, mannhaft zu widerstehen.

Die Fahne der Bürgerfreiheit hat allezeit der Handel geführt, während das Gewerbe immer am geneigtesten war, sich unter den Schutz irgend einer Gewalt zu schmiegen. Der Handel ist selbst eine Macht, und ist stark genug sich selbst zu behaupten, so lange er frei ist.

Allerdings trug in jenen Tagen, wo die Städte in Holland, Brabant und Flandern sich zu Mittelpunkten des gesammten europäischen Handelsverkehrs erhoben hatten, die Freiheit ihres Handels selbst ein herrisches Kleid, und zwar das herkömmlich exklusive des Monopols: diese Städte waren Stapelplätze für die wichtigsten Erzeugnisse der fremden und heimischen Natur und Industrie, und selbst die mächtigsten Glieder der Hansa sahen sich gezwungen, dort ihre Kontore zu errichten. Es war jedoch diese monopolistische Herrlichkeit nicht durch künstlichen Zwang, durch obrigkeitliche Gebote, fürstliche Dekrete oder kaiserliche Privilegien entstanden, sondern sie hatte sich aus der Natur der Verhältnisse gebildet, dadurch, daß durch Vorzüge ihrer Lage, durch den Unternehmungsgeist ihrer Bewohner, durch geschickte Handhabung des Verkehrs die niederländischen Städte der Markt für den ganzen Norden wurden, und wo der Markt ist, da versammeln sich die Leute. So kam es, daß auch die hansischen Kaufleute für ihre heimische Ein- und Ausfuhr hierher gewiesen waren. Dies war bei dem hohen Aufschwung der deutschen Industrie im Mittelalter allerdings in so großartiger Weise der Fall, daß man wohl behaupten kann, die Städte der Niederlande würden ohne die Hansa nimmermehr zu solcher Blüthe gediehen sein; aber auch für die Hansa wirkte jener nordische Weltmarkt belebend und befruchtend, weil ihre Fracht hier immer bereite Käufer fand.

In dieser ihrer bürgerlichen Glanzzeit entfaltete sich in den Städten Hollands und der Niederlande jene bauliche Pracht, die wir selbst in ihrem Verfall noch bewundern. Während in den meisten übrigen Ländern Europa's Alles, was an Bauwerken aus dem Mittelalter auf unsere Zeit gekommen, in der Regel nur den Stempel entweder hierarchischer Prachtliebe, oder staatlichen Glanzes, oder dynastischer Wappenseligkeit an sich trägt, hat hier das Bürgerthum Paläste aufgerichtet, in denen sein Stolz auf die Freiheit des städtischen Wesens ausgeprägt ist; wir meinen die Prachtbauten ihrer Rathhäuser, deren wir unseren Lesern schon mehre vorgeführt haben.

Wie für jene Blüthe der niederländischen Städte der gesundeste Saft aus der deutschen Hansa gekommen war, so ging von dieser auch der erste Sturm aus, der sie verderblich traf. Wenn die merkantile Uebermacht der Stapelplätze schon den Neid aller anderen seefahrenden und handeltreibenden Nationen erregen mußte, so mochte der sich spreizende Uebermuth der stolzen niederländer Stapelherren endlich auch die deutschen Handels-

Digitized by Google

häuser veranlassen, mit ihren Waaren andere Märkte aufzusuchen; sie wußten nicht, was sie thaten, denn sie schlugen sich selbst, nämlich der Macht der Hansa, die allenthalben im Stapelrechte ihre festeste Stütze hatte, die schwersten Wunden durch ihre freihändlerischen Bestrebungen, von denen sie Erlösung vom niederländischen Stapelzwang hofften. Denn während sie selbst in den nordischen Handelsgebieten sich in die Stellung der Holländer und Niederländer einzudrängen suchten, sank mit der Handelsbedeutung derselben auch ihre eigene, so eng waren bereits beide in einander verwachsen; und als die Kaufherren der Hansa den gefährlichen Wandel endlich inne wurden, lief das Rad ihres Glücks bereits bergab und war nicht mehr zum Stillstand zu bringen.

Ebenso erging es den Niederländern. Der Geist einer neuen Zeit war über den alten Handelsmechanismus gekommen und wirkte auflösend auf denselben lange vor dem eigentlichen, vor den Augen der Welt sich offenbarenden Prozeß des politischen Verfalls, herbeigeführt durch innere Schwächung, ohne welche freie Länder und Völker nie zu Theilen dynastischer Erbschaftsmassen entwürdigt werden können.

Dasselbe Schicksal theilte auch die Stadt, deren Rathhaus den reizenden Schmuck unseres Stahlstichs bildet. Löwen, die jetzt belgische Hauptstadt eines südbrabanter Bezirks, sah die Tage seiner höchsten und edelsten Blüthe im 14. Jahrhundert. Allerdings war es nicht der Handel direkt und allein, dem es dieselbe verdankte, aber doch war es der Handel, von welchem seine große Industrie getragen und gehoben worden ist. Löwen war im 14. Jahrhundert eine Stadt von 150,000 Einwohnern, also fast siebenmal bevölkerter, als jetzt. Diesen Volksreichthum hatte ihm weniger seine politische Würde, als Hauptstadt des Herzogthums Brabant, erworben, als vielmehr sein hoher industrieller Rang, als Hauptsitz der niederländischen Tuchmanufaktur. Es zählte nicht weniger, als 4000 Tuchwebereien. Die Tuchmacher bildeten eine Macht nicht bloß in der Stadt, sondern im Staate, und sie steigerten ihre politischen Ansprüche in solchem Maße, daß sie die Eifersucht des gesammten Adels in Brabant und Flandern anfachten, der nun seinerseits wieder keine Maßregel mied, welche den Bürgertrotz der Tuchmacher herauszufordern vermochte. Der natürliche Verlauf der solchergestalt gegenseitig überreizten Leidenschaften konnte nicht umhin, schließlich zu einem offenen Aufstande der Tuchweber in den meisten Städten Brabants und Flanderns gegen den Adel zu führen. In Löwen stürmten die Tuchmacher an dem unheilvollsten Tage dieser Stadt, im Jahre 1382, das Rathhaus und warfen siebenzehn adelige Mitglieder des Raths zu den Fenstern hinaus in die Spieße ihrer Genossen. Diese rasche That hatte für Löwen fast die Folgen, welche der prager Fenstersprung für Böhmen hatte: ein Krieg entzündete sich an der Flamme dieses Standes-Parteihasses, der für das stolze Löwen das Wachsthum des Wohlstandes bis in die Wurzeln zerfraß. Herzog Wenzel

Digitized by Google

wurde nach hartem Kampf Herr der Stadt und begann eine so harte Behandlung derselben, daß Schaaren ihrer fleißigsten Arbeiter den Weg in's Elend dem heimischen Jammer vorzogen; sie siedelten nach England über und trugen auf jenen neuen empfänglichen Boden den Segen ihrer gewerblichen Geschicklichkeit hinüber. So hatte für Löwen die Zeit seines Verfalls längst begonnen, ehe Alba mit den spanischen Horden zum Vernichtungskampfe gegen jede Regung freien Bürgersinns in den Niederlanden heranzog.

Noch heute zeigt Löwen von Beidem, von seiner Blüthe, wie von seinem Verfall, jedem Auge die Spuren. Es gehört zwar noch immer zu den bedeutendsten Städten Belgiens, behauptet sich als ein Hauptmarkt für Leinwand, Getreide, Kleesamen, Oele, Flachs, Hanf und dergleichen Produkte der Umgegend, glänzt in der Industrie noch jetzt durch seine Tuchfabriken, sowie durch seine Baumwollenspinnereien, Kattundruckereien, Blondenfärbereien, Stückgießereien, Zuckersiedereien, Oel- und Mahlmühlen, ist in der Bierbrauerei sogar das München des belgischen Königreichs (jährliche Ausfuhr 150,000 Fässer), und wer auf der Eisenbahn von Tirlemont her ihm nahend, beim Austritt aus einem langen Tunnel von seinem imponirenden Anblick überrascht wird, ausgestreckt auf einem sanften Hügel, mit zahlreichen schlank aufgewachsenen Thürmen, dem lacht das Herz bei der Hoffnung, in eine alte, schöne, große Stadt voll geschichtlicher Denkmäler und Bauten einzuziehen; — indeß der erste Schritt jenseits der alten Mauern belehrt ihn eines Andern. Der Umfang der alten Stadt in ihrer ehemaligen Größe ist noch zu erkennen, aber an Stelle der volkreichen Vorstädte umgeben jetzt Aecker und Weinberge die innere Stadt, in welche das gesammte Bürgerleben sich zurückgezogen hat. Die vielen Kriege haben dafür gesorgt, daß uns auch auf unserm Gang durch die Straßen nur selten ein alterthümlich-charakteristischer Bau an ihre große Vergangenheit erinnert. Ebenso steht es mit der Bevölkerung: mehr als eine Volkszahl von 20- bis 25,000 hat Löwen seit jenem tiefen Fall, also seit 480 Jahren, nicht wieder erreicht.

Sucht aber der Leser ein Bild aus jener Blüthenpracht des Bürgerthums, so führen wir ihn auf den Marktplatz der Stadt; mit einem Blick überschaut er hier ihre drei prächtigsten Bauwerke: die Peterskirche, die Brauerei und das Rathhaus, erstere beiden mit dem reichsten Schmuck des Renaissancestyls angethan, das letztere, ein gothischer Bau, dem wir unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden, denn er ist der schönste seiner Art in Belgien, ja in den ganzen Niederlanden. Der glückliche Umstand, daß gerade zu der Zeit, wo der altdeutsche Baustyl seine höchste Ausbildung erreicht hatte, auch Macht und Reichthum der Städte dieser Lande auf ihrer höchsten Stufe standen, hat ihren bürgerlichen Gemeindebauten, wie Rathhäusern, Gildehallen und Marktgebäuden, ihre schmucke Gestalt verliehen; die Schlösser und selbst die Kirchen aus jener Zeit stehen größtentheils an

Digitized by Google

Pracht und Größe hinter ihnen zurück, wie vor ihnen allen das Rathhaus von Löwen einen Ehrenplatz einnimmt.

Den Leser wird unser Bild täuschen, wie der Bau selbst seine Beschauer täuscht: die feine Gliederung, sagt ein Bewunderer dieses Kunstwerks, lehrt uns das mechanische Größenmaß ganz vergessen. Der ganze Bau ist nicht Burg, noch Kirche, aber er spielt in die Formen beider hinein. Drei Reihen spitzbogiger Fenster über einander werden von leichten Strebepfeilern eingefaßt und durchschnitten, die ganz in Ornament aufgegangen sind und eigentlich nur noch aus Konsolen und Baldachinen mit Spitzthürmchen bestehen. Oben tragen diese nach der Weise des französisch-englischen Kathedralstyls einen Kranz ganz luftiger durchbrochener Zinnen, hinter welchen sich dann das Dach mit vier Reihen von Luken und einem freien Kamm erhebt. Noch reicher sind die beiden Schmal- oder Giebelseiten geschmückt, jede von ihnen wird statt der Strebepfeiler von zwei leichten viereckigen Thürmchen flankirt und von einem dritten in der Mitte gestützt. Diese sechs Thürmchen strecken ihre schlanken, ganz à jour gearbeiteten Spitzen über die Dachkammer und das ganze Gebäude hervor. Leider fehlen vielen jener zahlreichen Konsolen und Baldachinen die Statuen, nicht durch Bildersturm, wie anderwärts, sondern weil sie nie vorhanden waren. Dagegen sind die Konsolen selbst an den beiden unteren Stockwerken mit prächtigen, etwa spannelangen Figürchen verziert, welche meist Scenen des Alten Testaments vergegenwärtigen. Diese waren sehr von der Zeit angenagt, sind aber durch den Bildhauer Goyers mit all der technischen Fertigkeit, welche die Belgier von ihren Altvordern in jedweder Kunst ererbt haben, genau nach dem Muster der alten Reste erneuert worden. Den ganzen Reichthum dieser kleinen Gruppen einzeln zu mustern, wie er an drei Seiten des Rathhauses vertheilt ist (die vierte lehnt sich an andere Gebäude an und ist schmucklos), würde viele Stunden kosten. So erscheint das Ganze, durch eine ruhige, mildgelbliche Farbe im Effekt vereinigt, wie das zierlichste Modell eines Schmuckkästchens. —

Man scheidet ungern von diesem Denkmal einer großen bürgerlichen Vergangenheit, zumal uns unsere Schritte an einem andern Denkmal der Vergangenheit vorüber nöthigen, dessen Anblick dem Herzen weniger wohlthut. Wir meinen die düstern klosterähnlichen Mauern der Universität. Sie wurde im Jahre 1426 von Herzog Johann IV. von Brabant gestiftet und galt, wenigstens in Beziehung auf die theologische Fakultät, im 16. Jahrhundert als die erste in Europa; auch ihre Frequenz war damals eine außerordentliche, denn sie soll bis zu 6000 Studenten gezählt haben. Kaiser Joseph II. und die französische Revolution warfen sie in ihrem Fortschrittssturme über den Haufen, unter dem sie, nach dem Sturme, als ein bescheidenes Lyceum wieder hervorgekrochen kam. Erst im Jahre 1817 feierte sie, unter der holländischen Regierung, ihre Wiedererstehung. König Wilhelm I. errichtete zugleich an derselben, zur bessern Bildung

Digitized by Google

Digitized by Google



RAUDNIZ an der ELBE

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

katholischer Geistlicher, ein philosophisches Kollegium. Ein frischer Geist war mit diesem in die alten Hallen eingezogen und die Schaaren der Jünglinge eilten freudig der Stätte der Wissenschaft zu, in welche das Licht der Wahrheit nicht mehr ausschließlich durch gemalte Scheiben drang. Zu bald aber schlug der Zweck dieser freisinnigen Stiftung in's Gegentheil um: der Haß der Geistlichkeit arbeitete rastlos im Stillen, bis er an der Julisonne Frankreichs, die der Freiheit leuchtete, die geheimen Minen entzünden konnte, deren Explosion die langersehnte Finsterniß wieder herbeiführen sollte. So geschah es. Kaum hatte die Revolution in Brüssel gesiegt, so erlag auch das philosophische Kollegium zu Löwen dem allgemeinen Pfaffensturme; die Bischöfe, welche sich früher geweigert hatten, Zöglinge dieser Anstalt in ihre Seminarien aufzunehmen oder als Priester anzustellen, waren plötzlich mit der Universität wieder versöhnt, und da dieselbe zu den sogenannten freien gehört, — weil die Mittel zu ihrer Unterhaltung von der Geistlichkeit beschafft werden, — so bemächtigten sich die schwarzen Kutten ihrer Lehrstühle, die Fackel zelotischen Glaubenseifers trug den Sieg über den Tag der Wahrheit davon und ihre Hörsäle erfreuten sich bald wieder eines zahlreicheren Besuchs. Seitdem ist die katholisch-theologische Fakultät zu Löwen zum Barometer des belgischen Geisteslebens geworden: so oft das Licht über die Nacht triumphirt, lichten sich die Reihen der hoffnungsvollen Pfaffenzöglinge, und, umgekehrt, füllen sich die Säle der schwarzen Genossen, so oft Jesuitenspuk und Pfaffenränke wieder Platz im Lande greifen. Letzteres ist leider Gottes in unseren Tagen wieder der Fall. Wünschen wir zum Heile und Frieden des von jesuitischen Umtrieben so sehr heimgesuchten Belgiens, daß deren Barometer recht bald seinen Nullpunkt erreiche.

F. Hofmann.

Raudnitz an der Elbe.

Das Fürstenschloß Raudnitz gehört weder zu den grauen Burgen uralter Geschlechter, die gleich denen am Rhein und an der Donau von hohem Fels gebieterisch über Thal und Fluß niederschauen, noch zu jenen, die scheu, wie Wegelagerer, im Waldesdunkel sich bergen: es glänzt, den Charakter der Neuzeit tragend, wie ein lichter Punkt auf einer sonnigen Anhöhe am Ufer der Elbe, da, wo sie durch ihre Vereinigung mit der schwesterlichen Moldau erstarkt, bereits schwere Lastschiffe zu tragen beginnt. Die Stadt, in der anmuthigen Niederung amphitheatralisch aufsteigend, umschließt wie ein alterthümlicher Gürtel, das moderne Schloß.

Digitized by Google

Der Reisende, welcher, auf der böhmisch-sächsischen Bahn vorüberkommend, einige Minuten auf dem unterhalb des Schlosses gelegenen Bahnhof anhält, wird wohl fürstliche Prunkzimmer da oben vermuthen, nicht aber Schätze alter Wissenschaft und Kunst, deren Raudnitz so viele und seltene birgt. Es kommen Gelehrte aus Deutschland, Holland und Frankreich hierher, reiche Ausbeute suchend und findend, und Böhmens Geschichtsforscher und Künstler wallen nach Raudnitz, die fürstliche Bibliothek und Gallerie zu studiren, beide wahre Schatzkammern noch unerschöpften Materials.

Raudnitz zählt zu den ältesten Niederlassungen und festen Punkten Böhmens. Der raudnitzer Berg wird für jenen Berg gehalten, auf welchem Czech's Schaaren ihr erstes Lager in Böhmen aufschlugen, und das nahe bei Raudnitz gelegene Dorf Ctinaves gilt beim Volk von Alters her für den Begräbnißort des Heerführers Czech, welchem das Land seinen Namen verdankt. Schon im 12. Jahrhundert Sitz des bischöflichen Hofes von Prag, wechselte Raudnitz durch Eroberung, Schenkung, Verpfändung und Kauf im Lauf der Jahrhunderte oftmals seine Herren, erlebte und erfuhr alle Greuel des Hussiten- und 30jährigen Kriegs, bis es nach deren Beendigung durch Erbschaft an die Fürsten von Lobkowitz und Herzoge von Sagan kam, in deren ungestörtem Besitz es seither verblieben ist.

Das jetzige weitläufige und imposante Schloß, von dem prachtliebenden Wenzel Euseb von Lobkowitz gegen Ende des 17. Jahrhunderts umgebaut, bildet ein massives Viereck im Renaissancestyl, welches sich auf einer parkartig bewachsenen Anhöhe an der linken Stromseite erhebt, und bietet aus seinen Fenstern eine liebliche Aussicht. Die Hauptzierden dieses stattlichen Fürstensitzes bilden die Portraitgallerie, welche mit ihren 600 Gemälden 12 Gemächer ausfüllt, und die berühmte lobkowitz'sche Familienbibliothek von 40,000 Bänden, 1200 Incunabeln und 580 Manuskripten ꝛc., deren kostbarstes ein Riesenkodex des Plato ist. H. N.

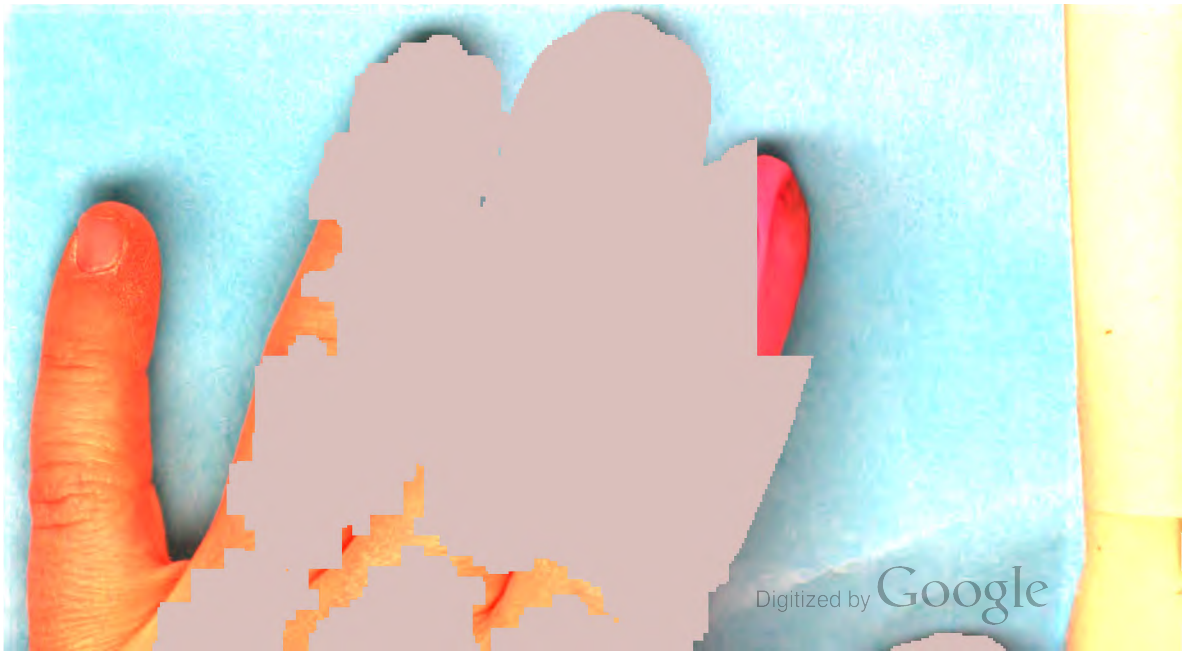
Am Porsanger Fjord.

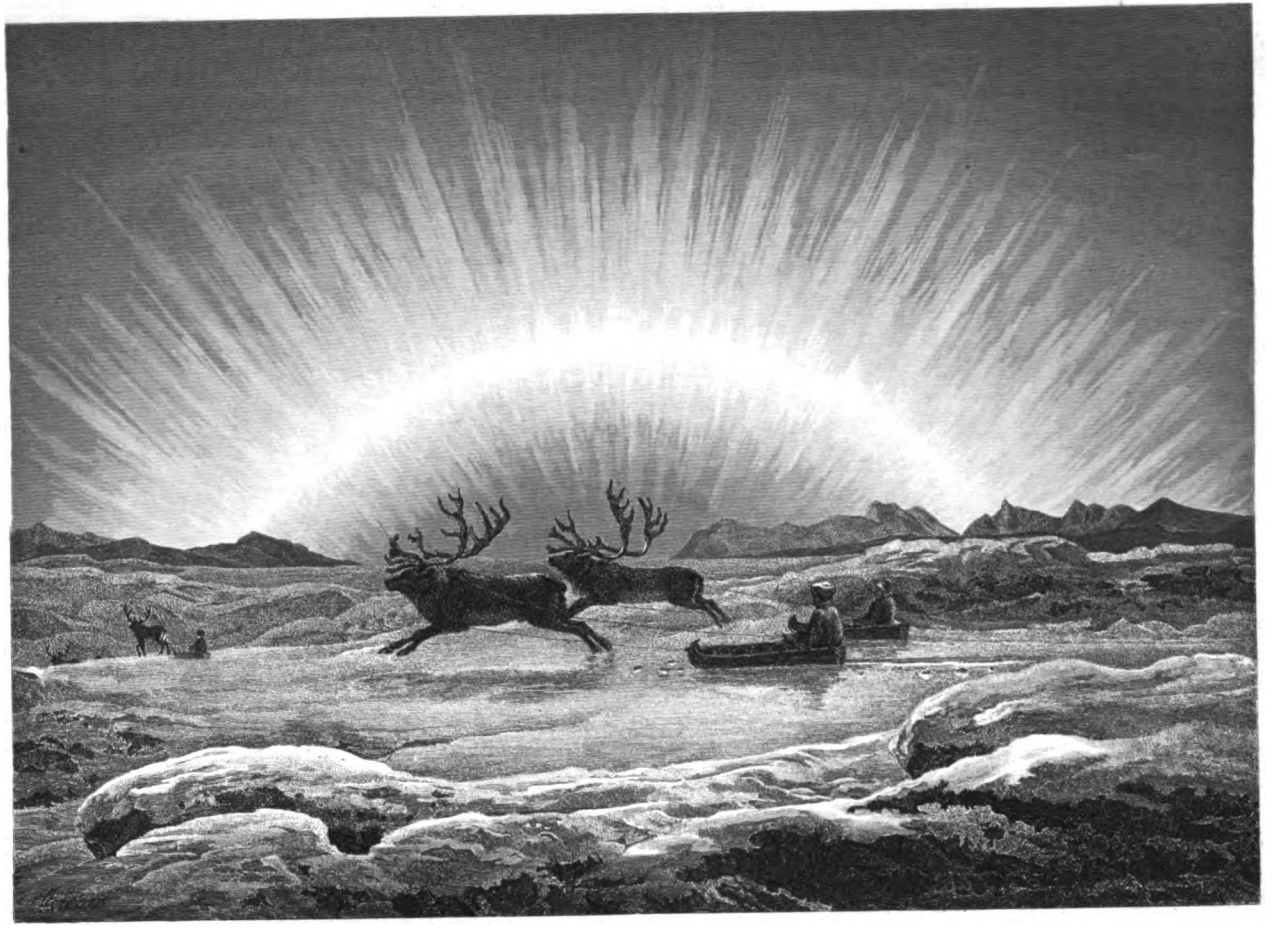
(In der Tundra.)

Ein gleichmäßiger, farbloser Gürtel umschlingt im Norden die verarmte Erde; ein einziger ungeheurer Morast, in dem das Schilf kaum der Moosbeere das Leben gönnt. An den trockeneren, hie und da gleich Oasen auftauchenden Stellen decken noch Moose und Flechten das Gestein, und

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google



NORWEGEN

Digitized by Google

Digitized by Google

einige wenige höhere Pflanzen, dürftig und gebeugt von der langen Winterlast, verkriechen sich ängstlich an der Brust der Muttererde gegen den rauhen Athem der Winde, gegen die Wucht des sich über ihnen thürmenden Schnees. Dieser Landstrich heißt die Tundra, die von den westlichen Küsten Lapplands über ganz Nord-Europa, Asien bis nach Amerika in gleicher Breite, gleicher Unwirthlichkeit sich erstreckt.

Fast vergeblich sucht man hier, fern von der Meeresküste, nach dem Menschen und seinem Treiben, man gewahrt blos die Spuren, daß hier zeitweilig lebende Wesen wohnen. Tagelang muß man reisen, ehe man einmal in einem tiefer gelegenen, günstigeren Thale die Ueberbleibsel einer armseligen Hütte findet. Es ist ein trauriges Wandern durch dieses Land; auch nicht das kalte Glühen seiner Mitternachtssonne kann den Fremdling aussöhnen mit der unendlichen Einöde, mit der Armuth und Trostlosigkeit, welche die Tundra im Sommer, in den kurzen und schönen Abschnitten des Jahres über die in ihr lebenden, höher begabten Wesen verhängt. Die dem Menschen befreundeten Gestalten fehlen fast gänzlich; nur die alle Weltgegenden in Besitz nehmende Klasse der gefiederten Gäste des Sommers hat auch hierher ihre Vertreter gesandt, und auf ihnen bleibt das suchende Auge wenigstens mit Freude haften. Nur wenige Vögel bewohnen jene Gegend. Die großen bleichschimmernden Wasserflächen sind gewöhnlich ganz leer: keine Pflanze, kein Rohr erhebt sich über den Wasserspiegel, keine Ente schifft über die Wellen dahin, keine Möve, keine Seeschwalbe wiegt sich auf den Wogen. Und wenn wirklich einmal eine einzelne Verirrte daherfliegt, wenn wirklich einmal ein Volk von Raubmöven sich hier zu zeigen wagt, sie alle eilen so schnell als möglich wieder nach dem viel freundlicheren Meere zurück, dessen eisige Wässer ihnen immer noch weit mehr bieten, als diese trostlosen Seen und Wasserbecken, als die traurigen Flüsse des Landes. Blos in den eigentlichen Sumpfstellen ist Nahrung vorhanden, und zwar in Hülle und Fülle; deshalb sieht man dort auch Tausende und Tausende von Vögeln angesiedelt; aber alle diese Schaaren gehören nur wenigen, so recht eigentlich für die Tundra geschaffenen Arten zu. Regenpfeifer und Strandläufer, Piger und Ammern sind es, die auf jenen Flächen sich aufhalten, herangelockt durch ungeheuere Kerbthierschwärme, welche die Tundra bevölkern, welche hier die Herrschaft führen. Die gewaltigen Sumpfniederungen nämlich, der ungeheuere Morast brütet eine Kerbthierart milliardenweise aus. Wolken gleich, in unabsehbaren Schwärmen, lagern sich Stechmücken über das öde Land, blutgierig fallen sie über jedes Geschöpf her, welches sich in ihrem Bereiche zeigt. In ihrer ungeheueren Menge liegt ihre Stärke; sie vertreiben den Menschen und seine Heerde, sie zwingen den armen Nomaden jene Gegenden hinabzuwandern nach dem Meere hin oder hinauf nach der Höhe der Gebirge durch Hunderte von Meilen weit, um sich und seinen Schutzbefohlenen das Leben zu fristen. Der bleiche Sonnenstrahl, welcher kaum ge-

Digitized by Google

nügt, das Dasein anderer Geschöpfe zu ermöglichen, ist doch während des ganzen Tages mächtig genug, diese quälenden Teufel in Mückengestalt zum Leben wach zu rufen, ist fähig, Milliarden von wahrhaft hölliſchen Geistern zu erwecken, welche nun ihren Unfug treiben und sich mit unglaublicher Gier auf alles andere Lebende stürzen. Die Säugethiere, welche diesen Kerfen nicht zu widerstehen vermögen, müssen flüchten vor ihnen, und nur die Vögel, welche ihre tägliche Nahrung aus der Schaar der Mücken gewinnen, sind im Stande, unter ihnen zu leben; daher kommt es eben, daß alle höheren Thiere sich während des Sommers zurückziehen, daß selbst das wenige Lebende, welches sich noch zeigt, dem Fremdling in jenen Reichen zur Qual wird, daß der kurze, schöne Sommer für ihn seine Reize verliert, daß das farbenschaffende Licht der bleichen Sonne des Mittags und der blutigrothen der Mitternacht ihn nicht bezaubern, nicht entzücken kann, weil auch der starrste Geist nicht fähig ist, einer 24stündigen Qual Tag für Tag zu widerstehen. Unter den Wendekreisen schlummert das blutsaugende Heer wenigstens während des Tages, im Norden aber ist es wach zwei bis drei Monate hindurch, am Morgen, wie am Abend, am Mittag, wie in der Stunde der Mitternacht. So kommt es, daß in der Tundra der lange Sommertag zu Monaten der Qual wird, und daß Jedermann sich freut, wenn es endlich wieder Morgen und Abend gibt, wenn der Winter sich anschickt, den kurzen, nur tagelangen Herbst zu verdrängen. Vier Monate steht die Sonne ruhig und groß am Himmel, ohne dem Auge entrückt zu werden; kaum zwei Monate währt der Wechsel von Tag und Nacht, im Frühling, wie im Herbst; dann beginnt die eine lange Winternacht, welche dieselbe Zeitdauer hat, wie der Sommertag. Dunkler und dunkler senkt sich dieselbe herab auf das Land; aber blendender und lichter, stärker und höher wird die Decke, welche sich darüber gebreitet hat. Jetzt erst beginnt das wahre Leben in der Tundra, jetzt erst nimmt der Mensch diesen Landstrich in Besitz. Mit seinem beweglichen Eigenthum zieht er von einer Niederung zur andern; sein Ein und Alles, das Rennthier, unterstützt ihn bei seiner Wanderung; auf dem leichten Schlitten dahin durcheilt er ungeheuere Flächen; bei des Nordlichts blassem Schimmer macht er sich auf, Freunde zu besuchen, Feinde zu bekämpfen.

Der eigentliche Bewohner der Tundra gehört einer von der unserigen völlig verschiedenen Menschenraçe an. Der erste Blick genügt, um in dem Lappen die mongolische Abkunft zu erkennen. In früherer Zeit bevölkerten die Mongolen diese Landstriche in weit größerer Zahl, als jetzt; denn auch dieser Menschenstamm geht seinem Verderben entgegen. Weiter und weiter verbreitet sich der weltbeherrschende Weiße, und wie ein von ihm gehetztes wildes Thier, flüchtet vor ihm der Urbewohner des Landes. So ist es im fernen Westen, so im höchsten Norden. Im schwedischen Lappland wohnen gegenwärtig noch höchstens 4000 wirkliche Lappen, und ihre Zahl nimmt ab von Jahr zu Jahr; in Finnmarken, dem norwegischen Theile

Digitized by Google

Lapplands, beträgt die Zahl dieses merkwürdigen Volks kaum noch 2000. Verschiedene Ursachen wirken zusammen, um dieses Völkchen zu vertilgen. Manche werden Ansiedler und verlieren dann ihre Eigenschaft als Nomaden, andere nehmen Dienste bei den Russen und Skandinaviern und gehen dann an der Branntweinpest zu Grunde. Der Lappe ist Nomade, und sein Haus ist das bewegliche Zelt. Feste Wohnungen, Blockhäuser, haben nur die Entarteten, die sogenannten Fischer oder festsitzenden Lappen, welche von dem eigentlichen Hauptvolke gemieden und verachtet werden.

Wie die Nomaden der Mittagsländer haben jene Berglappen nur ein einziges Etwas, welches ihnen ihr Leben ermöglicht: ein Heerdenthier, so sonderbar, so ungewöhnlich, als es nur immer sein kann. Wohl liefern in andern Gegenden und Erdtheilen die Wiederkäuer unsere geschätztesten Hausthiere, doch nirgends weiter hat sich der Mensch einen Hirsch zum Hausthiere erkoren, wie der Lappe das Rennthier. Man hat gesagt, daß dem Lappen das Rennthier dasselbe sei, was dem Araber das Kameel, oder dem Gebirgsbewohner das Rind und die Ziege, was dem Beduinen sein Pferd und seine Schafheerden: allein mit diesem Vergleich hat man die Bedeutung des Rennthiers noch lange nicht erschöpft. Tausende von Arabern leben ohne Kameel, Tausende von Beduinen besitzen kein Pferd, und wie viele andere müssen ohne ihre gewohnten Hausthiere auskommen; der Lappe aber kann gar nicht gedacht werden ohne sein Rennthier. Ihm ist dieses Geschöpf das Ein und Alles; an ihm hängt sein Leben; er hört auf zu sein, wenn er das Rennthier verliert.

Merkwürdig, ein Hirsch muß hier ein ganzes Volk erhalten, ernähren, kleiden und tränken! Ein Thier, welches in seinem wilden Zustande frei die höchsten Gebirge bewohnt, wie die Gemse, muß sich in den Dienst des Menschen beugen und diesem die Möglichkeit gewähren, sich unter den Lebendigen zu behaupten. Man vermeint es, dem Thiere anzusehen, wie hart die Last der Knechtschaft auf ihm ruht; denn kein Geschöpf weiter kann es geben, welches den Fluch der Sklaverei in so ausgeprägter Weise zeigt, wie das Rennthier. Das wilde und das zahme Thier haben gar keine Aehnlichkeit mehr. Jenes ist ein freier Beherrscher der höchsten Gebirgshöhen, der eisigen Gefilde, deren Spitzen die ewigen Gletscher krönen: dieses ist ein trauriger, heruntergekommener Sklave eines traurigen, tiefstehenden Menschen. Aber ein treuer, treuer Diener im Dienste des höheren Wesens ist es, ein Geschöpf, welches sich mehr als jedes andere Hausthier aufgeben muß, um einem ganzen Volke die Existenz zu ermöglichen. Wohl hat der Lappe außer dem Rennthier auch noch den Hund, das edle, treue Geschöpf, welches keine Heimat mehr hat, seitdem es zum Zelte des Menschen Zuflucht nahm; aber der Hund dient ja dem ganzen Menschengeschlecht, nicht blos dem Lappen allein, wie jenes Hirschthier.

Im Leben des Lappen sind Mensch und Thier innig verbunden. Der Lappe ist Nomade seines Rennthiers halber; denn er fühlt unbewußt, daß

Digitized by Google

an dem Leben dieses Geschöpfes sein eigenes hängt, und folgt deshalb willig dem Trieb nach Freiheit, welcher sich zeitweilig in dem sonderbaren Hausthiere kund gibt, folgt ihm, wenn es die Mücken vertreiben, hinab zum Meere oder in das Hochgebirge hinauf, und während des Winters wieder in das tiefere Land. Des Rennthiers wegen ist sein Leben eine nimmer endende Irrfahrt durch Wüsten; denn nur zeitweilig bezwingt er den Wandertrieb seines Hausthieres. Im Sommer wohnt er auf den höchsten Gebirgen oder am Meeresstrand, so viel als möglich längs der Flüsse fortwandernd; im Herbst zieht er sich nach dem Innern des Landes zurück. Nur da, wo ein Flußthal ihm die Straße anzeigt, hat er, der ewig Wandernde, sogenannte „Herbststellen", Verwahrungshäuser, in denen er Nahrungsmittel, Häute u. dgl. niederlegt. Um die Mitte November etwa zieht er dann in die Wälder und verweilt hier während des Winters, läßt seine Thiere sich äsen von den Knospen der Birken und den Flechten, welche in langen Zöpfen von den Bäumen herabhängen, und tritt im April den Rückweg wieder an. Wenn die Mückenzeit kommt, sammelt er seine Rennthiere wieder und treibt sie mit Hülfe der Hunde weg, gleichgültig, ob er seine eigene oder eine fremde Heerde vereinigt hat; denn seine Nachbarn und Freunde kommen zusammen, scheiden die ihm gehörigen Thiere aus, und Jeder gelangt somit wieder zu seiner Heerde, die er „Meer" nennt. Sind die Mücken vorüber, so läßt der Lappe seine Rennthiere wieder laufen. Er führt im Ganzen ein wahres Hundeleben, ohne Rast und Ruhe. Oft muß er aus Mangel an Holz darauf verzichten, sich Feuer zu machen, trotz aller Rauhheit des Wetters, oft muß er hungern, weil er sich weiter entfernte, als er wollte, mit einem Worte, er muß Alles entbehren, was menschlich ist; er reinigt sich nicht, hat wenig Kleider, lebt oft fern von Weib und Kind. Seine häuslichen Freuden sind auch keine großen. Die Hütte ist erbärmlich; der Rauch, welcher von dem Feuer aufsteigt, sucht lange nach dem Ausweg und erfüllt die ganze Wohnung, und unten am Boden auf den Fellen liegen Menschen und Hunde bunt durcheinander, in Schmutz versunken, oft hungernd und dürstend. Aber der Lappe erleidet Alles seiner Rennthiere halber und verachtet den, welcher sich fest ansiedelt und Fische fängt oder Land baut, und dünkt sich allein als stolzen, freien Mann. Trotz der Mücken, welche das Leben so vielfach verbittern, ist im Sommer nach des Lappen Sprache „Friede im Lande". Er feiert dann seine Festzeit; denn seine ärgsten Feinde, die Wölfe, haben sich im Gebirge zerstreut und jagen mehr den Lemmingen, als seiner Heerde nach. Wenn aber der Winter herankommt und den grimmigen Thieren ihre Nahrung verdeckt, ist es anders. Dann bricht der Feinde Schaar über die wehrlose Heerde herein und der Friede hat ein Ende, der Krieg beginnt. Der Hunger macht die ungebetenen Gäste kühn und treibt sie selbst bis in die Zeltdörfer hinein. Jetzt hüllt sich der kleine Mann von Kopf bis zu Fuß in seine dicken, weichen Rennthierpelze, schnallt sich die

Digitized by Google

langen, leichten Schneeschuhe an die Füße, ergreift den Speer, dessen messergleiche Spitze die Hornscheide verbirgt, oder die kleinmündige Büchse, die er trefflich zu handhaben weiß, und verläßt mit den muthigsten Recken seines Stammes das ihn so behaglich dünkende Zelt, um seinem Erzfeind nachzuspüren. Gerade die Zeit, in welcher der frisch gefallene Schnee noch nicht seine harte Kruste erhalten hat, erscheint ihm die geeignetste zur Jagd. Wolf und Rennthier sinken bis an den Bauch in die weiche, flaumige Decke ein; der Skyläufer gleitet rasch und sicher auf derselben Decke dahin. Gelingt es ihm, den Wolf aus dem Walde herauszutreiben, so ist der böse Feind verloren: ängstlich bahnt sich der feige Räuber seinen Weg durch die Schneemassen, bald versinkend, bald mit verzweifelndem Sprunge wieder auftauchend; hinterher gleitet, schwebt der pelzverhüllte Mann, unter lautem, freudigen Rufen, jagdfröhlich aufjauchzend, mit rachekündendem Drohen. Näher und näher kommt er dem immer mehr und mehr ermattenden Wolfe; endlich erreicht er ihn und gleitet mit derselben Schnelle, mit welcher jener sich fortbewegt, neben ihm dahin. Wie höhnend schwingt er seinen Speer, leicht schlägt er mit dem vordersten Ende des Schaftes ihm auf das Fell; aber der leichte Schlag entblößt die leuchtende Spitze, die Scheide fliegt seitwärts in den Schnee, die Waffe wird frei und zum Angriff geeignet. In vollster Befriedigung seiner Rache senkt er nun dem verzweifelnden Wolf das scharfe Speermesser zwei- bis dreimal in den Leib; das rauchende Blut röthet den Schnee, und krampfhaft, die rothe Zunge lang aus dem Halse heraushängend, geifernd, nur noch heißer brüllend, wälzt sich der getroffene und arg verwundete Wolf dahin, bis ein letzter Stoß ihm in das Herz trifft. Dann wird dasselbe Rennthier, dessen Leben das Raubthier bedrohte, herbeigeführt, und trotz alles Sträubens und Bäumens, trotz aller Angst auch vor dem Tode noch und aller Versuche zu flüchten, ladet der Jäger seine Jagdbeute auf den Schlitten und das Rennthier schleift nun seinen Erzfeind dem Zelte zu.

Aber der Winter hat auch noch andere Freuden im Gefolge. Er ist die Zeit des Reichthums für den Lappen. Seine Heerdenthiere sind feist geworden durch die herbstliche Weide, und schon im September beginnt die Zeit des Ueberflusses. Jetzt gibt es in jedem Zelte Fleisch und Rennthierblut in Fülle, ein Schmaus folgt auf den andern. Und ist er nun so glücklich gewesen, auch Branntwein zu erhalten, so lebt Alles herrlich und in Freuden.

Diese Zeit ist es auch, in welcher der Lappe seine Besuche macht. Er hängt treu an den Uebrigen seines Volks und freut sich unendlich, wenn er einen „geraden" Mann seines Stammes antrifft; freundlich geht er auf ihn zu, legt seine Nasenspitze an die des Andern, verzieht seinen breiten Mund zu grinsendem Lächeln und ruft dabei das Wort „Buorist" aus; er grüßt, wie er zu sagen pflegt, „mit der Nase". Fremde begrüßen sich nur mit dem Handschlag. Nach dem Gruße beginnt die Umfrage nach

Digitized by Google

den Neuigkeiten, namentlich darnach, ob Friede im Lande herrscht, oder ob die Erzfeinde irgendwo hereingebrochen sind, und nun nimmt die Unterhaltung ihren Gang, und dabei wird geschmaust und gezecht von dem, was der dürftige Haushalt bietet.

Es kann aber auch vorkommen, daß eine besondere Gelegenheit Fremde in das Zelt des Lappen führt. Die Tochter eines „meerbesitzenden" Lappen ist zur Jungfrau gereift und die kleinen, hellen Augen des Mägdleins schauen verlangend in die Welt hinein, haben wohl auch gar schon einen jungen Hirten in's Herz getroffen. Da kommt nun der bestimmte Werber und fragt an, ob die zierliche Hand der Kleinen für den Sohn des heerdenreichen David Nilson Sarah, der sich eines weit verzweigten Geschlechts rühmen darf, wohl zu haben sei. Der Freiersmann ist gut versehen mit dem wichtigen Ueberredungsmittel, welches seine Zunge beflügelt und die des Brautvaters stammeln macht, mit Branntwein gefüllten Gefäßen nämlich. Deshalb heißt es: man kommt „mit Branntwein freien". Und nun gibt es Besuche hin und her. Der stärkste Rennthierbock wird ausgesucht und vor den leichten Schlitten gespannt, welcher mehr einem Boote gleicht, als dem Gefährt, wie wir es kennen. Man lenkt das Thier, indem man den einsträngigen Zügel mit einiger Kraft bald auf die linke, bald auf die rechte Seite seines Rückens wirft; ein gutes Rennthier legt in einer Stunde bequem anderthalb deutsche Meilen zurück und läuft, ohne zu ermatten, anhaltend sechs bis acht Stunden.

Mit solchen Gefährten durcheilt der Lappe jetzt die schneebedeckten Ebenen. Dahin geht die Fahrt über Berg und Thal, über Seen, Lachen und Flüsse, in immer gleicher Eile. Den ganzen nördlichen Himmel röthet das Nordlicht, knisternd schießen beständig nach allen Seiten hin die blutrothen und bläulichen Strahlen auf. Eine märchenhafte Beleuchtung legt sich über die blendende Decke, das wunderbare Licht hat fast Tageshelle verbreitet und die ewige Nacht vergessen lassen. In solcher Zeit reist es sich gut im Lande; denn so grimmig kalt es sein mag, der in seinen Pelz eingehüllte Mann verspürt nichts von der Rauhheit seiner Heimat. Er treibt ohne Unterlaß das eilende Thier zu schnellerem Laufe an, und dahin saust er über die knarrende Fläche; die leichten Hufe des Zughirsches berühren kaum den Boden, der Schlitten hinterläßt kaum eine Spur.

Eine solche Fahrt zeigt uns unsere Abbildung in lebendiger Treue. Die Gegend ist die des größten Fjords, des Porsanger, welcher vom Eismeer nach Süden hin, in Finnmarken einstreicht.

A. Brehm.

Digitized by Google

Digitized by Google

VIEW OF ETON.

Digitized by Google


Digitized by Google





Digitized by Google

Weinsberg.

Das würtembergiſche Städtchen Weinsberg verdankt ſeinen über alle deutſche Lande verbreiteten Ruf nicht ſeiner Wichtigkeit, Größe und Schönheit, auch nicht vorzugsweiſe ſeiner Gegend, obſchon dieſe durch Weinpflanzungen, ſchwellende Hügel und die Ruinen der Burg Weibertreu ebenſowohl anmuthig, als maleriſch erſcheint, ſondern hauptſächlich einem Liede und einem Liederdichter. Jenes Lied iſt die Ballade von Bürger „Die Weiber von Weinsberg" und dieſer Liederdichter iſt Juſtinus Kerner, deſſen Wohnhaus, die Herberge der Phantome wie der fahrenden Poeten, als die vorzüglichſte Merkwürdigkeit des Städtchens angeſehen wird, oder doch bei Lebzeiten ſeines liebenswürdigen Bewohners mindeſtens von eben ſo vielen Touriſten und Wanderdichtern beſucht wurde als die Burgruine.

Schwerlich wußte man außerhalb Würtembergs viel von der kleinen Stadt Weinsberg, ehe das erwähnte, zuerſt in den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Voßſchen Muſenalmanach veröffentlichte Bürgerſche Gedicht erſchien, welches mit der bekannten Strophe beginnt:

Wer ſagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll ſein ein wackres Städtchen,
Soll haben fromm und klug gewiegt
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So will ich eins aus Weinsberg frein.

Ach, der unglückliche Dichter wußte und ahnte nicht, daß dieſe etwas burlesk gehaltene Strophe vielleicht die Hauptveranlaſſung zu den ſchweren Prüfungen werden ſollte, welche ſeine letzten Lebensjahre verbitterten. Denn wenn es auch keine Weinsbergerin war, ſo war es doch ein Schwabenmädchen, Eliſe Hahn, welches, geſchmeichelt von dieſer für ihre Landsmänninnen ausgeſprochenen Verehrung, des Dichters Verſprechen, nur eine Schwäbin zu heirathen, auf die Probe ſtellte, ihm in einem Gedichte ihre Liebe geſtand und ihm geradezu ihre Hand anbot und wirklich Bürgers dritte Frau wurde. Aber ſie hielt ihm die Treue nicht, welche die Weiber von Weinsberg ihren Männern gehalten hatten, und nach einer Reihe der finſterſten Tage mußte ſich der Dichter von ſeiner zwar talentvollen, aber nicht ſehr nonnenhaft lebenden Eliſe ſcheiden laſſen. Mit wie bitteren Gefühlen mag der unglückliche Dichter ſeitdem jene verhängnißvolle Strophe geleſen haben!

Vielleicht iſt aber auch die geprieſene Treue der Weiber von Weinsberg nichts als eine Mythe; denn die hiſtoriſche Kritik iſt noch keineswegs

Digitized by Google

darüber mit sich im Reinen, ob die Erzählung, welche der Bürgerschen Ballade zum Grunde liegt, auf einem historischen Faktum beruht. Es gibt nämlich nur Eine zeitgenössische Quelle, in welcher die Begebenheit erzählt wird; und zwar ist dies die mit dem Jahre 1162 schließende lateinische Kölner Chronik der Benediktiner-Mönche von Sanct Pantaleon. In dieser wird erzählt: Im Jahre des Herrn 1140 belagerte der König (Konrad III., der Hohenstaufe) die Stadt des Herzogs Welf von Bayern, Winesberg genannt, und bekam sie vermöge einer Uebereinkunft in seine Hand. Den Matronen und Frauen, die er dort fand, ertheilte er aus königlicher Milde die Erlaubniß, daß sie forttragen dürfen sollten, was jede auf den Schultern zu tragen vermöchte. Sie aber dachten mehr an die Treue, die sie ihren Männern schuldig waren, als an die Rettung ihrer übrigen Habe, ließen allen Hausräth dahinten und stiegen herab, ihre Männer auf den Schultern tragend. Als nun der Herzog Friedrich (der Bruder des Königs) Einsprache that und solches nicht geschehen lassen wollte, da sprach der König zu Gunsten des Weibertrugs: „An einem Königsworte zieme sich nicht zu rütteln;“ oder wie Bürger die lateinische Phrase gibt: Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln. In wie weit man nun einer mönchischen Chronik Glauben beimessen will, bleibe Jedem überlassen; auffallend ist es aber, daß ein glaubwürdigerer Zeitgenosse, Otto von Freisingen, dessen Chronik nur sechs Jahre später als die eben erzählte Begebenheit schließt, zwar der Belagerung Weinsbergs gedenkt, aber über die That der Weiber Stillschweigen beobachtet. Ist die Erzählung wahr, so macht sie beiden Theilen, den Frauen wie dem Kaiser gleich große Ehre; ist sie erdichtet, so macht sie einer Zeit Ehre, in der man es noch für möglich hielt, daß es Weiber gebe, welchen ihre Männer der kostbarste Schatz seien, und Fürsten, welche es für unfürstlich hielten, in einem solchen Falle ihr gegebenes Wort zu brechen. Nur in einer treuherzig naiven Zeit konnte so etwas geschehen oder erfunden werden. Diese mehr rührende Begebenheit der Sage hat Bürger in seiner Ballade in's Burleske und Possenhafte hinabgezogen; indeß hat er jedenfalls das Verdienst, die Erzählung wieder im Gedächtniß des deutschen Publikums aufgefrischt und ihr Popularität verschafft zu haben.

In der Kirche des Städtchens befindet sich ein altes Gemälde, auf welchem die Begebenheit dargestellt ist. Die Burg Weinsberg erscheint auf dem Gemälde, wie sie vor ihrer im Bauernkriege erfolgten Zerstörung war; durch die Burgthore ziehen in langen Reihen die Frauen herab, voraus die kleinste der Weiber, die den beleibtesten Mann trägt und unter ihrer Last beinahe zu erliegen scheint. Im Vordergrunde hält auf einem stattlichen Zelter König Konrad, der, ohne sich durch die dringenden Vorstellungen Friedrichs irre machen zu lassen, dem wunderlichen Zuge der Frauen ruhig zusieht.

Eben so gern als man die Sage von den Weibern von Weinsberg

Digitized by Google

für die Geschichte retten möchte, eben so gern würde man eine Reihe schrecklicher Vorfälle, deren Schauplatz Weinsberg und seine Burg waren, in's Bereich der Sage verweisen, wenn dies möglich wäre. Im Jahre 1525 nämlich geschah es, daß die aufständischen Bauern aus dem Odenwald, Hans Wunderer an der Spitze, wie ein verheerendes Ungewitter gegen Weinsberg heraufgezogen kamen. Auf die Kunde hiervon besetzte der Schwäbische Bund Städtchen und Burg mit siebenzig Rittern, Edeln und Gemeinen unter dem Grafen von Helfenstein. Die Aufständischen benutzten jedoch die Feier des heiligen Osterfestes, die Burg zu stürmen; die Einwohner schlugen sich zu ihnen und die ganze Besatzung fiel in ihre Hände bis auf drei Ritter, welche in Frauenzimmerkleidung entrannen. Vor dem Thore schlossen nun die Bauern einen Kreis, und alle Gefangenen wurden erbarmungslos durch ihre Spieße gejagt, während ein Pfeifer dazu Tanzmelodieen spielen mußte. Vergebens flehte die Gräfin Helfenstein, mit ihrem zweijährigen Knaben auf dem Arme, um Gnade und Erbarmen. Nach dem Blutbade ward von dem wüthenden Haufen die Burg gebrochen, so daß nur kümmerliche Reste übrig blieben. Entsetzlicher noch war das Strafgericht, welches bald darauf der schwäbische Bundeshauptmann George Truchseß von Waldburg an den Bauern vollzog; der unglückliche Pfeifer zum Beispiel, der zu dem Morde der Edeln aufgespielt hatte, wurde an einen Baum gefesselt und nun langsam an rings umher angehäuftem Feuer gebraten, während er unter dem Hohngelächter der entmenschten Peiniger an seiner Kette heulend um den Baum herumsprang! Die Mauern der Stadt wurden geschleift, und lange dauerte es, ehe die Bürger die Erlaubniß erhielten, sie wieder herzustellen.

Gerne wenden wir unser Auge von diesem Brand- und Blutfleck in der Chronik der Stadt Weinsberg ab und einem friedlichern Gegenstande zu, dem Hause des Dichters Justinus Kerner (geboren den 18. September 1786 in Ludwigsburg, gestorben in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862). Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche Charakteristik Kerners als Dichter zu geben; es reicht hin anzuführen, daß er mit Ludwig Uhland als der Mitbegründer und Hauptrepräsentant der sogenannten schwäbischen Dichterschule angesehen werden darf, und daß viele seiner sinnigen echt deutschen Lieder, darunter das allbekannte: „Wohlauf noch getrunken" ꝛc. im Munde und im Herzen aller gesangeslustigen und Poesie liebenden Deutschen leben. Kerner war ein einfach edles, menschenfreundliches Gemüth, und die wunderliche Mystik, der er sich als Arzt und Physiolog zuneigte, wird man ihm um so lieber verzeihen, da sie aus einem so liebenswürdigen und wahrhaften Gemüth hervorging und Freisinnigkeit in allen politischen Dingen, Scherz und Schalkhaftigkeit, ja selbst einen gewissen, bisweilen in's Barocke übergehenden Humor bei ihm durchaus nicht ausschloß.

Digitized by Google

Es war im Frühling des Jahres 1822, als Justinus Kerner endlich daran denken durfte, sich sein eigenes Haus zu bauen; die Gemeinde Weinsberg schenkte ihm zum Bauplatz den, um die nordöstliche Ecke der Stadtmauer, an der Straße nach Oehringen gelegenen Theil des frühern Stadtgrabens. In den Grundstein ließ der Dichter durch seinen damals fünfjährigen Sohn Theobald eine Pergamenturkunde einschließen, welche die charakteristischen Worte enthält: „Dies Haus ward gebauet durch Gottes Segen, von Justinus Kerner, dem Arzte, der auch Lieder sang, und seiner Hausfrau, Friederike, im Jahre eintausend achthundert zwanzig und zwei, zur Zeit, wo des Himmels Gestirne wärmend, wie kaum je, niederschauten auf Berg und Thal, aber Europa's Herrscher, abgewandt von dem Himmel, kalt stunden und zuschauten dem teuflischen Morde von Hellas." Schon im Herbste konnte das kleine Haus bezogen werden. Im Jahre 1827 wurde an die Rückseite des Hauses das sogenannte Schweizerhaus angebaut; später kaufte Kerner von der Stadt den alten, die Ecke der Mauer bildenden epheuumrankten Thurm, der zuerst in ein Gerichtsgefängniß umgewandelt, dann aber auf den Abbruch versteigert werden sollte. Er enthält ein jetzt von drei spitzbogigen Fenstern magisch erhelltes gewölbtes Gemach; es ist dasselbe Zimmer, eine echte Fauststube möchte man sagen, in welchem Nicolaus Lenau später seinen „Faust" dichtete, und in welchem der Graf Helfenstein im Bauernkriege einst gefangen saß. Endlich erwarb er auch den gegenüber dem Hause liegenden größeren Garten, einen eingegangenen Gottesacker, in dessen ehemaligem Todtenhäuschen er noch eine kleine Wohnung herzustellen wußte. An etwas schauerlicher Romantik fehlt es somit diesem Komplex von Baulichkeiten nicht. Gespensterſagen und förmliche Gespensterhäuser, über welche Kerner in seinem Buche „Die Seherin von Prevorst" berichtet, gibt es ohnehin manche in Weinsberg.

Kerners Haus zeichnet sich von vorn vor den übrigen meist zweistöckigen und gelb angestrichenen Häusern des Städtchens nicht besonders aus; denn die hübsche, auf den Garten hinausgehende hölzerne Gallerie, wie man sie an Schweizerhäusern trifft, liegt versteckt auf der Hinterseite. Das Erdgeschoß enthält nur ein einziges Zimmer, dasjenige, welches einst von der „Seherin von Prevorst" abenteuerlichen Andenkens bewohnt wurde und in dem sie jene von Kerner gläubig beschriebene Visionen hatte, denen man nur vorwerfen kann, daß sie im äußersten Grade langweilig waren. Der obere Stock enthält die Wohnung des Dichters, aus vier bescheidenen Gelassen bestehend. In dem mittleren Zimmer, dem eigentlichen Wohnzimmer, befindet sich ein lebensgroßes Bildniß des Dichters, der hier mit seiner von ihm bekanntlich meisterlich gespielten Maultrommel in der Hand dargestellt ist; es ist von einem italienischen Künstler, Ottavio d'Alluzzi, einem Urenkel von Pfeffel, gemalt, der 1851 nach Weinsberg kam und schon 1855 zu Nizza starb. Hier befinden sich ferner

Digitized by Google

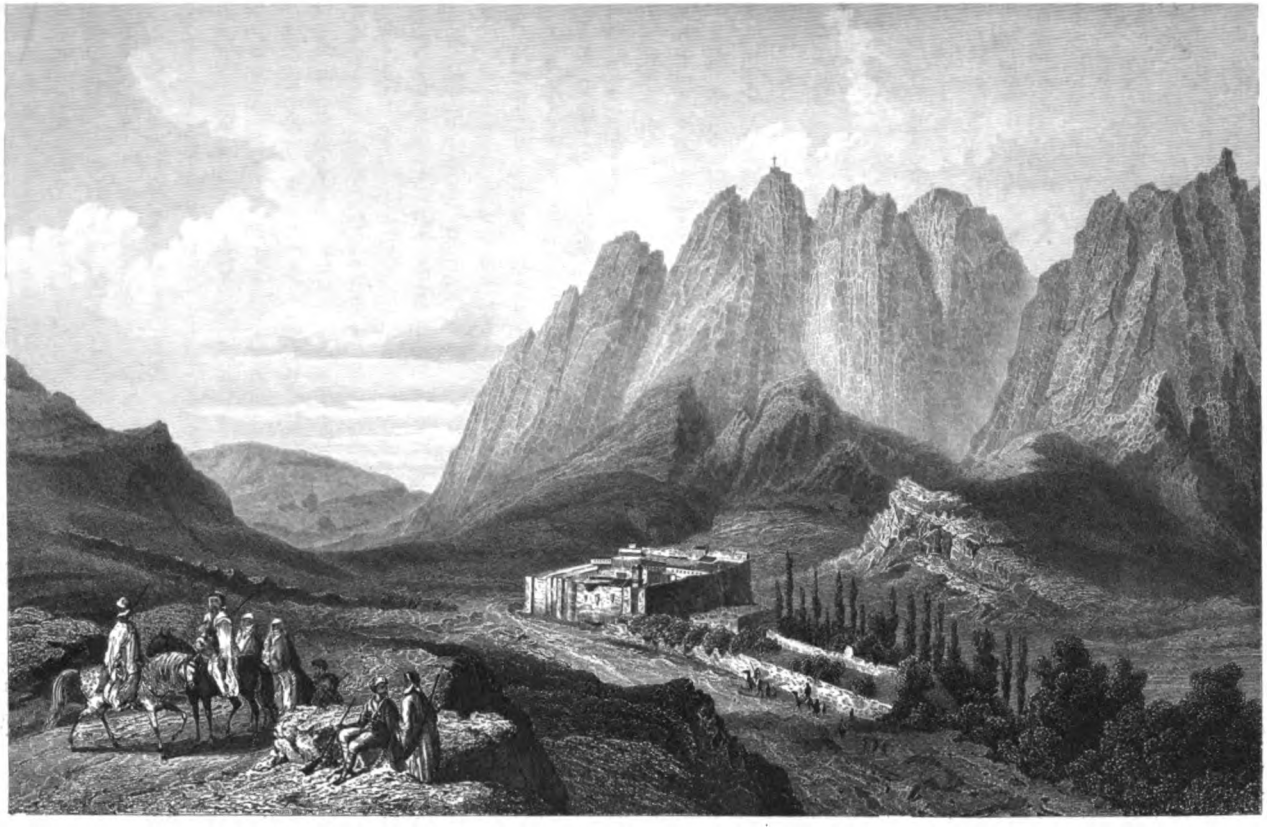
das von dem stuttgarter Maler Ed. Hertle modellirte Relief-Porträt des Dichters; ein Gypsmedaillon, welches das geistreiche Profil des ihm innigst befreundeten Dichters Alexanders Grafen von Würtemberg zeigt, das Porträt der Seherin, und ein interessantes Bild von Karl Stahl in Wien: Lenau im Sturm auf öder Haide. Außerdem enthielt der obere Stock noch das Empfangs- oder Gastzimmer, von einer großen mittelalterlichen Alabastergruppe, der Madonna mit dem Kinde, auch „Marienzimmer" genannt, das Arbeitszimmer des Dichters und sein Schlafzimmer, das nun auch sein Sterbezimmer geworden ist. Das nach dem Garten vorspringende, an das Hauptgebäude angelehnte Schweizerhaus enthält im Hauptstock das sommerliche fensterreiche Gesellschaftszimmer. Dasselbe ist auf drei Seiten von einer offenen Gallerie umgeben, mit einem hölzernen Kruzifix in der Mitte und dem frommen Spruch darüber: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Von der Plattform des schon erwähnten Wartthurms eröffnet sich eine herrliche Rundschau über das Weinsberger Thal, auf den nahen Kegel mit der Weibertreue, auf die ferne Burgruine von Löwenstein und die Bergschlösser Waldenburg und Meyenfels. Dies war die gastfreundliche „Dichterherberge", in welcher aber nicht blos befreundete und geistesverwandte Dichter in großer Zahl verkehrten, sondern auch Gelehrte und Helden. Wochenlang beherbergte Kerner im Winter 1831—32 die in großer Anzahl durch Weinsberg ziehenden polnischen Flüchtlinge und im folgenden Frühling den letzten Generalissimus des polnischen Heeres, Rybinski, der im Gartenhäuschen wohnte, in welchem dann Kerner den dem General im Auftrage der Weinsberger Bürgerschaft angebotenen, aber von diesem abgelehnten Lorbeerkranz zum Andenken aufhing. Nicht mit Unrecht sagt Emma Niendorf in ihrer „Villeggiatur in Weinsberg" von Kerner: „Es können so öde, so arme Zeiten kommen, daß man gar nicht mehr glaubt, ein solcher Mann habe einst gelebt, ihn für eine Mythe hält. Er gehört unter die Wesen, denen man schon allein für ihr Dasein, abgesehen von allem Wirken, danken muß, weil sie uns ein Glaube, eine Bürgschaft sind."

Vom Kerner-Hause die Mauer entlang schreitend, gelangt man nach einem eben nicht anstrengenden Bergsteigen nach den Ruinen der Burg Weibertreu, die durch die Fürsorge Kerners und der Frauen Weinsbergs, die zu diesem Zwecke zu einem Vereine zusammentraten, nicht nur vor Verfall bewahrt, sondern aus einem Schutthaufen in die lieblichsten, mit Aeolsharfen versehenen Anlagen verwandelt worden sind. Die Aussicht über das lachende, von Bergketten umrahmte Gelände und in das nordwestlich sich öffnende Neckarthal ist von hier aus begreiflicherweise noch umfassender als von der Plattform des Kernerschen Wartthurms.

Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Der Sinai und sein Kloster.

Nach der Höhe zieht es den Menschen fort und fort. Die alten Aegyptier strebten nach dem namenlosen Gebirge im Herzen ihres wunderbaren Erdtheiles, von welchem heute der Schleier noch nicht genommen ist, der es ihnen verhüllte, nach jenem Gebirge, von dem der göttliche Strom herabfließt, welcher seine Quellen verbirgt. Die Indier wallfahren und pilgern heute noch zu den schneeigen Gipfeln des Himalaya hinan, um an der Geburtsstätte des heiligen Ganges zu beten. Auf einem Berge grub Moses zehn Gebote oder vielmehr Verbote in Steintafeln ein, um das Bestehen einer der Rohheit und Gemeinheit, ja der Wildheit entrissenen Menschengesellschaft zu ermöglichen. Auf der Höhe Golgatha's stand das Kreuz des Mannes, welcher den Menschen zuerst Menschenthum lehrte; von der Höhe des Oelberges läßt ihn die Sage verschwinden. Wie wichtig sind doch die Berge für die Menschheit und ihre Geschichte!

Solche Gedanken bewegte eine kleine Reisegesellschaft, welche, es sind erst wenige Jahre her, das Gebirge vor sich liegen sah, dessen Krone eben jener Berg bildet, auf dem einer der größten Menschen des Alterthums die Gesetze ersann, welche noch heute Geltung haben. Die Gebirge des steinigten Arabiens lagen in einer langen, kühngeschweiften und gezackten Reihe vor jener Gesellschaft, welche sich eben anschickte, vom Meere aus die Halbinsel zu betreten, um nach dem heiligen Berge zu pilgern. Wir folgen ihnen, selbst auf die Gefahr hin, theuren Wahn, der noch dazu in der neuesten Zeit auffallend unterstützt wurde, zu zerstören.

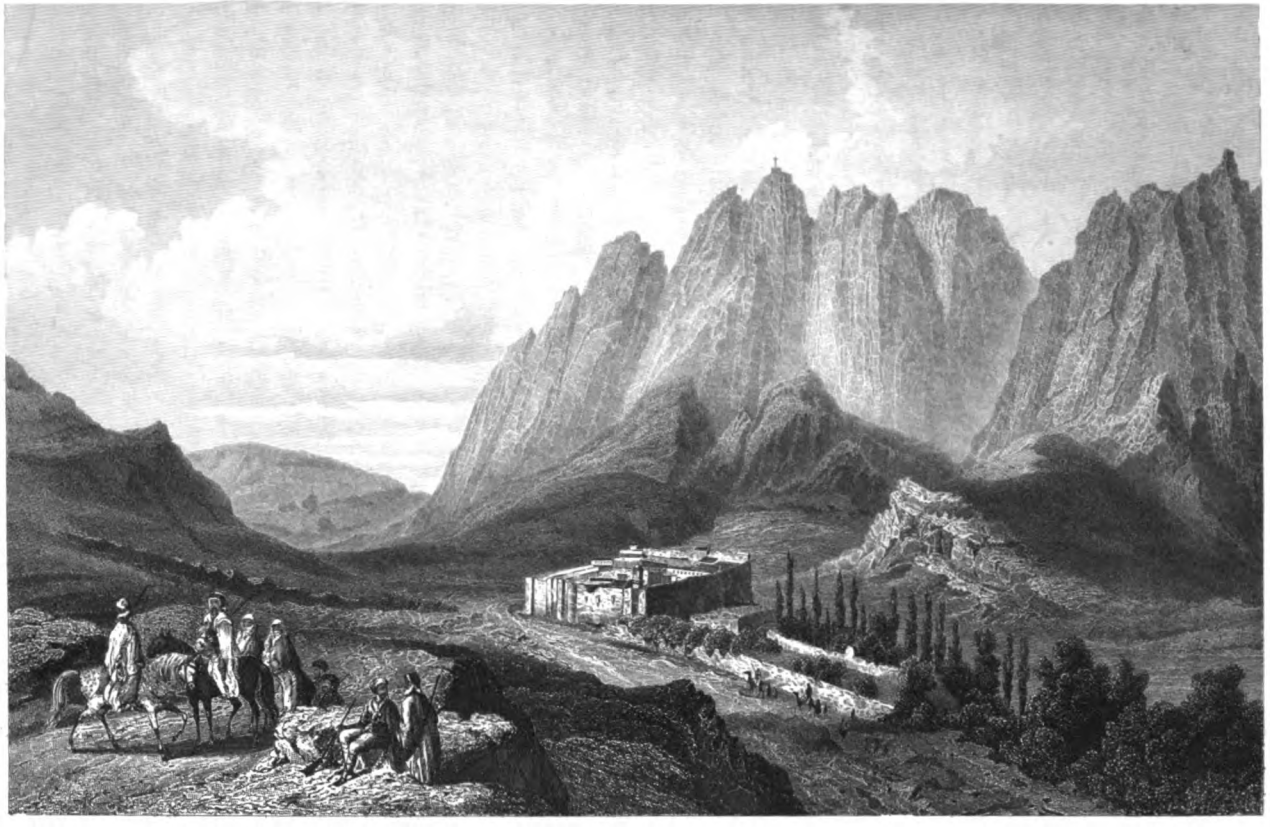
Ein kleines Boot landet bei dem Schiffe und ladet die Reisenden ein, an's Land zu kommen. Das Ruder handhabt ein griechischer Bewohner des Städtchens Tor, welcher die Fremden bald in seine dürftige Wohnung bringt, dort geschäftig vor ihnen ärmliche Teppiche auf dem Boden ausbreitet und etwas Speise aufträgt, wie sie in dem armseligen Flecken zu haben ist. Denn Tor selbst ist öde und arm. Was der Mensch dort dem Meere abgewinnt, besitzt er, Nichts weiter. Korallenbänke geben ihm Bausteine zu seinen elenden Wohnungen, Fische Nahrung, und nur wenige Dattelbäume am Saume des Gebirges und ein einziger Brunnen mit ziemlich gutem Wasser setzen ihn in den zur Nothdurft des Leibes nöthigen Geldbesitz. Gleichwohl könnte selbst der Sohn der Wüste nicht anspruchsloser sein, als jene Griechen es sind, welche hier in gläubiger Einfalt allen Freuden des Lebens entsagend auf heiligem Boden ihre Tage verbringen. Ein griechischer Geistlicher steht der schwachen Gemeinde vor; der wichtigste Theil seines Amtes aber besteht darin, den ankommenden Reisenden sogenannte Empfehlungsbriefe auszustellen, welche den Zweck haben sollen,

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google



BERG und KLOSTER SINAI

Digitized by Google

XVI. 56.
20/2 1880. Philomathie.

Digitized by Google

ihnen im Kloster den Eingang zu verschaffen, während sie eigentlich nur einen Erwerbszweig des guten Paters bilden.

Auch die Gesellschaft muß wohl oder übel zum Unterhalte des schlauen Pfaffen beitragen helfen und darf erst, nachdem sie die unerläßliche Steuer entrichtet, den Ort verlassen.

Der Weg führt einem der tieferen Gebirgsthäler zu. Zerschluchtet und zerklüftet zeigt sich das Gebirge dem Auge. Berg reiht sich an Berg, ein Thal verbindet sich mit dem andern; aber Berge und Thäler sind gleich dürftig und arm. Kein Strom fließt von der Höhe herab, kein fruchtbares Feld breitet sich aus: nur niederes Gestrüpp und Gras bedecken den Boden. Stein an Stein, Fels an Fels, Schlucht an Schlucht: das ist das allgemeine Gepräge der Landschaft. Sie ist ein Sinnbild der bittersten Armuth, und deshalb liegt auch der volle Ernst der Armuth auf ihr. Aber es ist eine edle Armuth, welche dieses Land zeigt. Die geringste Gabe, welche es darbietet, ist duftig: denn alle Pflanzen sind reich an Wohlgeruch, und die größte Gabe, welche es reichen kann, ist eine friedliche: denn die Bäume des steinigten Arabiens sind — Palmen!

Ueber die tiefen Thäler des Gebirges spannt ein ewig heiterer Himmel seine Decke aus. Jede Biegung des Thales entrollt den Wanderern ein Vollgemälde. Das Auge haftet nicht an den steilen, verdorrten Wänden, sondern schweift unbewußt an ihnen empor, in der Bläue sich verlierend; aber die Seele findet sich wieder. Das ist die gewaltige Macht der Wüste, deren Wirken Jeder empfinden muß: sie streift den äußeren Tand vom inneren Menschen ab und gibt sich selbst ihm zurück.

Auf ihren Kameelen ziehen unsere Reisenden dahin, an dem herrlichen Serbal, dem wahren Sinai der Bibel, vorüber. Gewaltig erhebt sich dieser mächtige Kegel über das umliegende Gebirge: er zeigt sich der biblischen Sage würdig. Kein Grün schmückt seine Ränder, aber die Sonne weiß gar wunderbare Farben auf dem dunklen Gestein wach zu rufen. Licht und Schatten vereinigen sich, die scharfgezeichneten Wände auszumalen; das Gebirge zeigt einen Reichthum in Farben, welcher ganz unbegreiflich erscheint. Nach dreistündigem Ritte betreten die Pilger das schöne Wadi Hebrahn, und bald gelangen sie zu einer schönen, palmenbeschatteten Quelle, dem Mara der Bibel. Nur kurze Zeit verweilt man, um den Leib an dem Wasser, die Seele an der wundervollen Gegend zu erquicken; dann zieht man weiter. In engen Windungen läuft das Thal zwischen den hohen Granitfelsen, welche dasselbe senkrecht überthürmen, dahin. Der Weg ist uneben und so steinigt, daß die ungeschickten Kameele auf ihm kaum emporklimmen können; dennoch ist dies der einzige gangbare Saumpfad im Gebirge. Das Thal Hebrahn endet an einem Berge, der überstiegen wird, und vor den Blicken liegt das breitere, mit viel Gestrüpp bewachsene Wadi Salafe, in dessen Grunde Araberzelte aufgeschlagen sind. Der König des Gebirges zeigt seine Rückseite noch male-

Digitized by Google

rischer und steiler als die, welche man vorhin betrachtet hat. In diesem Thale führt der Weg weiter, zur steinigten Schlucht Abu Tohk, durch welche man auf künstlichen Wegen weiter emporklettert, bis man das Kloster St. Katharine vor sich sieht — ein Gebäude, welches außen einer Festung gleicht und innen einem Gefängnisse ähnelt, auch Gefangene beherbergt — Gefangene an Leib und Seele.

Das Kloster ist ein hohes, großes, fast gleichseitiges Gebäude mit starken Mauern und Schießscharten, aus denen kleine Kanonen hervorlugen. Die Hauptthüre befindet sich etwa 24 Fuß über dem Boden in einem vorspringenden Erker, zu welchem man mit Hülfe eines Flaschenzuges gelangt. Eine andere, kleinere Pforte führt ebener Erde in den gut verschlossenen Hofraum und eine dritte steht mit dem von hohen Mauern umgebenen Garten durch einen unterirdischen Gang in Verbindung.

Die eisenbeschlagene Thüre der Höfe öffnet sich beim Anblick der Pilger, und ein Klosterpfaffe ruft diesen mit heiserer Stimme sein Willkommen herab, zugleich nach Empfehlungsbriefen fragend. Der von dem Pater in Tor ausgestellte Geleitschein wird an einem Seil emporgewunden und für genügend erachtet. Ein zweites starkes Seil setzt sich in Bewegung, um die Gäste aufzunehmen, und langsam schwebt einer nach dem andern in die Höhe.

Das halbe Kloster hat sich versammelt. Man mustert die Fremden vom Kopf bis zum Fuße, beschaut prüfenden Blicks das Gepäck und fragt nach Namen und Herkommen. Wie es scheint, ist man sehr enttäuscht, anstatt erhoffter Engländer nur Deutsche vor sich zu sehen: — warum, sollten diese später erfahren.

Von dem im höchsten Stockwerk gelegenen Fremdenzimmer aus ließ sich das ganze Kloster übersehen; ein Wirrsaal von Gebäuden, während verschiedener Jahrhunderte entstanden, von unwissenden Mönchen ihrem jedesmaligen Zwecke gemäß bunt durch einander geworfen, ohne Geschmack, ohne Gleichmäßigkeit, ohne Bequemlichkeit. Nur die Küche allein ist schön, sie ist wenigstens aus einem Stück gearbeitet und vollendet.

Ein der deutschen Sprache mächtiger Klosterpfaffe bot sich zum Führer an und geleitete die Fremden durch das Gebäude. Außer der Kirche wurden noch sechs und zwanzig Kapellen besucht, der Gemälde halber, meist abscheulicher Sudeleien, unter denen aber doch einige Perlen sich finden. Nach dem Gottesdienst war auch die Kirche geöffnet, und alle pfäffische Unwissenheit und Besitzfreude machte jetzt sich geltend. Mit Stolz zeigte man auf die reichen Schenkungen wohlhabender Russen und Griechen, welche zwecklos in der kalten, todten Hand lagen, mit noch größerem Bewußtsein auf einen Sarg, welcher die Ueberreste der heiligen Katharina barg, mit frommer Heuchelei auf eine Kapelle, welche die Stelle des brennenden Busches nicht nur bezeichnet, sondern, falls wir uns recht erinnern, diesen selbst in Form eines alten, dürren Reisigbündels beherbergt. Wun-

Digitized by Google

derliche Sagen wurden erzählt, die ganze Lebensgeschichte der Katharina abgesponnen, obgleich diese von nichts Anderem Kunde gab, als von einem Frauenzimmer, welches eine leichtsinnige Jugendzeit durch ein ernstes, überspanntes Siedlerleben im Gebirge zu sühnen gesucht hatte, in einsamer Felsenhöhle gestorben und Jahrhunderte lang von den Anfechtungen leichenschänderischer Thiere verschont geblieben war, bis die frommen Mönche die kostbare Reliquie aufgefunden und an eine ihrer würdige Stelle gebracht hatten. Bewunderungswürdig erschien der Forschungseifer der Pfaffen, welcher für jede in der Bibel erzählte Begebenheit die rechte Stelle aufgefunden und mit dem Zeichen des Christenthums geschmückt hatte; — deshalb sieht man auch auf allen erhabenen Punkten um das Kloster herum Kreuze aufgerichtet, selbst an solchen Stellen, welche nur mit Lebensgefahr erreicht werden können und bei der großen Weltbegebenheit, an welche dies Kloster erinnern soll, höchstens von Engeln besetzt gewesen sein dürften.

Außer der Kirche und den Kapellen gab es im Kloster noch viel zu schauen, vom Refektorium an bis zu der einfachen Zelle, von der durch Esel getriebenen Mahlmühle bis zum Backofen herab, von den Höfen bis zu dem Thurme hinauf, in welchem neben den Glocken auch Breter aufgehängt waren, welche während der Zeit, wo die christliche Kirche trauert, die Stelle der Glocken vertreten und anstatt der hehren Glockenschläge ein mißtöniges Geklapper vernehmen lassen.

Der nächste Tag wurde zu Ausflügen, zunächst aber zum Besuche des Klostergartens bestimmt. Schon von weitem war dieser freundlich erschienen; sein liebliches Grün, mitten zwischen den rothen Felsmassen, that dem Auge so wohl, daß das Herz sich sehnte, unter den schattigen Laubgängen dahin zu wandeln und sich zu erfrischen an dem klaren Wasser der Felsquellen. Durch den oben erwähnten unterirdischen Gang betrat man diesen stillen Friedensort, welcher zugleich der Friedhof des Klosters ist. Neben einer durch ein Erdbeben zerstörten Sternwarte liegt eine kleine Kapelle mit dem Grabgewölbe, in welches die Gebeine der gestorbenen Mönche eingelegt werden, nachdem ein Grab in der Erde den Leichnam zum Gerippe umgewandelt hat.

Die ganze Gartenanlage zeigt von der Macht des Fleißes über die rohe Natur. Es war wahrlich kein Kleines, der Wüste ein Stückchen urbare Erde abzutrotzen. Hier galt es, zu arbeiten. Die früheren wirr durch einander gelegenen Felsenmassen und Steinwege wurden in Terrassenmauern verwandelt, der von ihnen befreite Raum mit fruchtbarer Erde bedeckt und zu Beeten umgeschaffen. Sorgfältig wird noch heute das Wasser bewacht und gehütet, damit kein Tropfen des so nothwendigen Elements verloren geht. Mit berechnender Sparsamkeit wird täglich nur eine gewisse Menge verbraucht, und so ist es möglich geworden, einen Garten herzustellen. Hohe Cypressen geben demselben ein klösterliches Ansehen; jüngere Stämme dieses köstlichen Baumes werden von Zeit zu Zeit ge-

Digitized by Google

pflanzt, um die älteren zu ersetzen, deren Holz für das Kloster gebraucht wurde. Außerdem baut man in dem Garten Mandeln, Feigen, Stachelfeigen, Orangen, Wein und Gemüse von ziemlicher Güte.

Einen wehmüthigen Eindruck machte es, wenn einer der begleitenden Geistlichen die Fremdlinge auf seinen Namen aufmerksam machte, den er zur Zeit seiner Ankunft im Kloster in eines der Blätter des Feigenkaktus geschnitten. Die Narben in den breiten Pflanzenblättern sprechen oft von langen, langen Jahren geisttödtender Gefangenschaft: es waren Mönche im Kloster, welche sich schon vor fünfzig Jahren den Anforderungen des Lebens entzogen und fauler, nutzloser Ruhe sich hingegeben hatten.

Vom Kloster aufwärts zur Höhe des Berges führt ein Fußpfad, welchen man den Weg der Engel nennt, weil man sich erlaubt, anzunehmen, daß diese Sendboten des Himmels den Pfad für die frommen Besucher geebnet haben. Wenn dies der Fall, haben die Engel ihr Werk schlecht ausgeführt; denn der Weg ist beschwerlich in hohem Grade. Gegenwärtig soll der Pfad bequemer geworden sein, weil Abbas-Pascha, welcher ein Sommerschloß auf einem der Gipfel anlegen wollte, den Engeln etwas nachhelfen ließ. Ungefähr im Drittel der Bergeshöhe, d. h. etwa 1200 Fuß über dem Kloster, gelangt man zu einer kleinen Ebene, in welcher sich ein Becken eintieft, das jahraus jahrein ein köstliches Wasser enthält. Neben diesem Becken erhebt sich eine prachtvolle Cypresse. Diese freundliche Ebene inmitten der wilden Felsen ist die erste Haltestelle auf dem Wege zum Gipfel. Etwa 500 Fuß weiter oben stehen zwei Kapellen, dem Elias und der Elisa geweiht, wahrscheinlich, weil man gar nicht wußte, wem sonst man sie widmen sollte. Es wird zwar gesagt, daß die beiden Propheten hier vor etwa 3000 Jahren eine Zufluchtsstätte gefunden hätten: allein den Beweis für diese etwas kühne Behauptung bleibt man schuldig. Nach einer ferneren halben Stunde Bergsteigens gelangt man zu dem einen Gipfel, welcher zu einer Höhe von 7000 Fuß hinan reichen soll. Man befindet sich hier in einer erhebenden Felsenwildniß: das Auge überblickt den größten Theil der Gebirge und reicht nach Süden hin bis zu dem Meerbusen von Acaba, dessen tiefblaues Wasser man heraufschimmern sieht. Der Lämmergeier und der Steinadler, die eigentlichen Könige des Gebirges, geben hier wohl jedem Wanderer, welcher nicht ganz in die alte Sage versunken ist, noch neuen Stoff zur Betrachtung dieser Höhe. Zwei kleine Bethäuser, ein christliches und ein mohammedanisches, liegen auf diesem Gipfel, zum Zeichen, daß beide Glaubensgenossenschaften an der Stätte Theil haben. Nur Schade, daß mönchische Willkür allein diesen Felsengipfel als den Ort bezeichnet hat, an welchem Moses über seine Grundgesetze nachsann. Nach den übereinstimmenden Urtheilen unbefangener Männer der Wissenschaft ist der Klosterberg gar nicht der wahre Sinai, sondern, wie vorhin bemerkt wurde, der ungleich großartigere Serbal, vor welchem das breite Thal liegt, das in der Bibel unter dem Namen

Digitized by Google

„Wüste Sin" bezeichnet wird. Für den vorurtheilsfreien Besteiger Sinai's hat also dieser Gipfel nur einen Werth: er bietet einen Standpunkt dar, von welchem aus man einen köstlichen Ueberblick über einen großen Theil der so eigenthümlichen Halbinsel genießen kann.

Mit dieser Wanderung ist alles Sehenswürdige des Sinai erschöpft; denn der Aufenthalt im Kloster gewährt eben nur dem Geschichtsforscher einiges seiner Theilnahme Würdige. Es hat dem Schreiber dieser Zeilen ein Lächeln abgenöthigt, daß einer der berühmtesten und gläubigsten Bibelforscher mit Begeisterung von den Mönchen im Sinaikloster sprechen kann. Dazu gehört eben eine Stellung, wie sie jener Forscher einnahm. Ein Abgesandter des Kaisers von Rußland wird freilich in dem unter besonderem Schutz dieses Monarchen stehenden Kloster ganz anders aufgenommen, als ein gewöhnliches Menschenkind, von dem nicht viel zu erwarten — nicht einmal viel von dem Metall, nach welchem gerade die dem Leben entsagenden Mönche so überaus lüstern sind. Die frommen Bewohner des Klosters am Sinai sind vollendete Griechen geblieben, d. h. sie haben alle Geldgier und die schon vor Jahrtausenden gerügte Treulosigkeit, welche ihrem Volke eigenthümlich ist, auch hier in den Klostermauern beibehalten. Jene große Einfachheit des Lebens, welche die strenge Regel des heiligen Basilius vorschreibt, ist eben nur eine äußerliche. Wohl kasteien die Mönche am Sinai ihren Leib in der lächerlichsten Weise, zur Ehre Gottes, wie sie sagen: für andere Annehmlichkeiten des Lebens aber sind sie keineswegs abgestumpft. Sie essen täglich nur ein Mal warm, und zwar bis auf wenige Tage des Jahres, ausschließlich Mehlspeisen und Gemüse; sie sagen mit geheuchelter Knirschung vor und nach dem Brudermahle endlose Gebete her; sie zeigen sich jedem Besucher ihres Klosters als arme Bedürftige: — aber sie verstehen es auf der andern Seite auch meisterhaft, die Taschen ihrer Besucher zu leeren. Unverschämt sind ihre Forderungen; kein katholischer Pfaffe kommt ihnen hierin gleich. Für die geringste Dienstleistung verlangen sie geradezu ungeheure Summen. Sie fordern reichliche Bezahlung für den gewährten Aufenthalt im Kloster und die paar Datteln und Dattelschnäpse, welche sie reichen (denn sonst bekommt der Fremde Nichts); sie versuchen, dem Pilger Dienste aufzubürden, deren derselbe gar nicht benöthigt, und glauben dann im vollen Rechte zu sein, ihm dafür Geld abzunehmen. Jener Reisegesellschaft wurde mitgetheilt, daß man sicher von ihr für die arme Kirche eine Beisteuer erwarte; man habe sich zwar zum Grundsatze gemacht, diese Beisteuer ganz dem Willen des Pilgers anheim zu stellen, doch dürfe dieselbe nicht unter drei Speciesthaler für den Tag und die Person betragen. Auf diese Weise hatten sie sich ausgerechnet, daß vier Personen für ihren fünftägigen Aufenthalt im Kloster, inbegriffen der zwei Hände Datteln und der zwei Schnäpse, welche gereicht wurden, sechzig Speciesthaler bezahlen müßten. Aber damit war es nicht genug. Man wollte nicht erlauben, daß die Fremden allein auf den in

Digitized by Google

jedem Reisehandbuch wohl beschriebenen, unfehlbaren Weg zum Gipfel emporstiegen, sondern versuchte vielmehr, ihnen zwei alte Pfaffen aufzudrängen, von denen jeder für seine Mühe mit zwei Speciesthaler bedacht werden sollte. Man behauptete, daß zur Bestellung der Kameele für die Rückreise für zwei Boten neue Schuhe oder bezüglich die Summe von einem Speciesthaler für die Person gereicht werden müsse; man verlangte Trinkgeld für den Bruder Pförtner, für den Gärtner und für den Laienbruder, welcher allmorgentlich die Zimmer auskehrte; man zersann sich förmlich den Kopf, um jener Gesellschaft Geld abzupressen.

Die erste Umschau in der armen Kirche hatte die Deutschen gelehrt, daß hier Edelsteine verunnützt waren, von denen ein einziger sie alle zu reichen Leuten gemacht haben würde; die fernere Besichtigung des Klosters hatte in ihnen die feste Ueberzeugung wachgerufen, daß die sogenannte Armuth nur eine schändlich erheuchelte war, und die nichtswürdige Verhöhnung der im ganzen Morgenlande so heiligen Gesetze der Gastfreundschaft hatte Aller Gemüther auf das Aeußerste entrüstet. Man war im Voraus darauf gefaßt gewesen, es mit Griechen zu thun zu haben: aber die Anmaßung dieser schamlosen Pfaffen überstieg denn doch Alles, was man erwartet hatte. Es überkam die Fremden, die Christen, wieder ein Mal jene Scham vor ihren Glaubensgenossen im Morgenlande, welche so unendlich weit hinter den Mohammedanern zurückstehen; es überkam dieselben aber auch die Lust, die heiligen Bestrebungen der „Männer Gottes" zu vereiteln. Mit gleicher Münze mußte dem heuchlerischen Gezücht verabreicht werden, was ihm gebührte. Man entrichtete, freigebig genug, anstatt der zusammengerechneten 75 oder 80 Speciesthaler, deren fünfzehn für Wohnung und Nahrung und bezahlte damit, nach landesüblichem Gebrauch, etwa das Vierfache von dem, was man anders wo gegeben haben würde. Dem armen Kloster aber wurden andere, weit werthvollere Gegenstände zugedacht.

Am vierten Tag nach Ankunft unserer Pilger im Kloster erschien eine Gesandtschaft der Mönche im Zimmer der Fremden und bedeutete diesen, daß es üblich sei, nur drei Tage Herberge zu geben. Es scheine den frommen Vätern, als ob die deutschen Herren Ketzer nicht gewillt seien, den hier gebräuchlichen Regeln, was die Deckung der Verpflegung anlange, sich zu fügen; es scheine, daß man von diesen schmutzigen Fremden höchstens zehn Thaler als Gegengabe für die erhaltene Gastfreundschaft und die unendliche Dienstleistung zu erwarten habe, und deshalb sei beschlossen worden, sich von der Last solcher niedrigdenkenden Leute zu befreien: der fünfte Tag bräche an, und — die Thür des Klosters stände offen.

Diese wohlgesetzte Rede der ehrwürdigen Väter verfehlte leider ihre beabsichtigte Wirkung. Die Pilger nahmen sie mit ruhigem Lächeln entgegen, und die Gesandten schickten sich zum Weggange an. Da erhob sich einer der Deutschen — der Schreiber dieser Zeilen, warum sollte er es

Digitized by Google

verschweigen? — winkte die bereits zum Weggange entschlossenen Mönche zu sich heran und hub die Gegenrede an:

„Ehrwürdige Väter", sprach er, „liebenswürdige Mönche, edle Griechen, gastfreundliche Christen! Geld und gleißnerischen Mammon dieser Erde besitzen wir nicht; denn wir sind arm vor den Augen des Herrn und haben nur so viel, als zur eigenen Nothdurft und Nahrung des Leibes wir bedürfen! Eurem Pförtner, Eurem Gärtner, Eurem dienenden Bruder ist seine Gabe geworden, im klingenden Metall. Wie es unsre Armuth darzuwägen vermochte, haben wir die Genannten zu belohnen versucht; für Eure arme Kirche aber haben wir Euch Geschenke mitgebracht, welche allen irdischen Werth weit überbieten. Unsre Augen sind geöffnet worden, auf dem Berg; wir haben gesehen, wo Andere nicht sehen; wir haben gefunden, was Anderen verborgen blieb. Ehrwürdige Väter! Seht hier in unsrer Hand drei theure Reliquien, die wir dem Besuche des Mosesberges verdanken: Einen Splitter vom Wunderstabe des Führers der Israeliten, ein Brod, welches er bei sich führte, als er die große Wanderung unternahm, und ein Stückchen von der Sandale, mit welcher er seine Füße gegürtet hatte. Nehmt sie als hochtheure Gaben auf und achtet sie, ihrem Werthe gemäß. Im Uebrigen sei mit euch der Friede und die Versicherung, daß unsre Füße nimmermehr wieder diesen Ort betreten werden, daß wir den Staub von unsern Kleidern schütteln wollen, der hier auf sie gefallen. Gehabt Euch wohl!"

Nach dieser ernsten Rede übergab die Gesellschaft wirklich den Splitter eines Stabes, ein Stückchen vertrocknetes Brod, welches allerdings denen sehr ähnelte, die man in Kairo bäckt und etwas Leder, welches der deutsche Diener der Gesellschaft als den am Tage vorher verlorenen Absatz erkennen wollte.

Keine Feder vermag die Blicke zu beschreiben, welche von den dunkeln Augen der frommen Mönche auf uns blitzten; kein Berichterstatter ist im Stande, zu erzählen, welchen Ingrimm eine zweite Gesandtschaft offenbarte, die bestimmt zu sein schien, auf die fremden Ketzer den Fluch der Hölle herabzuschleudern. Man wollte den Reisenden den Ausgang aus dem Kloster verwehren: — er wurde erzwungen; man wollte ihnen keine Kameele leihen: — der dem egyptischen Vicekönig unterthane Befehlshaber mußte sie verschaffen, kraft des Firmahn, welcher das Siegel des Vicekönigs selber trug. Und so reisten die Deutschen, unbekümmert um Fluch und Gift, welche ihnen nachgespieen wurden, ruhig nach Kairo zurück. Auf dem siebentägigen Wege vom Sinai nach Suez begegneten sie nur einem Menschen, einem armen mohammedanischen Kaufmann. Der lud sie freundlich ein, Pfeife und Kaffee mit ihm zu theilen; der fragte nach allen Bedürfnissen, welche die rückkehrenden Reisenden haben möchten, und theilte unaufgefordert seinen geringen Vorrath an Brod und Kaffee mit ihnen. Diesem Manne eine Belohnung anzubieten, wäre eine Schmach gewesen;

Digitized by Google

denn der Kaufmann war Mohammedaner, welcher den Ausspruch seines Propheten zu würdigen wußte: „Der Fremdling, welcher eingeht unter dein Dach, ist ein Gesegneter des Herrn, ein Geschenk des Himmels!“

In Kairo wartete der Reisenden bereits ein Abgesandter des Klosters, welcher dem Konsul von dem schamlosen Auftreten der Deutschen berichtet und Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, damit der von den Vertretern des Christenthums auf die Ketzer geschleuderte Fluch schon jetzt auf Erden seine Wirkung thun möchte. Der Konsul aber blieb leider ungerührt: er kannte seine Schutzbefohlenen und kannte die Griechen.

Mit aller Absichtlichkeit hat der Schreiber dieser Zeilen der Wahrheit getreu von den Mönchen im Kloster berichtet; er ist sich bewußt, mit nüchternem Auge beobachtet zu haben und wollte nur Eines bezwecken: er wollte ein getreues Bild des Klosters und seiner Bewohner geben, aber „ohne Heiligenschein“.

A. Brehm.

Capri.

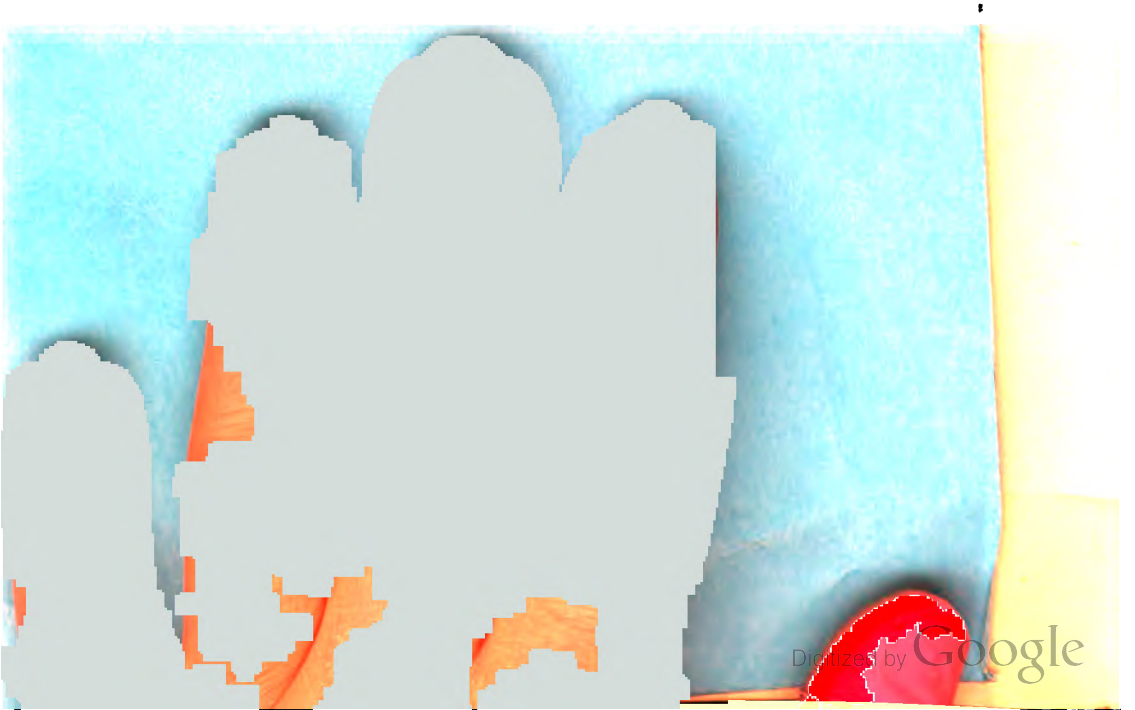
Die am Eingang des Golfs von Neapel gelegene, nur eine Quadratmeile umfassende Insel Capri, die von den Römern Capreae genannt wurde, ist, so gering auch ihr Umfang, von der Natur mit einem großartigen, grotesken Charakter ausgestattet. Sie ist reich an wunderbaren Eigenthümlichkeiten, die sie von jeher zu einem Eldorado für alle Maler machten. In ihrem kleinen Umkreise bietet sie dem Auge des erstaunten Besuchers nicht nur eine Menge der herrlichsten Aussichten, sondern auch eine Fülle und Originalität landschaftlicher Formen, die uns oft wie aus einer fremden, märchenhaften Welt anmuthet und die Phantasie in die bunten, schillernden Träume der tausend und einen Nacht versetzt. Aber nicht nur die Natur, sondern auch die Geschichte hat dies kleine Eiland mit wunderbarer Hand berührt. Klingt es nicht seltsam, daß die Insel der blauen Grotte die Burg des Kaisers Barbarossa und den Palast des Tiberius trug? Auf ihrer östlichen Seite steigt eine schroffe, etwa zweihundert Fuß hohe Felswand empor, auf deren Spitze sich die Ruinen des ehemals mit zauberhafter Pracht ausgestatteten Schlosses des Kaisers Tiberius be-

Digitized by Google

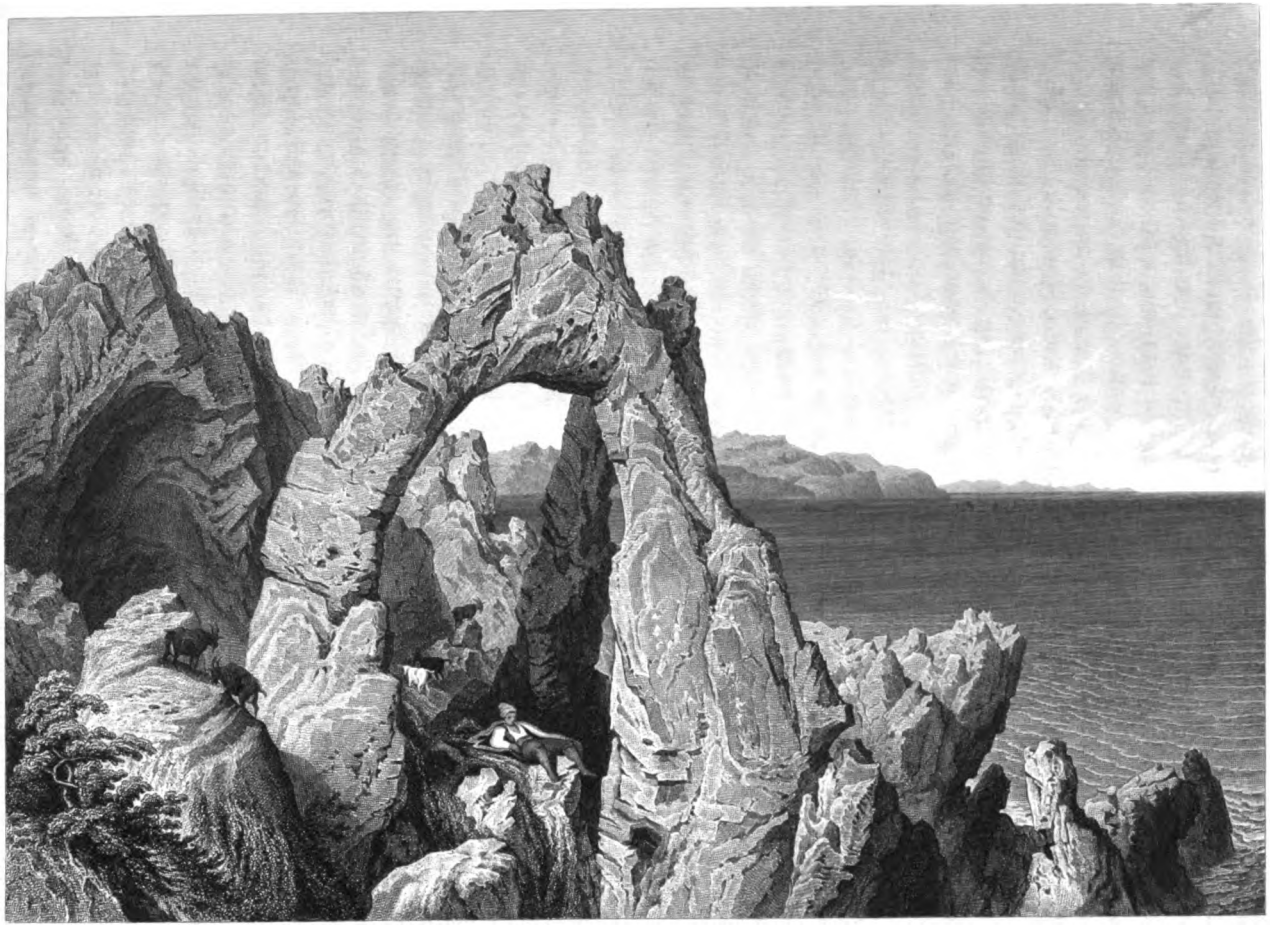


Digitized by Google

feines
r dein



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

finden. Noch sind die herrlichen Gärten und Anlagen, die dasselbe umgaben, in ihren Spuren deutlich zu erkennen. Die Ruinen selbst aber bieten leider nur noch wenige Mauerüberreste, darunter jedoch zwei hohe Thürme, von denen einer eine herrliche Aussicht über den ganzen Golf von Neapel, das Cap Misenum, die Stadt, den Vesuv, Castellamare, das liebliche Sorrento ꝛc. genießt, ja bei klarer Witterung kann man sogar von ihnen aus im fernen Süden die liparischen Inseln, in lichte Nebelstreifen gehüllt, wahrnehmen. Hier, auf diesem paradiesischen Garteneiland hauste der grimme Tyrann Tiberius während der letzten Jahre seines Lebens. Nachdem er durch seinen verbrecherischen Günstling Aelius Sejanus die Militärdespotie errichtet, die Leibwache der Prätorianer aus seinen Schergen in die Dränger und Peiniger des Volkes verwandelt, die Volksversammlungen aufgehoben, den Senat in das willenlose Werkzeug seiner Despotenlaune verwandelt und die schrecklichen Majestätsgerichte eingesetzt hatte, die über Hochverrath erkannten und ein Mittel waren, jeden gesinnungsvollen Mann zu verderben, indem sie nicht nur Thaten, sondern selbst Worte und Gedanken zu strafen sich anmaßten, nachdem er ein alle Sitte zerfressendes Spionniersystem errichtet und die zügellosesste Wollust begünstigt, um im Volke jeden Keim sittlicher Kraft zu zerstören, zog er sich, von Gewissensbissen und Menschenfurcht gepeinigt, auf das liebliche Eiland Capri zurück. Hier schwelgte er in den Wunderhallen seines Palastes, badete sich in den märchenhaft schimmernden Fluthen der blauen Grotte und genoß den Becher aller Lüste in seinen mit dem Reize aller Zonen ausgeschmückten Gärten, ohne jedoch den inneren Stachel des Gewissens und der feigen Furcht, die jeden Tyrannen verfolgt, je ganz übertäuben zu können. Er starb übrigens einen seines Lebens würdigen Tod, indem er später auf einem Landgute bei Misenum während einer Krankheit von seinem Großneffen Caligula und seinem Gardehauptmann Macreo erdrosselt wurde. Die herrlichen Hallen, in denen er einst sich mit dem schäumenden Becher der Lust zu betäuben suchte, sind jetzt gänzlich zerfallen. Da, wo die schönsten Hetären Italiens und Griechenlands über den zierlichen Mosaikboden schlüpften, raschelt jetzt die schillernde Eidechse und die flüchtig sich ringelnde Viper. Da, wo die Wände kostbare Teppiche Indiens und des Orients verzierten, schlingt sich jetzt um die kahle Mauer Epheu, wildes Lorbeer und Myrtengestrüpp als lebendige Tapete. Unweit der Ruine zeigt der Führer dem Wanderer einen Felsenvorsprung, wo sich ein Lusthaus des Tyrannen befunden haben soll, von dem aus er zu seinem Vergnügen die gefangenen Christen in das Meer hinunterwerfen ließ, was gleichfalls eine seiner noblen Passionen war. Nicht weit davon steht jetzt der kleine Ort Capri, an dessen Fuße sich der einzige Landungsplatz der Insel befindet. Es ist ein kleines Städtchen von kaum 2000 Einwohnern, dessen bemerkenswertheste Punkt das Hôtel Tiberio ist, in dem man den berühmten Wein der Insel „Capri rosso“ und „Capri

Digitized by Google

bianco“ auf seinem mütterlichen Boden trinken kann und sich vergebens bemühen wird, der doppelten Kreide des spitzbübischen Wirthes zu entgehen. Unten am kleinen Hafen ist noch ein Wirthshaus, genannt Hôtel Londres, das indeß seinem höher gelegenen Rivalen gegenüber in Bezug auf unreelle Bedienung sich möglichst bemüht, das Bild von der Charybde und Skylla zu veranschaulichen, denn der Fremde, der dem Tiberio entgeht, wird sicherlich von dem Hôtel Londres geschraubt werden, da ist keine Rettung. Von dem letztgenannten Hôtel aus führt eine in Felsen gehauene Treppe von 536 Stufen zu dem Städtchen Anacapri, das auf einer Art Hochebene liegt. Hinter dem durch ein altes Kastell geschützten, etwa 3000 Einwohner zählenden Anacapri steigt der malerische Monte-Salara, der höchste Gipfel der Insel, empor. Derselbe wird von den Fremden gewöhnlich um die Abendzeit bestiegen, weil der Sonnenuntergang, von dort aus gesehen, das erhabenste und schönste Naturschauspiel ist, das Süditalien bietet.

In westlicher Richtung von Anacapri erheben sich über den Felsen, unter denen sich die blaue Grotte befindet, die Ruinen der alten Burg des deutschen Kaisers Barbarossa. Dieselben sind jedoch in ihrer gegenwärtigen Gestalt nichts anderes mehr als einige wenige sich kaum über die Erde erhebende Mauerüberreste. Um so mehr umkleidet und schmückt sie die Volkssage, die, was auch wahrscheinlich ist, behauptet, daß von der Burg ein geheimer Gang in die blaue Grotte hinabführe. Schon zur Römerzeit erhob sich an der Stelle der nachmaligen Kaiserburg ein Palast. Hätte der alte Barbarossa weniger in Italien und auf Capri geträumt und statt nutzlos Ströme deutschen Blutes auf den italienischen Gefilden zu vergeuden, sich die innere Ordnung des deutschen Reiches mehr angelegen sein lassen, so würde Deutschland wohl heute seine Einheit nicht blos als ein fernes Ideal zu betrachten brauchen und die deutsche Volkssage den alten kaiserlichen Helden wohl in anderer Gestalt als in der des ewigen Schläfers im Kyffhäuser, dessen Erwachen es nun schon so lange vergeblich erwartet, darstellen. Wie der Monte-Salara in der Abendbeleuchtung, so will die blaue Grotte im Mittagslichte betrachtet sein, weil um diese Zeit die Sonne gerade so steht, daß ihre senkrecht über die Grotte fallenden Strahlen die Schattenwerfung der Felswände verhindern und dadurch das Eindringen des Lichts durch die geringe Grottenöffnung ermöglichen. Um zur Grotte zu gelangen, muß man vom Hafen aus westwärts der Insel entlang an ungeheuren Felswänden vorüberfahren, die oft so glatt wie mit dem Messer zugeschnitten sind. Der selten ganz ruhige Wellenschlag macht den Eingang in die Grotte etwas schwierig, da die Strömung stets conträr ist. Auf dem Rücken der Länge nach in der Barke liegend fährt man durch das ovale, graugrüne Felsenthor ein, daß von Außen seinen früheren Namen „Hexenloch“ einigermaßen rechtfertigt. Wie bekannt, ist

Digitized by Google

das Wasser innerhalb der Grotte glänzend blau und die Felsendecke gewinnt in der eigenthümlichen Farbenbrechung das zauberhafte Ansehen eines azurblauen, von silbernen Streifen durchzogenen Gewölks. Die Luft scheint in bläulichem Schimmer zu glänzen, jeder Ruderschlag, jede Schwankung der Barke läßt die Wellen als blaue Flammen erscheinen. Ein unterirdischer Gang, den bis jetzt noch Niemand ganz zurückgelegt hat, und der viele Spuren einer künstlichen Anlage und antiker Bearbeitung trägt, führt in das Innere des Felsens und wahrscheinlich bis an die Oberfläche, wo die Ruinen des Schlosses Barbarossa's stehen. Auch auf der Ost- und Südseite Capri's befinden sich Meeresgrotten, doch sind ihre Oeffnungen nicht so gebildet, daß die eindringenden Lichtstrahlen in ihnen jenen Effekt wie in der blauen Grotte hervorzubringen vermöchten. Auf der Südseite der Insel befindet sich z. B. eine Grotte von derselben Größe wie die „blaue", in der das Wasser eine tief-smaragdgrüne Farbe trägt, doch ist der Eindruck, den sie hervorbringt, durchaus nicht mit jenem der blauen Grotte zu vergleichen, namentlich, wenn man diese zuerst besucht hat. Doch kehren wir nun wieder zurück in die Oberfläche und nehmen wir jetzt das Bild des lieblichen Eilands von der Vogelperspektive auf. Capri liegt wie eine goldig glänzende Muschel im blauen Meere. Nur von einer Seite, und auch da nur auf einer kleinen Strecke zugänglich, ist die rundum in steilen, senkrechten Klippen abfallende Insel recht zu einem Aufenthalt der Sirenen geeignet, mit denen die homerische Sage sie bevölkert. Kommt man von Neapel her, so steigt sie vor dem Blicke der nahenden Schiffer amphitheatralisch mit ihren herrlichen Weingärten, Orangen- und Olivenhainen auf und gewährt so einen überaus reizenden Anblick. Bald auch sieht man höher oben zwischen dem Guirlandengrün der Gärten das Städtchen Anacapri hervorschauen, zu dem, wie schon erwähnt, vom Hafen aus eine Zickzacktreppe emporführt. Bevor wir die Insel verlassen, wollen wir uns noch flüchtig ihre Bewohner ansehen, die zum großen Theil sehr arm sind, da der Grund und Boden mit seinen mannichfachen Schätzen reichen Feudalherren gehört, die den Schweiß ihrer Pächter in Neapel und Paris verprassen. Die Insulaner sind, wie behauptet wird, spanischer Abkunft, worauf auch die Sitte hinweist, daß alljährlich auf Capri ein Stiergefecht gehalten wird. Sie sind, in so schöner Umgebung ein um so traurigerer Anblick, ein nicht schöner, von Noth und Elend niedergedrückter und deshalb Lastern leicht zugänglicher Menschenschlag. Die Neapolitaner beschweren sich über ihr rachsüchtiges, heimtückisches Wesen. Die Luft von Capri ist überaus gesund und Schwindsüchtigen ganz besonders anzuempfehlen, nur dürfen sie nicht auch die Schwindsucht in der Börse haben. Auch in der neueren Geschichte ist Capri durch die Waffenthat des Admirals Caracciolo im Dienste der parthenopäischen Republik berühmt geworden, denn in der Nähe dieses von den Engländern damals besetzten Eilands schlug der tapfere Republikaner

Digitized by Google

den übermüthigen Nelson, der die sicilianisch-brittische Flotte befehligte, wofür später Nelson zu seiner und Englands Schmach, nachdem er ihn durch einen Meineid gefangen, den edlen Caracciolo an dem Mast seines eigenen Schiffes aufhängen ließ.

Eduard Rüffer.

Schloß Karlstein in Böhmen.

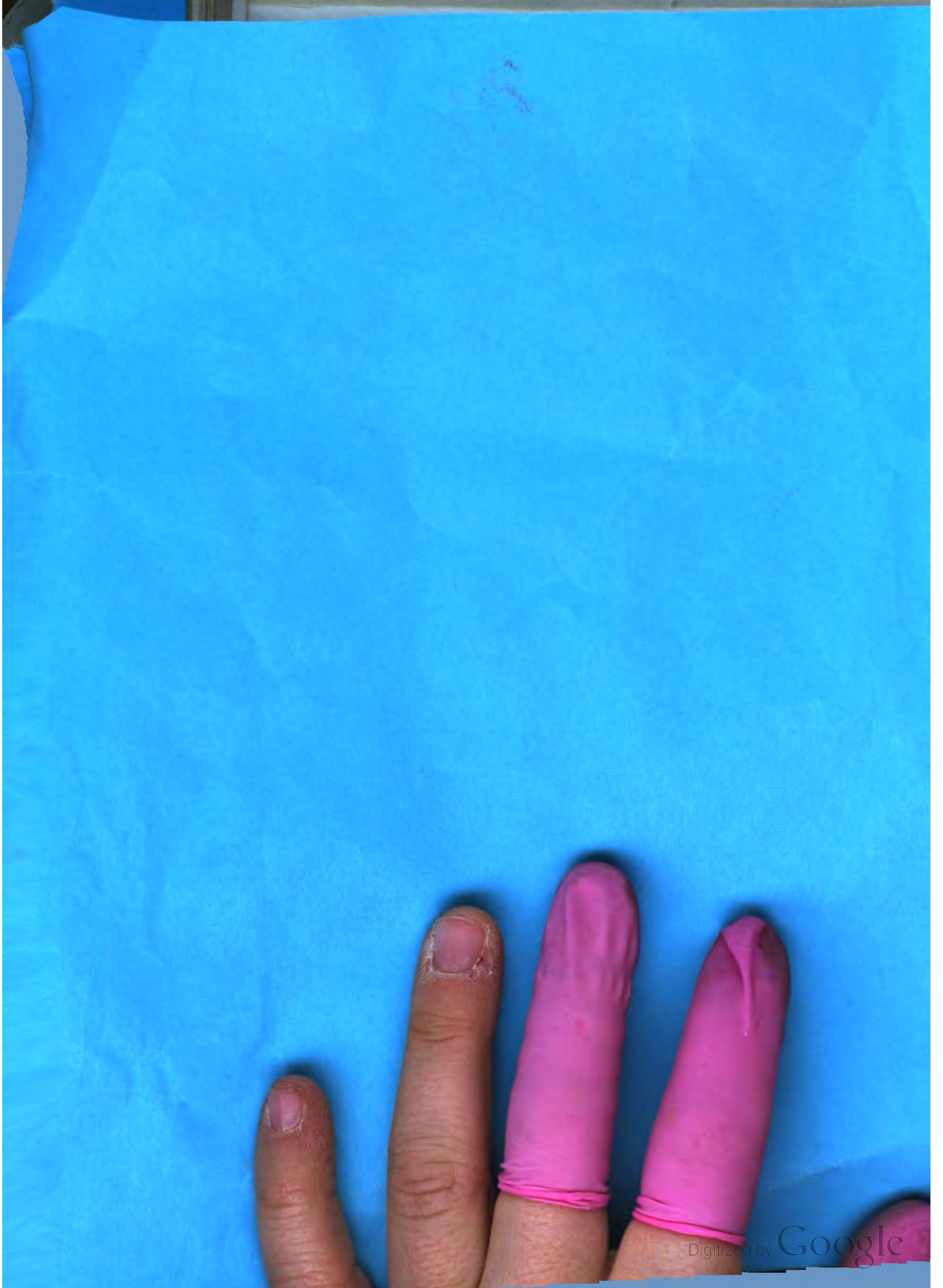
Berühmt, wie keine andere böhmische Burg, ist dieses herrliche, auf schroffem Kalkfelsen in einsamem Waldkessel gelegene Schloß Kaiser Karls IV. Der Vandalismus des dreißigjährigen Kriegs und nach ihm die nicht geringere gegen alles Alterthümliche wüthende Geschmacks-Barbarei des achtzehnten Jahrhunderts hatten es dem Verfall preisgegeben, bis die Kaiser Franz I. und Ferdinand mit schweren Summen ihm den alten Glanz und Schmuck zurück erkauften. Erst vor Kurzem ist die umfassende Restaurirung beendet worden. Die Pracht der inneren Ausstattung und die Festigkeit der Mauern, welche sie verwahren, wetteifern. Geschnittene Edelsteine bilden die Schlußsteine der 13 Fuß dicken Kreuzgewölbe, deren Wände von geschliffenen Jaspisen und Karneolen sind, bedeckt von 130 lebensgroßen Bildnissen der Heiligen; statt des Glases enthalten die Fenster Halbedelsteine in vergoldetes Blei gefaßt, vergoldete Truhen stehen in kostbaren Schreinen, welche einst die Reliquien und Schätze des Kaisers Karl bargen, daneben sein selbst gezimmerter Betschemel und das Tabernakel, in welchem die böhmische Krone aufbewahrt wurde. — Was nützt es? Alle Verschwendung von Kunst und Gold frischt doch die verblichenen Herrlichkeiten der vergangenen Zeit nicht auf, welche einst diese Stätte bewohnten. Unser Geschlecht mag den neuen Firniß anstaunen, aber über das eitle Thun wird es lächeln und sich der Sisyphusarbeit freuen.

H. N.

Digitized by Google



Digitized by Google

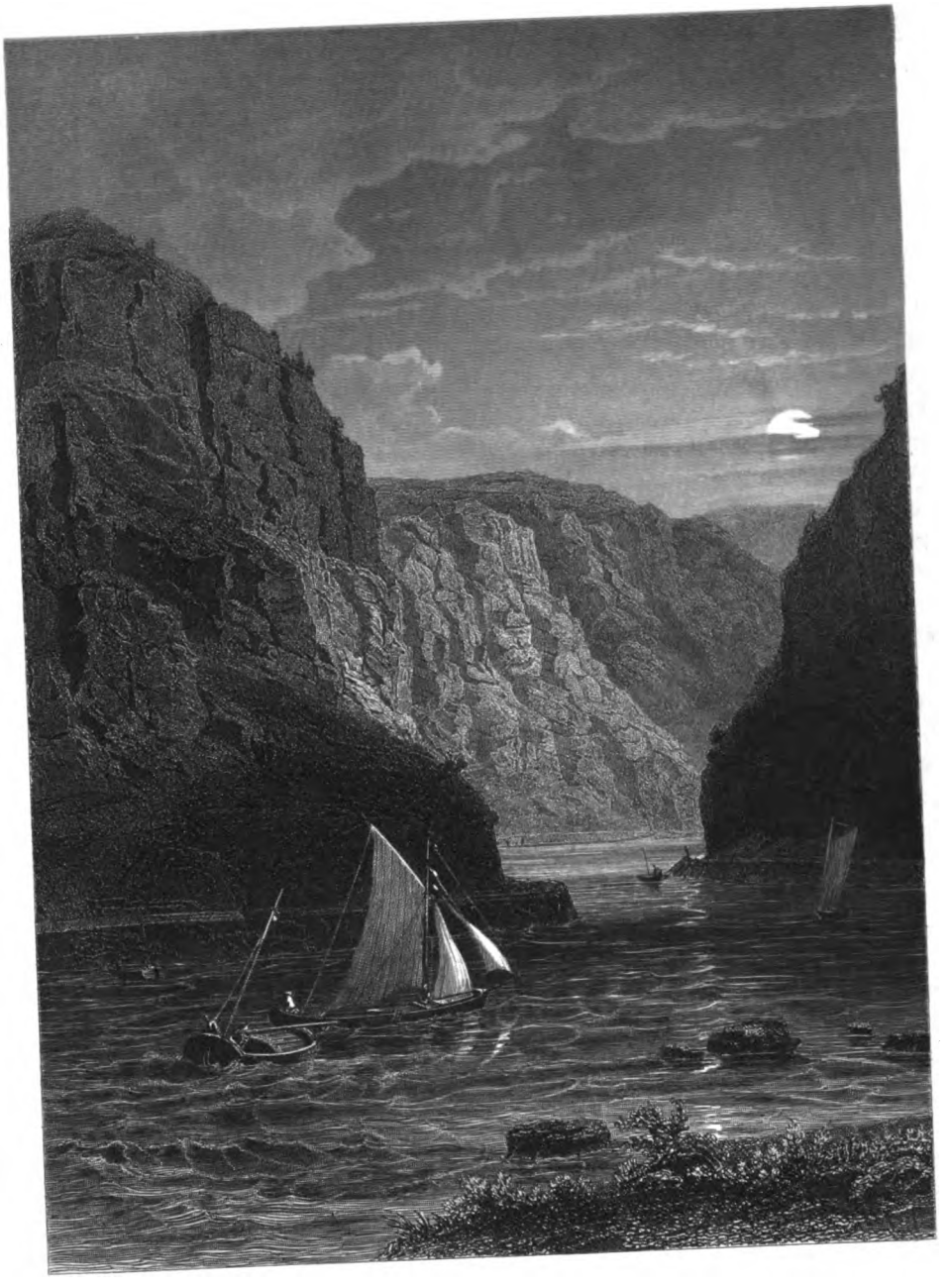

Digitized by Google



SCHLOSS KARLSTEIN im B[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Der Lurleifelsen.

Wer kennt nicht, wer hat nicht gesungen oder singen gehört das eigenthümlich süße Liedchen Heinrich Heine's von der Lorelei, der schönen Jungfrau, die, auf hoher Felsenspitze sitzend, ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme kämmt und dabei ein Lied singt von so „wundersamer gewaltiger Melodei", daß durch seinen Zauber der nur immer nach der Jungfrau hinaufschauende Rheinschiffer in ein wildes Weh und dann sammt seinem Nachen in die dunkle Fluth hineingerissen wird? Und was hat Heine damit anders ausdrücken wollen als das dunkle Geheimniß des Liebeszaubers, der so Manchen, welcher auf dem Strom des Lebens achtlos und träumerisch dahin rudert, unentrinnbar verstrickt und in's Verderben zieht?

Freilich mag die Stelle, wo sich der Felsen der Lorelei oder eigentlich der Lurleifelsen erhebt, in frühern Zeiten, wo noch manches Felsstück hervorragen mochte, welches jetzt gesprengt und beseitigt ist, mehr den Kähnen als den Herzen der Rheinschiffer verderblich gewesen sein; denn das Strombett ist hier schauerlich eng und wirbelig, und die Felsen treten so nahe an den Strom, daß sie ihren Fuß fast unmittelbar in denselben hineinsetzen und eine wirkliche Felsenklemme bilden. Ja noch selbst jetzt bringt diese durch Felsriffe und Sandbänke unsicher gemachte Stelle achtlosen oder des Fahrwassers nicht genau kundigen Schiffern und Floßführern Gefahr und wird von ihnen mehr noch gefürchtet als das Binger Loch. Hier wird nämlich der eingezwängte und sich um den hervorspringenden Felsen der Lorelei windende und krümmende Strom durch einen langen Grund oder Sand in zwei Arme getheilt. Denjenigen rechts, den sogenannten Fabian, pflegen nur kleinere Nachen einzuhalten, der linke, der von größeren Fahrzeugen gewählt werden muß, hat eine pfeilschnelle Strömung, die geradezu gegen tiefliegende Felsen getrieben wird. Indem nun die Stromfluth von diesen zurückprallt, bildet sie Wirbel, welche oft die Vordertheile großer Flosse fünf bis sechs Fuß tief hinabziehen und die Mannschaft untertauchen, von der dann Mancher, der sich nicht an die Balken fest anklammert, nie wieder heraufkommt. Noch im Jahre 1850 ging hier ein Rheinkahn unter, dessen Wrack lange aus den Wellen emporragte.

Digitized by Google

Wie sehr aber auch der Lootse kleinerer Nachen die Nähe des Lurleifelsens fürchten möge: der Reisende auf seinem sicher dahinfahrenden Dampfboote erblickt in ihm keinen Gegenstand des Schreckens, sondern des poetischen und malerischen Interesses; denn schroff und wild schauerlich steht er in der Felsenklemme, zu der sich das Rheinthal unterhalb Oberwesels verengt, da, trotzig seinen breiten Fuß gegen den Strom vorschiebend, in brüchigen Massen und Geschieben von Kieselschiefer, zwischen deren Spalten und Rissen nur stellenweise Gräser und Stauden als einzige Vegetation hervorragen. Nur sparsames Licht fällt in die Enge; kein Ausgang ist sichtbar; für die Kultur und für menschliche Niederlassungen war hier kein Raum, und nur mühsam drängt sich die Landstraße, durch Pulvergewalt gesprengt, links dicht am Rande des Stromes hin. Hier pflegt das Dampfboot die Böller gegen den Felsen zu lösen, wo dann der Schall, nicht abprallend, sondern gleichsam aus dem innern Schooße der dunkeln Felsmasse aufsteigend, deutlich mehrmals, oft sechsmal zurückhallt. Dies Echo singt freilich in kräftigeren und wilderen Tönen, als die Lorelei gesungen haben soll.

Vielleicht hat der Felsen von diesem Echo seinen Namen und vielleicht haben Diejenigen recht, welche ihn von einem altdeutschen Worte „Lureleien", gleichbedeutend mit „Nachspotten", ableiten, wogegen Simrock über den Ursprung des Namens Folgendes bemerkt: „Der Name Lurlei scheint einen lauernden Felsen zu bedeuten, wobei man an seine als Klippen unterm Wasser verborgenen Füße denken mag, die dem Schiffer gefährlicher sind, als das zu Tage stehende Gestein. Weil er aber die Lurlei (wie die Marlei, die Erpeler Lei — Lei bedeutet Schiefer) heißt, so mag dies, nächst der Stimme des Echo's, die ihm entschallt, die leicht erregbare Phantasie der Rheinanwohner veranlaßt haben, ihn als eine schöne Zauberin zu personificiren."

Uebrigens gibt Simrock selbst zu, daß die Sage zwar möglicherweise Jahrhunderte lang im Munde der Schiffer gewesen sein könne, daß aber die ältern Reisebücher und Sagensammlungen kein Wort von ihr wüßten, und daß auch der Ruhm des Echo's so alt nicht sei, als man glaube. Mit einem Worte, Niemand wußte etwas von der Zauberin Lorelei, ehe Clemens Brentano seine Ballade von der Lorelei, die später zu andern Nachbildungen und auch zu der Heine'schen Anlaß gab, gedichtet und zuerst in seinem bereits 1801 erschienenen Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" veröffentlicht hatte. In dem genannten Romane ist die Ballade der Violette in den Mund gelegt und trägt deshalb auch die Ueberschrift „Violettens Lied". Wir sind daher durchaus der Ansicht, daß die Fee Lorelei keine Schöpfung der Volkssage und Volksphantasie, sondern eine Ausgeburt der dichterischen Phantasie Clemens Brentano's ist. Die Anregungen zu seiner Erfindung gaben ihm die schauerlich-romantische Physiognomie des Felsens, das lang nachhallende Echo, der auch von Simrock

Digitized by Google

erwähnte Umstand, daß die Steinmasse seit alter Zeit die Lurlei heißt, endlich der verwandte Klang des Namens Lurlei mit dem Namen Lore oder „Lorle“ im Schwäbischen. Aus beiden setzte er den Namen „Lorelei“ zusammen, den er, wie die ganze Sage, erfand und in der deutschen Poesie einbürgerte.

Da die Brentano'sche Ballade nur wenig, wenn überhaupt in weiteren Kreisen bekannt ist, so wird es vielleicht manchem Leser nicht unlieb sein, über ihren Inhalt und damit über ihr Verhältniß zu der bekannteren Heine'schen Ballade etwas Näheres zu erfahren. Das Brentano'sche Gedicht beginnt:

Zu Bacharach am Rheine wohnt' eine Zauberin;
Sie war so schön und feine und riß viel Herzen hin,
Und brachte viel zu Schanden der Männer rings umher;
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr!

Der Bischof läßt die schöne Unheilstifterin vor das geistliche Gericht laden und fragt sie:

.... Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet zu böser Zauberei?

Die Lorelei antwortet, ihre Augen seien zwei Flammen und ihr Arm ein Zauberstab, und spricht selbst den Wunsch aus, zum Tode verurtheilt zu werden. Der Bischof erklärt, sie habe sein eigenes Herz zur Liebe entzündet, und wenn er den Stab über sie brechen sollte, so würde er sein eigenes Herz entzwei brechen. Aber die Lorelei will sterben, sterben wie eine Christin, denn Derjenige, den sie einzig geliebt habe, habe sie verlassen und sei in die Fremde gezogen. Der Bischof beschließt nun, sie in's Kloster zu schicken, und beauftragt drei Ritter, sie dahin zu bringen. Die Lorelei reitet traurig in ihrer Mitte, und als sie den Felsen erblickt, welcher der Lurleifelsen genannt wird, bittet sie ihre Begleiter, sie für einen Augenblick frei zu lassen; sie wünsche den Felsen zu ersteigen, um noch einmal in den tiefen Rhein zu blicken. Die Ritter geben die Erlaubniß, und das Gedicht schließt:

Der Felsen ist so jähe, so steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe, bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach:

„Da gehet ein Schifflein auf dem Rhein,
Der auf dem Schifflein stehet, der soll mein Liebster sein.“

Man sieht, wie abweichend noch diese Ballade von der spätern Heine'schen ist. Bei Brentano ist die Lorelei keine Fee, kein märchenhaftes Wesen, nicht einmal eine Zauberin; sie wird nur für eine Hexe gehalten, weil sie durch ihre Schönheit, die sie selbst beklagt, so viele Männer bezaubert. Ihre Zaubermittel sind, wie sie selbst sagt:

Digitized by Google

Die Augen sanft und wilde, die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde .....

Sie ist sogar eine gute Christin, und statt Anderen den Untergang im Rhein zu bereiten, stürzt sie sich selbst in den Strom.

Viel näher, sowohl was Auffassung als was selbst den Ausdruck und Rhythmus betrifft, steht dem Heine'schen Gedicht eine spätere Ballade von dem Grafen Otto Heinrich von Loeben (Isidorus Orientalis), die schon die Ueberschrift „Lorelei" trägt:

Da, wo der Mondschein blitzet
Um's höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Und schauet hinab, hinauf;
Die Schifflein ziehn vorüber —
Schau, Schiffer, schau nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an;
Das ist die Jungfrau Lore,
Sie hat dir's angethan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir;
Glaub nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr! u. s. w.

Hier sitzt Lorelei bereits als feenhaftes Zauberfräulein, wie bei Heine, auf der Spitze des Lurleifelsens und bethört die Schiffe, die drunten auf dem Rheine fahren, durch den Zauber ihrer Blicke und ihres Gesanges. Auch Joseph von Eichendorff, der ohne Zweifel ebenfalls die Brentano'sche Fiktion für eine echte Volkssage hielt, hat eine Ballade von der „Hexe" Lorelei gedichtet, die aber bei ihm ein Schloß am Rhein besitzt. Ohne Zweifel hat Heine, der mit den poetischen Schöpfungen der deutschen Romantiker wohl vertraut war, diese Balladen seiner Vorgänger gekannt. Verliert seine Ballade von der Lorelei hiernach einigermaßen etwas von dem Vorzug der Originalität, so hat doch keiner, wie er, den rechten Ton getroffen, der in Herzen und Ohr nachzittert, und namentlich hat er den matten Schluß vermieden, welcher die sonst schöne Loebensche Ballade um ihre Wirkung bringt. Im Uebrigen knüpft sich an den Lurleifelsen auch eine wirkliche echte Volkssage, welche Karl Simrock in Verse gebracht hat: eine Vertiefung im Felsen soll nämlich einen Abdruck von der Rückseite des Satans enthalten.

H. Marggraff.

Digitized by Google

Digitized by Google

NEW YORK FROM WEEHAWK.

Digitized by Google

Hampton Court.

In geringer Entfernung von London, am schönen Ufer der Themse, steht dieses fürstliche Gebäude. Kein hohes Alterthum zeichnet es aus, wohl aber eine nicht zu beschreibende Pracht. Schon seit längerer Zeit nicht mehr von der königlichen Familie bewohnt, ist es jetzt dem Besuche des Publikums geöffnet worden, und von nah und fern ziehen die Besucher hin, um seine Herrlichkeiten, namentlich die reiche Gemäldesammlung, mit Originalien von Raphael, Titian, Correggio und andern Meistern, zu bewundern. Für den mit der Geschichte genauer Vertrauten erweckt sein Anblick jedoch ein von diesen Aeußerlichkeiten abgesondertes Interesse, weil es der Schauplatz von Begebenheiten war, welche ein treues Bild von der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge und Schicksale geben. Zunächst erinnern die alten Thürme und Höfe an jenen großen Mann, welcher sie erbauen ließ.

Wolsey, der allmächtige Kirchenfürst, war der Gründer des Palastes. Obgleich ein stolzer Despot, liegt in dem Fluge seines Ehrgeizes und in der Größe seines Falles doch etwas Erhabenes, welches das Interesse fesselt. Den ersten Napoleon ausgenommen, hat vielleicht nie ein Mensch den Wechsel des Glückes in dem Maße erfahren, wie er.

Als Sohn eines armen Metzgers in Ipswich (1471) geboren, wurde er im Jahre 1504 Kaplan Heinrichs VII., bald darauf Dekan von Lincoln, Bischof von Towmay, Minister Heinrichs VIII., Mitglied des Geheimen Raths, Lord Kanzler, erstieg bereits 1514 den erzbischöflichen Stuhl von York, und erhielt im folgenden Jahre den Kardinalshut vom Papste. An Fähigkeiten einem Ximenes, Richelieu und Mazarin gleich, übertraf er sie weit durch seinen Glanz und unermeßlichen Reichthum. In seinem Palaste residirte er mit mehr als königlicher Pracht, und hielt eine Dienerschaft von mehr als tausend Personen, unter denen sich die Söhne vieler adeligen Familien befanden. Wenn er vor der königlichen Familie Messe las, machten sich die höchsten Edelleute eine Ehre daraus, ihm das Waschbecken zu halten. Heinrich VIII. schien besonders Vergnügen daran zu finden, ihn mit Ehren, Auszeichnungen jeder Art und mit Reichthümern zu überhäufen; andere Monarchen folgten diesem Beispiele, und selbst der Papst räumte ihm Vorrechte ein, die nie vor und nach ihm ein anderer Kardinal genossen. Mit eiserner Faust herrschte er in England über

Digitized by Google

Kirche und Staat; die gekrönten Häupter Europa's schmeichelten ihm und bewarben sich um seine Gunst, und im Uebermuthe seines Stolzes pflegte er die bekannten Worte zu sagen: „Ego et rex meus.“ Sein Leben glich fast den Schilderungen der arabischen Märchen. Achtzehn Jahre lang übte er diese Macht, welche in der Gunst des herrischen, blutgierigen Königs für immer fest begründet zu sein schien, und schon streckte er die Hand selbst nach der päpstlichen Tiara aus, als plötzlich sein Stern zu sinken begann, und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß auch das werthvolle Geschenk, welches er dem Könige, um ihn zu versöhnen, mit dem prächtigen Palaste von Hampton Court machte, seinen Fall nicht mehr aufzuhalten vermochte. Die Reformation, welche er in England selbst herauf beschworen, bereitete ihm den Untergang, und seine schöne Feindin, die der protestantischen Kirche geneigte Anna Boleyn, hatte das Ohr des Königs gewonnen und entschied über Wolsey's Schicksal. Trauernd läßt ihn Shakespeare rufen:

— Lebe wohl,
Ein langes Lebewohl all' meiner Größe!
Dies ist des Menschen Thun; heut sprießen ihm
Der Hoffnung zarte Knospen, morgen blüh'n sie
Und kleiden ihn in dichten Blumenschmuck:
Und übermorgen, tödtlich, kommt ein Frost,
Und wenn er wähnt, der gute, sich're Mann,
Die Größe reife, — nagt ihm der die Wurzel
Und fällt ihn so wie mich. Ich trieb dahin
Gleich wilden Knaben, die auf Blasen schwimmen,
So manchen Sommer auf der Ehrsucht Wogen,
Doch viel zu weit; mein hochgeschwellter Stolz
Brach endlich unter mir, und gibt mich jetzt
Müd' und im Dienst ergraut der Willkür hin
Des wüsten Stroms, der ewig nun mich birgt.
Ich hass' euch, eitler Pomp und Glanz der Welt,
Mein Herz erschließt sich neu. O traurig Loos
Des Armen, der an Königs Gunst gebunden!
Denn zwischen jenem Lächeln, so ersehnt,
Der Fürsten Huld und unserm Abgrund, liegt
Mehr Qual und Furcht, als Krieg und Weiber bringen,
Und wenn er fällt, fällt er wie Lucifer,
Der Hoffnung ewig baar — —

Die Geschichte seiner Größe und seines Ehrgeizes ist fesselnd und bezaubernd, aber namentlich durch seinen Fall. Wäre er in der Blüthe der Jahre, mit ungeschwächter Kraft und Macht zu Grabe gegangen, so würde sein Dasein nur als ein von großem Glücke begünstigtes angestaunt werden, ohne in den Herzen der Nachwelt besondere Theilnahme zu erwecken; sein Fall aber erwarb sie ihm. Kein menschliches Leben ist so reich an Licht und Schatten, wie das seinige. Es gleicht einem schönen Sommertage, dessen Klarheit nie enden zu wollen scheint, bis sich urplötzlich der Horizont schwärzt, ein Unwetter hereinbricht, Blitze flammen, Donner rollen, und der Sturm, wenn er vorüber ist, nur eine Scene der Verwüstung zurückläßt.

Digitized by Google

Wie aber Wolsey groß im Glücke, so war er es auch im Untergange. Mancher Geschichtsschreiber hat ihm zwar im letzten Stadium seines Lebens schwach, niedrig und kriechend genannt; doch mit Unrecht. Wolsey kannte sich, seinen Gebieter und die Welt. Er wußte, daß die Geschichte seiner Größe immer ein glänzender Punkt in den Annalen des Vaterlandes bleiben würde; aber um ihr die Weihe zu geben, welche manche Sünden und Vergehen sühnen und ihn, einen verwegenen Abenteurer, zum Gegenstande eines dauernden Mitleids machen konnte, — mußte er mit Würde fallen und reuig sterben. Des Königs Gemüth kannte er zu genau, um nicht zu wissen, daß, nachdem dessen Zorn und Habsucht einmal erweckt worden waren, nichts mehr für ihn zu hoffen blieb.

„— Nun, dann ist's aus!
Ich stand auf meiner Hoheit fernster Sprosse,
Und von der Mittagslinie meines Ruhmes
Eil' ich zum Niedergang. Ich werde fallen
Wie in der Nacht ein glänzend Dunstgebild,
Und Niemand mehr mich sehn" —

sagt er mit Shakespeare's Worten, der besser, als irgend ein anderer Mensch, in seinem Herzen zu lesen verstand. Keine Klage über Ungerechtigkeit, keine heftige Aeußerung in Bezug auf den König kam über seine Lippen; demüthig bekannte er, ein Geschöpf seiner Gnade zu sein, und gab willig Alles heraus, was er geschenkt erhalten hatte. Seine Thränen um den Verlust waren natürlich, und sein Kummer um das Schicksal der getreuen Diener, namentlich seines ergebenen Cromwell, war ein versöhnender Zug seines Herzens. Dem königlichen Verbannungsbefehle gehorsam, trat er die damals lange und beschwerliche Reise von London nach York an, aber erreichte nicht mehr das Ziel. In der Abtei von Leicester anhaltend, bat er:

„— O frommer Abt,
Ein alter Mann, vom Staatensturm gebrochen,
Kommt, seine müden Glieder bei Euch ruh'n zu lassen.
Habt Mitleid, gebet ihm ein Fleckchen Erde!"

und endete hier nach wenigen Tagen sein ereignißreiches Dasein.

Auch nach ihm erfuhr in den Prunkgemächern von Hampton Court manches königliche oder ehrgeizige Haupt die Wechsel des Schicksals. Mit Uebergehung Heinrichs VIII., welcher nach Wolsey's Tode hier häufig Hof zu halten pflegte, und seiner Nachfolger, Eduards VI., Maria's, Elisabeths und Jakobs I., welche sämmtlich den Palast bewohnten, wollen wir des unglücklichsten aller englischen Könige Erwähnung thun.

Karl I. verlebte hier seine glücklichsten und seine traurigsten Tage. Kurz nach seiner Vermählung kam er mit der jungen Gemahlin, Henrietta, nach Hampton Court, um den Honeymoon dort zu feiern, da die Pest ihn

Digitized by Google

von London vertrieben hatte. Neunzehn Jahre später flüchteten Beide abermals dahin, aber unter sehr veränderten Umständen, denn eine noch schlimmere Pest, — der Bürgerkrieg, war ausgebrochen. Durch seinen Starrsinn und seine Anmaßungen hatte Karl die Unterthanen der Empörung zugeführt, und mußte jetzt vor der Wuth des seinen Palast Whitehall in London umlagernden Volkes entfliehen. Die Königin, an aller Rettung verzweifelnd, verließ herzlos den unglücklichen Gemahl und floh nach Frankreich, und Karl sah sich vom Sturm der Rebellion umbraust. Jahre verflossen unter diesen bürgerlichen Kämpfen, während deren die Hallen von Hampton Court öde und leer standen, und als Karl wieder dahin zurückkam, war seine Lage noch trauriger, als vorher. Die Krone war seinem Haupte entfallen, seine königliche Würde nur noch ein Schatten, und die getreuesten Anhänger hatten ihn verlassen, während das wüthende Volk nach seinem Blute schrie.

Die nächste Scene in dem großen politischen Drama, welches hier spielte, zeigt uns Oliver Cromwell, den Zerstörer der Monarchie, den Verräther der Republik. Er, einer der befähigtsten Männer aller Zeiten und der größte Hypokrit, der jemals ehrgeizige Pläne unter dem Deckmantel der Religion verbarg, war jetzt Herr von Hampton Court. Hier hielt nunmehr der Mann, der laut verkündet hatte, daß Gott der Herr ihn berufen und abgesandt habe, die Monarchie mit allen ihren Eitelkeiten, Thorheiten und Verbrechen zu vernichten, seinen Hof mit mehr als königlichem Glanze. Er durfte hier zwei seiner Töchter mit Männern aus dem höchsten Adel Englands vermählen; aber hier sah er auch sein Lieblingskind, Mistreß Claypole, verscheiden, welche ihn auf ihrem Sterbelager noch anflehte, den mit Blut getränkten und mit Treulosigkeit besäeten Weg zu verlassen und reuig umzukehren. Diese Worte drangen ihm tief in das Gewissen und erfüllten seine Brust mit Schrecken. So beklagenswerth Karls Lage gewesen war, als er zum letzten Male durch die Säle des Schlosses schritt, so war die von Cromwell gegen das Ende seines Lebens doch noch unendlich trauriger. Außerhalb von Mörderhänden bedroht, und im Innern vom Gewissen gepeinigt, das ihn mit der Stimme seiner abgeschiedenen Lieblingstochter unaufhörlich verfolgte, fand er weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, bis er endlich, vom Fieber geistiger Qualen verzehrt, und von einer Todesfurcht erfüllt, die er früher im Donner von zwanzig Schlachten nie empfunden hatte, nach längerem Siechen den Geist aufgab.

In demselben Maße, in welchem die zwei vorigen Bilder düster waren, ist das nächstfolgende und letzte, welches wir dem Leser vorführen wollen, empörend.

Cromwells Macht war geschwunden, wie ein Traum, die Republik war untergegangen, die Monarchie wieder hergestellt, und Karl II., der

Digitized by Google

Verbannte, der Sohn des unglücklichen Monarchen, dessen Kopf unter dem Henkersbeile gefallen war, — der Mann, den das Unglück nicht weiser hatte machen können, der gleichgültig gegen die Opfer und Leiden geblieben war, welche die Freunde seines Vaters gebracht und erduldet hatten, und gewissenlos durch seine Lebensweise die Gefühle Derjenigen mit Füßen trat, die ihn freiwillig auf den Thron seiner Väter zurückberufen hatten, — zog mit dem Uebermuthe, der Frivolität und Sittenverderbniß des damaligen französischen Hofes in Hampton Court ein, um sich dort, von den verworfensten und lasterhaftesten Kreaturen umgeben, allen Ausschweifungen der niedrigsten Art zu überlassen. Allein die Wiedervergeltung blieb nicht aus. Karl fiel ein Opfer seiner Excesse, und sein ihm ähnlicher Bruder, Jakob II., der letzte männliche Stuart auf dem englischen Throne, wurde aus dem Lande vertrieben.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Die Tudors und Stuarts sind bis auf den letzten Sprößling erloschen, ihre Tyranneien, Grausamkeiten und Ausschweifungen sind verschmerzt, und an ihrer Stelle herrscht jetzt auf dem englischen Throne eine Familie deutschen Ursprungs, unter deren Scepter das Land ein Palladium der Freiheit geworden ist.

Möchte die Sonne Englands, die der wahren bürgerlichen und religiösen Freiheit, auch bald über unser deutsches Vaterland aufgehen und ihm die fest begründete Einigkeit, das konsolidirte, durch keine inneren Spaltungen der verschiedenen Stämme getrennte Nationalgefühl geben, das nirgend kräftiger und selbstbewußter lebt, als in der Brust unserer Stammverwandten auf jener glücklichen Insel!

Die zahllosen Sehenswürdigkeiten des Palastes zu beschreiben, ist nicht unsere Absicht; Handbücher geben darüber Aufschluß. Nach dem Könige Wilhelm III., welcher viel zu seiner Vergrößerung beitrug, hat nur Georg II. noch abwechselnd dort residirt, die späteren Herrscher aber nicht mehr.

Dubois.

Digitized by Google

Die Trajanstafel an der untern Donau.

Die majestätischen Uferscenerien, welche die Fahrt auf der obern Donau zwischen Passau und Linz und noch weiter hinaus bis Melk und Klosterneuburg zu einer so genußreichen machen, wiederholen sich, wenn auch auf einer kürzeren Strecke und weniger durch menschlichen Anbau und malerische Architektur gehoben, an der untern Donau. Nachdem diese die kahlen einförmigen Pußten Niederungarns, waldlose oder mit Sumpfwaldungen und Schilfdickichten abwechselnde Sandufer und miasmenreiche, tödtliche Fieberdünste aushauchende Moorflächen in langsamen, inselreichen und vielarmigen Windungen durchzogen, durchbricht sie, nach der Aufnahme der Drau, die Felshöhen des banater Granitgebirges im Norden und des serbischen Kalkgebirges im Süden, und wird zwischen diesen Felsmauern und Bergwänden bis auf wenige hundert Schritt eingeengt. Die berühmteste und gefürchtetste Stelle auf dieser Strecke ist das sogenannte Eiserne Thor, eine reißende Stromschnelle mit gefährlichen Wirbeln zwischen felsichten Anhöhen. Doch entspricht das Eiserne Thor (Demirkapi) seinem aus einer türkischen Hyperbel hervorgegangenen, Furchtbares verheißenden Namen viel weniger, als die Felsenschlucht weiter aufwärts hinter Alt-Moldova und namentlich in der Gegend von Drenkova. Diese an gefährlichen Stromschnellen und Wirbeln reiche Partie trägt in der That in ausgesprochenstem Grade den Charakter des Großartigen und Wildschauerlichen. Der Strom wird hier von Felswänden, welche oft fast ganz senkrecht und bis nahe 2000 Fuß aufsteigen, aber doch durch Gallerien gangbar gemacht sind, auf ein Viertel seiner bisherigen Breite eingepreßt und rauscht schäumend, wirbelnd und tobend dahin, an zorniger Leidenschaft dem wilden Thiere vergleichbar, welches sich umsonst gegen die engen Wände seines Käfigs sträubt. Nicht wie am Rhein und meist auch an der obern Donau winken malerische Burgtrümmer von den Felshöhen oder ergötzen freundliche, am Ufer hingelagerte Ortschaften und anmuthige Fruchthaine das Auge; Alles trägt den Charakter der Einsamkeit, Wildheit und Schroffheit. Und doch erinnern Spuren und Reste römischer Befestigungen und römischen Straßenbaues auch in dieser unwegbar und unbezähmbar erscheinenden Strom- und Felswildniß an das energische Schaffen jenes großen Volks, welches hier so gut wie am Rhein die Adler seiner Legionen aufgepflanzt hatte.

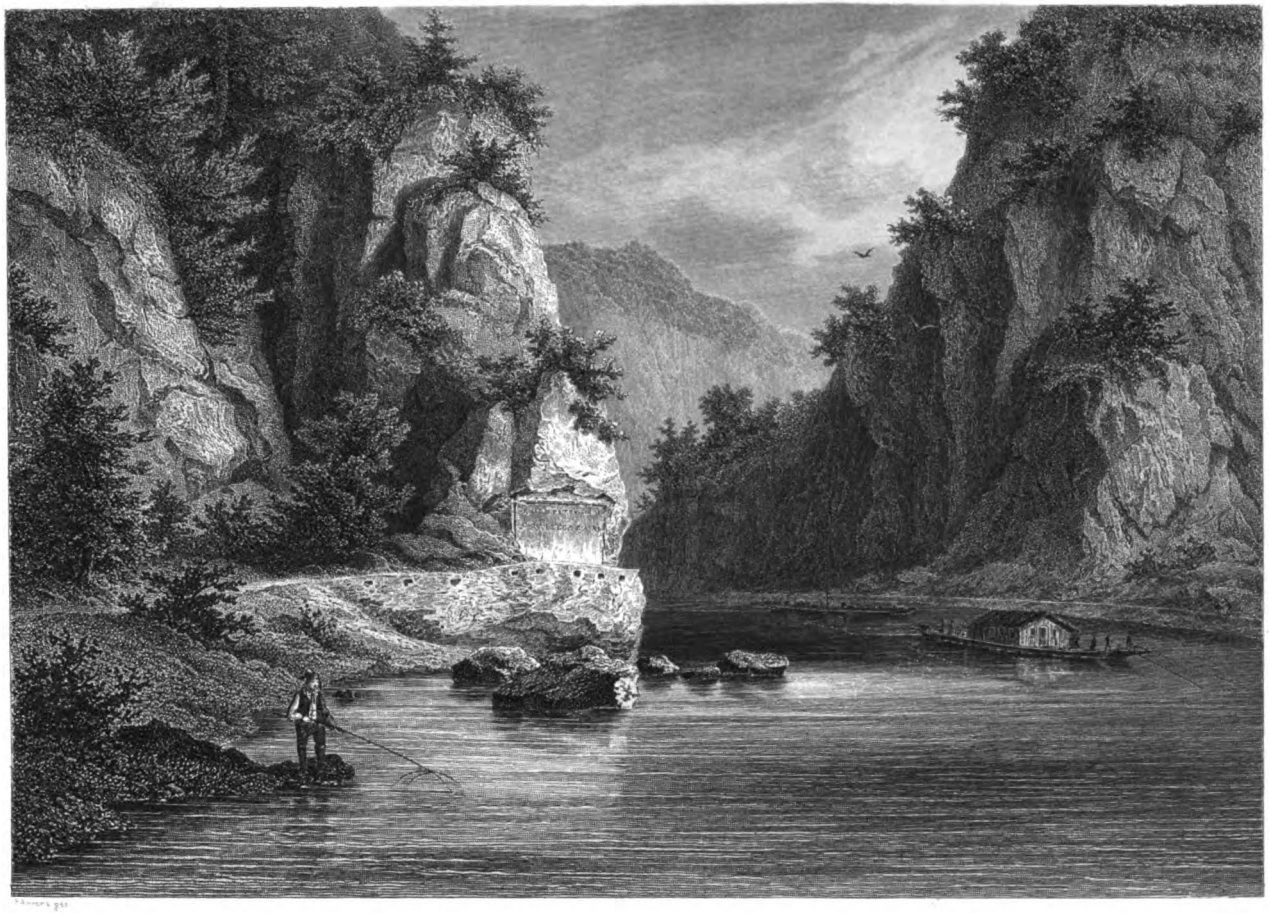
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

Ein Monument dieſer Art iſt die Trajanstafel unterhalb Dubova, i einem der wildeſten Punkte dieſer Felſenſtraße. Auch noch manche ndere Monumente und Baureſte in den unterdonauiſchen Gebieten erinnern i dieſen gewaltigen und guten Kaiſer, ſo der Trajanswall in der Do=udſcha und die Trajansbrücke in der Nähe des Eiſernen Thors. Denn r Kaiſer Trajan war es, der Dacien, welches etwa das öſtliche Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei, die weſtliche Moldau und die Bukowina um=ßte, von dem ſchon früher in eine römiſche Provinz verwandelten Möſien üdlich der Donau) aus eroberte und römiſche Kolonien dorthin verpflanzte.)er frühere Kaiſer Domitian, unter den unwürdigen Herrſchern Roms iner der unwürdigſten, hatte dem Barbarenkönige Decebalus Tribut be=hlt und damit den römiſchen Kolonien in Möſien vor den räuberiſchen linfällen der Dacier eine ohnehin zweifelhafte Sicherheit erkauft. Aber Trajan, in dem noch altrömiſcher Sinn lebte, war nicht der Mann dazu, in ſo unwürdiges Verhältniß zu dulden; er führte zwei Kriege gegen die Dacier, 101—106, beſiegte ſie im letztern Jahre gänzlich und verwandelte hre alte Hauptſtadt Sarmizegethuſa in eine römiſche Kolonie, die nun en Namen Ulpia Trajana erhielt. Doch nicht ſehr lange blieben die Landgebiete im Norden der Donau in den Händen der Römer; vor dem Andrange der Germanen, die den weltgeſchichtlichen Beruf hatten, den un=geheuern, in ſich morſch und faul gewordenen Koloß des römiſchen Reichs umzuſtürzen und neue Völkermiſchungen zu erzeugen, mußte Dacien ſchon im 3. Jahrhundert von den römiſchen Legionen und Koloniſten geräumt werden. Aber die Felſen der Stromſchlucht bei Dubova werden Trajans Namen und Ruhm noch ſpäteren Geſchlechtern verkünden.

H. M.

Genua.

Die alte herrliche Dogenſtadt Genua, dies oberitaliſche Neapel, die ſich amphitheatraliſch in einem Halbkreis längs der liguriſchen Küſte hin prachtvoll erhebende Meerſtadt, die ihre Bewohner mit Recht „La Superba“ nennen, die kühn am Bergrücken des Apennin in maleriſchem Durcheinander und Uebereinander emporſteigenden Palaſtgaſſen, bringen

Digitized by Google

beim ersten Blick auf den Beschauer den Eindruck jenes mächtigen Emporstrebens hervor, das einst die Republik Genua den sie gewaltig überragenden Gebirgszügen abgesehen zu haben scheint. Die schönste Ansicht der Stadt, namentlich zur Zeit der Abenddämmerung, hat man von der Villa Negri, dem Standpunkt unsers Zeichners, aus, von wo herab man Genua und in weitem, schimmernden Umkreis Gebirg und Meer überschaut. Von diesen rosenduftigen Terrassen aus schweift das Auge in trunkener Lust über die Stadt der Paläste, deren Architektur an Großartigkeit und gediegener Pracht nicht ihres Gleichen hat, über den Hafen mit seinem bewimpelten Mastenwald und über das weite in lichtem Grün, rosa, violett und azurn im Glanze der scheidenden Sonne traumhaft schimmernde Meer. Treten wir in die Stadt selbst ein, so verlieren wir uns freilich sehr bald in ein Gewirr von Gassen und Gäßchen, die oft treppenartig bergauf und bergab steigen und von denen nur die wenigsten für Wagen zugänglich sind. In der Enge dieser Straßen geht leider nur zu viel von dem Eindruck verloren, den die mächtige Architektur der Stadt mit ihrer wunderbaren Fülle von Marmorpalästen, Vorhallen, Säulenhöfen und Statuenschmuck hervorbringen müßte, wenn dies nicht Alles so sehr zusammengedrängt wäre.

Ein nicht geringeres Gedränge großartiger imponirender Erscheinungen bietet der Blick auf die Geschichte der alten ruhmreichen Stadt, die nicht nur im Mittelalter den Namen Italiens mit Glanz umgab, sondern auch auf die neueste Entwicklung des Königreichs Italien einen tiefgehenden Einfluß ausübte, die nicht nur des Columbus, sondern auch Mazzini's Wiege war.

Die Gründung Genua's verliert sich in das Nebelgrauen der Vorzeit. Ihre ersten Bewohner waren die streitbaren Ligurer, die erst zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege den Römern unterworfen wurden. Während der Stürme der Völkerwanderung kam Genua erst an die Longobarden, dann an die Franken, als aber das Reich Karls des Großen zerfiel, ward Genua frei und theilte bis zum elften Jahrhundert das Schicksal der in Freiheit schnell emporblühenden lombardischen Städte. Eine Hauptquelle des hohen Aufschwungs der genuesischen Republik war der beträchtliche Handel, den sie noch vor Venedig mit der Levante trieb. Mit ihrem zunehmenden Reichthume suchte sie sich, dem Gravitationsgesetz aller Staaten folgend, auch auf dem Festlande mehr und mehr auszudehnen, kam darüber aber zu Anfang des zwölften Jahrhunderts mit der Schwesterrepublik Pisa in Streit und führte mit ihr zweihundert Jahre hindurch blutige Kriege, die ihr Corsika und Elba einbrachten und die Zerstörung des nur wenige Stunden von Pisa entfernten Hafens dieses Staates herbeiführten. Im Jahre 1174 besaß die Republik Genua bereits Montferrat, Monaco, Nizza, Marseille und fast die ganze Küste der Provence. Heiße Kriege führte sie mit Venedig um die Herrschaft des Mittelländischen

Digitized by Google

Meeres, die erst 1381 durch den Frieden von Turin beendet wurden. Bis zum Jahre 1475 besaßen die Genuesen auch die Stadt Kaffa in der Krim, die bis auf den heutigen Tag die Trümmer der von ihnen angelegten mächtigen Bauten aufweist. Aber an der Blüthe der Republik begann der Hader zwischen Aristokraten und Demokraten zu nagen und Aufstand auf Aufstand im Innern bereitete langsam, aber sicher ihren Verfall vor. Der von 1339 an auf Lebenszeit gewählte Doge besaß zu geringe Macht, um der fortwährenden Bürgerzwietracht zu steuern und so kam es, daß Genua sich wiederholt fremder Herrschaft unterwarf. Mitten im Strudel beständiger Unruhen ward indeß die St. Georgsbank (Compera di San Giorgio) gegründet, die unter allen Kämpfen fortdauerte und lange Zeit ein Hort unerschöpflicher Finanzkraft war. Bis Andrea Doria 1528 die Unabhängigkeit Genua's wieder herstellte, hatte dies während der Kriege Karls V. und Franz I. bald unter spanischer, bald unter französischer Herrschaft gestanden. Doria, den Fiesko vergeblich zu stürzen trachtete, gründete eine aristokratische Verfassung, die bis zum Ende der Republik dauerte. Die beständigen Unruhen hatten Genua um alle seine auswärtigen Besitzungen gebracht. 1684 mußte sich der Doge sogar vor Ludwig XIV. in Versailles beugen und 1746 eroberten die Oesterreicher die alte Seerepublik, da sie sich im Erbfolgekriege ihren Gegnern angereiht hatte, doch dauerte die Freude dieses Besitzes nicht lange, indem ein Volksaufstand schon im nächsten Jahre die Kaiserlichen wieder aus der Golfstadt vertrieb. Als über Frankreich die Stürme der Revolution losbrachen, da sank auch die gebrechliche aristokratische Wirthschaft in Genua zusammen und dies erhielt am 6. Juni 1797 von Bonaparte eine neue Verfassung und den Namen einer ligurischen Republik. Ewig denkwürdig wird die Belagerung Genua's, die es 1799 unter Massena so heldenmüthig bestand, in den Annalen der europäischen Kriege bleiben. 1805 ward Genua Frankreich einverleibt und seine bereicherte Bank aufgehoben, 1814 aber besetzten es die Engländer und stellten seine frühere aristokratische Verfassung wieder her, der Wiener Kongreß aber vereinigte es unter dem Titel eines Herzogthums mit dem Königreich Sardinien.

Seit dieser Zeit gewinnt es erst an allgemeinerem Interesse, indem es fortan der Hauptsitz aller italienischen Bewegungsmänner und so zu sagen der Stapelplatz für die Idee italienischer Freiheit und Einheit wurde. Das Jahr 1821 sollte in dieser Beziehung für Italien und für Genua epochemachend werden. Die damalige Lage Italiens war überaus traurig. In Neapel tyrannisirten die Bourbonen, in Rom führte Pius VII. ein wüstes Gewaltregiment. In Toscana, Lucca und Modena herrschten Fürsten, denen Metternich als das α und ω der Regierungskunst den österreichischen Korporalstock anempfahl, die Lombardei und Venetien seufzten unter dem Druck einer antinationalen Regierung. Im Königreiche Piemont aber trieb der schwachsinnige Victor Emmanuel I. mit

Digitized by Google

schlimmen Räthen und Jesuiten sein Unwesen, und glaubte in seiner ungeheuern Beschränktheit, sein Volk glücklich zu machen, indem er ihm alle jene heilsamen Einrichtungen, welche die französische Herrschaft eingeführt, entzog und Alles wieder so herstellte, wie es im Mittelalter gewesen war. Der arme Mann glaubte, sein Volk würde sich die Lippen für ihn wund beten, während tausend Flüche ihn täglich laut und leise umschwirrten und seine väterliche Seele allen Dämonen der Hölle empfahlen.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen Italien an's Konspiriren dachte, um sich des Joches all der Tyrannen, die aus dem Garten Europa's ein großes Gefängniß machen wollten, zu entledigen. Die in den Abruzzen und den Bergen Kalabriens entstandene geheime Gesellschaft der Carbonari verbreitete sich mit reißender Schnelle über die ganze Apenninenhalbinsel und bald sollten ihre ersten Früchte zum Vorschein kommen. Durch Deutschland, Polen, Frankreich, Spanien und Portugal zog damals eine gemeinsame revolutionäre Strömung. Auf der Pyrenäenhalbinsel hatten die Liberalen gesiegt; Italien wollte nicht hinter ihnen zurückbleiben. Im Neapolitanischen erhob ein Häuflein Patrioten den Ruf: „Viva Dio, il Re e la Costituzione!", der General Pepe verlangte an der Spitze seiner Truppen in Avellino die Konstitution und der König Ferdinand beschwor sie am 13. Juli, um sich dann in Laibach gegen seine eigenen Unterthanen zu verschwören und die Oesterreicher zur Vollstreckung der Aufhebung der von ihm königlich beschworenen Verfassung einzuladen. In der Lombardei, Parma, Modena und der Romagna sah man gespannt auf Piemont, um seinem Beispiel zu folgen, und die piemontesischen Patrioten, die auf den mit ihnen verschworenen Prinzen von Carignano, den nachmaligen König Karl Albert, vertrauten, ließen nicht lange auf sich warten. Schon waren die Oesterreicher unter Frimont gegen Neapel in Anmarsch, da bemächtigten sich die Verschworenen (meist höhere Offiziere) an der Spitze von regulären Truppen der Citadelle von Alessandria und proklamirten die Konstitution. In Ivrea, Pinerolo, Carmagnola und Asti ward die Trikolore aufgepflanzt; Victor Emmanuel floh von Moncalieri nach Turin, auch dahin begleitete ihn die Revolution; er befahl dem General Ciravegna, gegen die Rebellen in Alessandria zu marschiren, erhielt aber zur Antwort: „Mein Blut gehört dem König, aber ehe ich das meiner Mitbürger vergieße, zerbreche ich meinen Degen." Da dankte Victor Emmanuel ab, ernannte Karl Albert zum Regenten und flüchtete nach Nizza. Eine Stunde später flatterte auf der Citadelle von Turin die Trikolore.

Karl Albert schwankte, ob er sich an die Spitze der Revolution stellen und sich mit ihrer Hülfe die ihm angebotene Königskrone von Italien aufsetzen solle. Aber die Ereignisse schritten rasch vorwärts, Oesterreich zeigte sich entschlossen, die italienischen Hoffnungen in Blut zu ersticken und Karl Albert verzweifelte an seinem Glück. Da er keine Konstitution

Digitized by Google

proklamirte, so ward das Volk mißtrauisch und erhob sich gegen ihn in Genua und Novara. Ein großer Entschluß hätte noch Alles ändern können, aber Karl Albert zog es vor, aus Turin zu fliehen und an der Sache des Volkes zum Verräther zu werden. Die Erhebung Piemonts wurde niedergeworfen und Genua füllte sich mit geflüchteten Rebellen, — denn diesen Ehrennamen bekommen jedesmal die Patrioten, wenn sie verrathen oder besiegt wurden.

Da, am 21. April 1821, wandelte ein zwölfjähriger Knabe mit seiner Mutter durch die Strada Nuova in Genua. Dieser Knabe sah mit Betrübniß die traurigen Mienen der vielen unheimlich aussehenden Männer, die jetzt ängstlich die Ankunft neuer Schiffe abwarteten, um nach Spanien zu gehen und dort im Kampfe um die Freiheit eines fremden Landes ihr eigenes Vaterland, das sie ausgestoßen, zu vergessen. Es näherte sich ein gebräunter, bärtiger Mann, mit energischen Gesichtszügen und einem Blick, in dem ein tiefer Schmerz brannte, breitete ein weißes Taschentuch aus, und flehte: „Pei proscritti d'Italia.“ Die Mutter des Knaben warf einige Münzen in das Tuch und der Verbannte ging weiter, um seine Bitte bei Anderen zu erneuern. In jenem Augenblick leuchtete in der Seele des Knaben, wie Enrico Montagio schreibt, die tiefe Sehnsucht auf, für Freiheit und Vaterland zu kämpfen. Jener Knabe war der im Jahre 1809 in Genua geborene Giuseppe Mazzini, der geistige Begründer der italienischen Einheit, über den eine politische Gegnerin, die berühmte Fürstin Belgiojoso, noch kürzlich urtheilte: „Die Schriften Mazzini's haben in hohem Grade dazu beigetragen, in der italienischen Jugend jenen Geist erhabener Hingebung, vollendeter Selbstverleugnung und heroischen Opfermuthes zu wecken, den nur tief edel angelegte Seelen einzuflößen vermögen. Keiner hat so viel und so wirksam gesprochen wie er, und seine Schriften und Thaten haben Italien zu dem gemacht, was es jetzt ist.“ —

Zehn Jahre später ging eines Tages ein junger Ingenieuroffizier mit mehreren anderen Offizieren durch die Hafenbefestigungen derselben Stadt und sprach sich freimüthig und laut über die Ereignisse in Frankreich aus. Es war der junge Graf Camillo di Cavour. Seine Reden wurden seinen Oberen hinterbracht und er nach Fort Bard in die Verbannung geschickt, er kam um seinen Abschied ein und erhielt ihn, worauf er wieder nach Genua, seinem Lieblingsaufenthalt, zurückkehrte. Damals schrieb ihm eine Freundin ihr Bedauern über die Ungnade, in die er bei Hof gefallen; Cavour erwiderte: „Ich danke Ihnen, Frau Marquise, für das Interesse, welches Sie an meiner Ungnade nehmen, aber glauben Sie mir, ich werde nichts desto weniger meinen Weg machen. Ich habe Ehrgeiz, ungeheuern Ehrgeiz, und wenn ich Minister sein werde, hoffe ich ihn zu rechtfertigen, da ich mich in meinen Träumen als Minister des einigen Italiens sehe.“ — Die Träume Cavours sollten in Erfüllung gehen. —

Digitized by Google

Er verließ sein Vaterland, um dieselbe Zeit, wo der mittlerweile verbannte Mazzini in Marseille den berühmten Geheimbund des „jungen Italiens" (Giovine Italia) gründete, der die geistige und materielle Wiedergeburt des italienischen Volkes vorbereitete.

In Karl Alberts Lande besaß damals Jeder die vollkommene Freiheit zu sein, was er wolle und könne, vorausgesetzt, daß es ihm nicht einfalle, Republikaner sein zu wollen. Die Lectüre des von Mazzini redigirten, heimlich in Italien eingeschmuggelten Journals: „La Giovine Italia" behielt sich Karl Albert ebenso zu eignem Gebrauch vor, wie seine herrliche Fasanerie zu Stupinigi. Gegen das Lesen jenes Blattes und das Wilddieben der Fasane bestanden gleich strenge Gesetze, da aber Gesetze nie vor ihrer Uebertretung schützen, kursirte das Giovine Italia so gut im Reich, als sich gewisse Gourmands regelmäßig an den Fasanen des Königs delektirten, nur mit dem Unterschied, daß die Turiner mehr nach den Fasanen, die Genuesen mehr nach den Artikeln Mazzini's trachteten.

Da bestieg Pius IX. den päpstlichen Stuhl und begann unter dem Jubel Italiens den Weg der Reformen freiwillig zu betreten. Er zündete, ohne es zu wollen, die Fackel der Revolution an. Sicilien stand auf; überall regte es sich; am 7. Februar 1848 langte eine Deputation aus dem stürmisch erregten Genua in Turin an, die vom Könige die Errichtung der Nationalgarde und die Vertreibung der Jesuiten verlangte, der Gemeinderath von Turin folgte diesem Beispiel und am 8. Februar erließ Karl Albert das Statut, am 23. März die berühmte Proklamation an die Lombarden und Venetianer, denen er zu Hülfe zog, um die schon einmal an ihm vorübergegangene Königskrone von Italien sich zu erobern. „L'Italia fara da se" war das Feldgeschrei der erwachten Nation geworden. Doch nach kurzem Siegeslächeln folgten sich die Niederlage von Custozza, der Waffenstillstand von Salasco und der traurige Tag von Novara. Vergebens suchte Karl Albert den Tod. Mit gebrochenem Herzen betrat er den Weg freiwilliger Verbannung. Da, im Moment, wo die Sache Italiens durch die Monarchie verloren schien, stand Genua auf, um sie wo möglich durch die Republick zu retten. Es bildete sich eine provisorische Regierung, die den äußersten Widerstand organisirte und die lombardische Legion in ihre Mauern aufnahm; Reta, Avezzana und Morchio stellten sich an die Spitze der Aufständischen, nöthigten den Militärkommandanten, die Stadt zu räumen und bemächtigten sich nach einem blutigen Kampfe mit den königlichen Carabinieri der Darsena. Der Bürgerkrieg erhob sein Haupt und der vor Vergießung von Bürgerblut niemals zurückbebende General Alfonso Lamarmora ward mit seiner Division, der einzigen, die gegen die Oesterreicher nicht im Kampfe gewesen war, beordert, die Republikaner in der Hauptstadt Liguriens zu bekämpfen. Der General marschirte durch jene Berge, die er vor wenigen Tagen erst auf dem Marsch gegen die Oesterreicher durchmessen, und unterwarf nach zweitägigem heftigen Kampfe Genua.

Digitized by Google

Ein Glück für Italien war es, daß Victor Emmanuel II. nicht das gleichzeitige Beispiel der übrigen Fürsten Europa's nachahmte und „den Verhältnissen Rechnung tragend" die Verfassung Piemonts aufhob oder illusorisch machte. Vielmehr gelang es Cavour, die Wunden, die der unglückliche Krieg geschlagen, zu heilen und in ganz Italien „moralische Eroberungen" zu machen. Durch seine kluge Berechnung wehte die italienische Trikolore siegreich auf den Mauern Sebastopols, durch ihn wurde der italienische Schmerzensschrei auf dem pariser Kongreß 1856 zur brennenden Weltfrage angefacht; durch ihn ward das französisch-italienische Bündniß und die Reihe von Siegen vorbereitet, die in ganz Europa der Reaktion einen so empfindlichen Stoß versetzt.

Aber Nizza und Savoyen bezahlten leider die französische Hülfe, die sich gebrüstet hatte, für die Idee zu kämpfen; wieder schien es, als ob Italien nur den Namen seines Herrn gewechselt; — da faßte Mazzini den kühnen Entschluß, in Sicilien den Aufstand gegen die Bourbonen zu organisiren, damit ein nationaler Kampf die nationale Einigung herbeiführe.

Mazzini kam selbst, obwohl das Todesurtheil noch über ihm schwebte, heimlich nach Genua, wo er, nachdem in Palermo die Campana della Gancio zu früh ertönt, mit Garibaldi zusammentraf und ihn zur Unternehmung seines kühnen Argonautenzuges nach Marsala bestimmte. Das Gerücht von den Vorbereitungen zu dieser Expedition drang bald nach Turin. Der König war anfänglich unschlüssig, ob er sich dem tollkühnen Unternehmen widersetzen solle, allein Cavour brachte ihm die Ueberzeugung bei, daß es für ihn nur vortheilhaft ausfallen könne, denn entweder werde Garibaldi, der furchtbare Hausdämon Italiens, und mit ihm die unruhigsten Köpfe der ganzen Monarchie, zu Grunde gehen, und dann sei ja die italienische Regierung für immer der zuweilen recht fatalen Pression der Ultraliberalen ledig, oder — und dies sei bei der Lage Neapels gar nicht unmöglich, — der gewaltige Sohn des Volkes siegte und setze damit dem Könige eine Doppelkrone auf. Daß Garibaldi durch seinen eventuellen Sieg nicht übermüthig werden und daß nicht mazzinistische Velleïtäten dann in ihm erwachen möchten, glaubte Cavour mit Recht nicht besorgen zu müssen. Auf diese Verwendung hin hatte Victor Emmanuel II. gegen die Ausführung des Zuges Garibaldi's nichts mehr einzuwenden.

In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai 1860, es war eine herrliche italienische Frühlingsnacht, sammelte sich das kleine kaum tausend Mann betragende Heer bei Quarto, einem kleinen Dorfe an der ligurischen Ostküste, nur wenige Miglien von Genua entfernt. Garibald's Plan war vollkommen geglückt. Birio und Castiglio, zwei seiner kühnsten Offiziere, hatten sich mit einem Häuflein entschlossener Freiwilliger in den Hafen von Genua begeben und sich da der beiden der Gesellschaft Rabattino angehörenden Dampfer bemächtigt, die sich jetzt dem Gestade von Quarto näherten, um die Waffengenossen aufzunehmen. Um vier Uhr früh war

Digitized by Google

die Einschiffung beendet und die beiden Dampfer steuerten mit ihren neuen Argonauten lustig ungekannten Gestaden und der Zukunft Italiens zu.

Nach der Abfahrt Garibaldi's ging in Genua erst recht ein kriegerisches, bewegtes Leben und Treiben an, denn es wurde fortwährend für den nöthigen Nachschub und neue Expeditionen geworben. Aus allen Häusern und Palästen hing die Trikolore, überall klangen kriegerische Nationallieder und überall begegnete man rothen Blousen, der Uniform, welche die italienische Jugend anlegte, um für die theuere madre patria zu bluten. Welch namenloser Jubel tönte in Genua wieder, als die Nachricht von der Landung in Marsala, der Schlacht bei Calatafimi, der Einnahme von Palermo eintraf! Nun wollte Keiner mehr zurückbleiben, wer Jugendkraft und Liebe zur Freiheit in sich spürte. Selbst von Deutschland, Ungarn, Frankreich und anderwärts eilten feurige junge Männer herbei, um ihr Eisen im heiligen Kampf für die italienische Unabhängigkeit zu erproben, um es dann einst um so gewuchtiger für Freiheit und Recht in der Heimath schwingen zu können. Garibaldi drang, wie bekannt, siegreich bis Capua vor, und der dies schreibt, war so glücklich, einem Theil seiner Siegeslaufbahn zu folgen.

Es war eine herrliche Zeit, das Morgenroth der Freiheit lachte mit Zauberschein in alle jungen Herzen, und wie Sirenengesang lockte uns der Ruf: „Viva l'Italia, viva la libertà, viva Garibaldi" in den Todeskampf. Garibaldi und sein sieggewohntes Heer wollten Capua in Sturm nehmen, aber da traf ein Gebot Victor Emmanuels den großen Nizzarden: Capua nicht eher anzugreifen, bis er mit der piemontesischen Armee eintreffen werde. Garibaldi gehorchte; er ahnte nicht, daß ein Italiener später im Parlament den Hohn gegen ihn schleudern würde, daß die piemontesische Armee die Garibaldianer vor Capua vor dem Untergang gerettet habe. Doch, das ist die bekannte Dankbarkeit der Könige, die Garibaldi bald darauf auf dem Hügel von Aspromonte noch näher kennen lernen sollte!

Wie sich das Schicksal Italiens nun wenden wird? Der mächtige Wille eines einigen, großen Volkes, das eine lebendige todesmuthige Jugend besitzt, wird darauf Antwort geben, das ist mein Glaube. Cavour sah im Sterben die Trikolore auf dem Kapitole wehen, Mazzini, der große Sohn Genua's, arbeitet rastlos auf Erfüllung dieses Traums, Garibaldi, der Leu Italiens, lebt noch. Einst wird kommen der Tag, wo die schweren Vierundachtzigpfünder in den Hafenwerken von Genua den Endsieg der italienischen Einheit und Freiheit mit donnernder Stimme verkünden werden. Das walte Gott! —

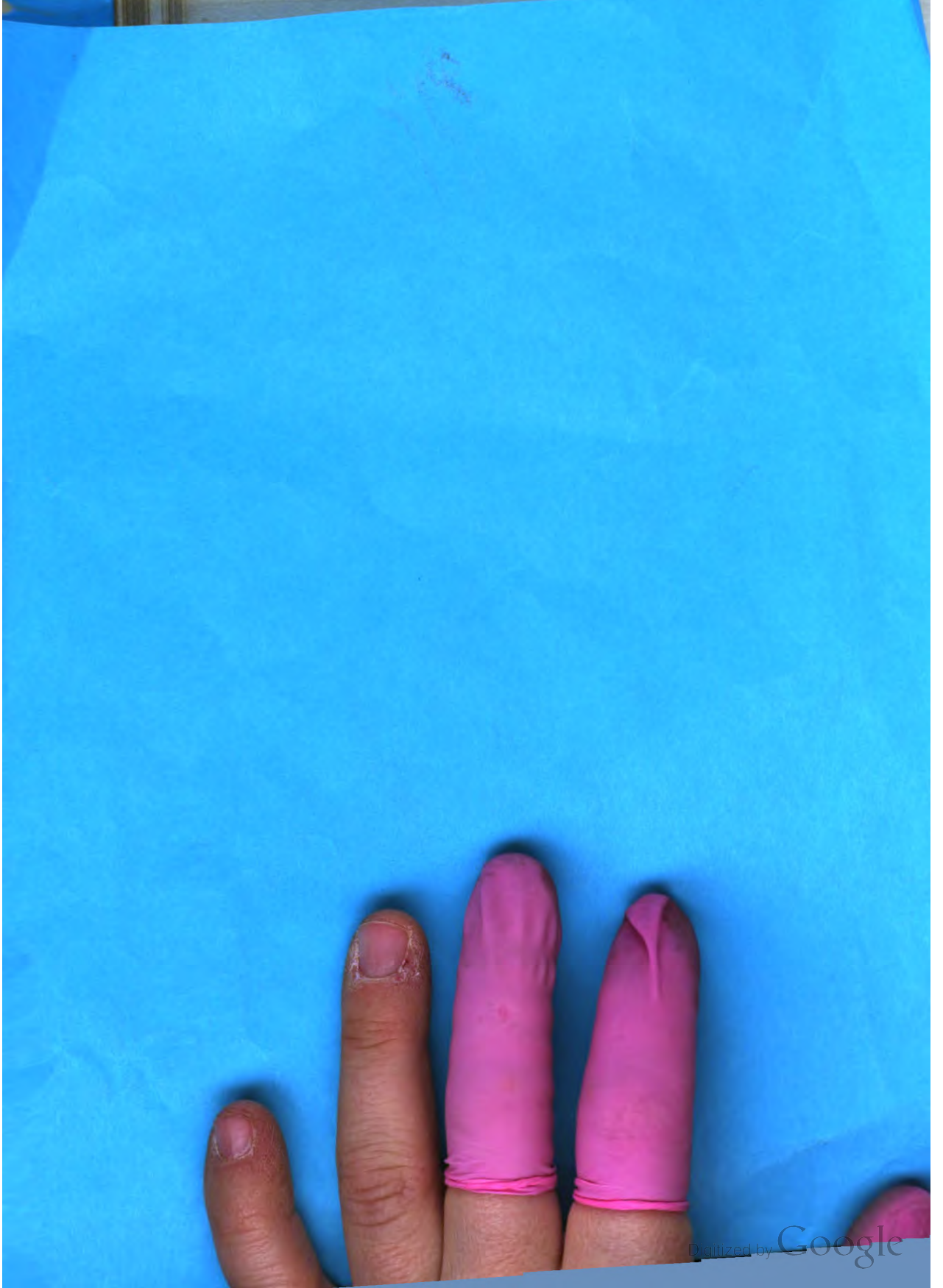
Eduard Rüffer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google

Chartum.

Die Geschichte des Sudahn beginnt erst in unseren Zeiten; alles Vorhergeschehene ist durch das Blut von Tausenden der Habgier und Rache Geopferter ausgewischt worden. Nur die Ueberlieferung zieht sich noch wie ein goldener Faden durch dieses trübe Blutmeer hindurch und gibt Kunde von den glücklicheren Tagen unter der Herrschaft der eingeborenen Könige aus dem Stamme der Fungi; sie berichtet von jenen Zeiten, wo auf der Insel Argo in Nubien noch tausend Schöpfräder kreisten, wo dort noch ein eigener König Gericht hielt, wo das Volk der Scheikïe und das der Berber und Halfai, wo die Eingeborenen von Sennaar, Rosseeves und Fassokl noch ihre Häuptlinge wählten und sie mit der königlichen Würde bekleideten, wo Kordofahn noch unter dem milden Scepter Darel-Fuhrs stand; sie erzählt von schwarzen Frauen, die einst schwere goldene Ringe in Nasen und Ohren, an Händen und Füßen trugen; sie gibt Kunde von einer Vergangenheit, in welcher auch der dunkle Mensch in seiner Heimath sich seines Lebens freuen durfte.

Dies ist anders geworden. Ostsudahn wird jetzt von der Türkei beherrscht und ist, wie man frech genug zu sagen wagt, der „Civilisation" zugänglich geworden. Die Erinnerung an die alten Tage des Glückes dunkelt nur noch im Gedächtniß Weniger; seit dem Jahre 1820 aber lebt die Geschichte in Aller Munde.

Auf jene Jahre müssen wir einen Blick werfen, ehe wir uns mit den schwarzen Bewohnern des Sudahn und ihrer Hauptstadt bekannt machen. Mohammed-Ali's Herrschaft in Egypten schien mit der Niedermetzelung der Mamelucken erst neu gegründet, aber auch gesichert zu sein. Vollkommene Ruhe gab es jedoch noch nicht im Lande; es erhob sich vielmehr ein Kampf des Muthes, der Rache und Verzweiflung gegen unverhältnißmäßige Uebermacht, schändlichen Verrath und gemeine Treulosigkeit. Die Häuptlinge der Mamelucken waren gefallen, meuchlings gemordet, unbesiegt; aber noch lebte ihre tapfere Kriegerschaar. Aus ihrer Mitte wählte sich diese neue Führer, und, zu schwach, den siegreichen Heeren des Emporkömmlings zu widerstehen, zogen sich die Krieger nach Nubien zurück in der Absicht, dort ein neues von ihnen beherrschtes Reich zu gründen. Mohammed-Ali's Truppen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Ibrihm, Saïs

Digitized by Google

und andere Festungen der Mamelucken wurden belagert und erobert, obgleich die Belagerten den Siegern nur ihre Leichen überließen. Weiter und weiter zogen die Verfolgten sich zurück nach dem Innern Afrika's, und das siegreiche Vordringen der Türken und Egypter führte diese zur Eroberung von Ländern, nach deren Besitz der egyptische Bonaparte früher nie gestrebt hatte. Aber dieses Vordringen wurde auch die Quelle namenlosen Elendes für mehrere Völkerschaften, welche sich bis dahin ihrer Freiheit und des damit verbundenen Glückes zu erfreuen gehabt hatten.

Bis zum letzten Augenblicke hatten die Mamelucken für ihre Unabhängigkeit gekämpft und die Nubier, in deren Land sie geflüchtet waren, mit in diese Kämpfe verwickelt, ohne daß dieselben wußten, wie sie zum Kriege kamen. Sie mußten sich mit den Fremdlingen verbünden; denn deren Feind drohte auch ihnen. Aber der neue Bund brachte ihnen keinen Segen. Weiter und weiter drangen die egyptischen Truppen vor. Von den schwächlichen Barabra konnten sie nicht aufgehalten werden: der Adel Nubiens, die tapferen, sieggewohnten und siegesstolzen Scheikie mußten sich dem heranwogenden Heere entgegenwerfen.

Auch sie, die immer Siegenden, sollten besiegt werden. „Blutfeld" heißt noch heute die Ebene beim Dorfe Korti, wo die braunen Männer (1820) gegen die Fremdlinge stritten, und lebendig noch denken die Nachkommen des Unglücks ihrer Väter. Ein tapferes und heldenmüthiges, aber ungeregeltes, nur mit Schwert und Lanze bewaffnetes Kriegervolk trat einem Heere gegenüber, dessen Waffe das jenen noch unbekannte Feuergewehr war.

Mit ihren Kindern waren die Frauen den Männern nachgezogen in die Schlacht, um sie durch gellenden Schlachtruf zum Kampfe anzufeuern oder im frommen Gebet den Sieg für sie zu erflehen; auf ihren Armen hoben sie die Kinder empor, sinnbildlich andeutend, daß die Schlacht gekämpft werde für Haus und Herd, für Weib und Familie.

Der Kampf begann. Tod und Verderben schleuderten die Geschütze der Egypter in die tapferen Reihen der Nubier, furchtbar dröhnte der Donner; eine jener Schreckensscenen wiederholte sich, wie sie ungebildete, halbwilde Völker schon oft erlebt: die armen Nubier mußten zum ersten Male die furchtbare Gewalt des Feuergewehrs erfahren. Wohl erreichten die Tapferen die Geschütze, wohl hieben sie die Mannschaft zusammen und richteten dann ihre Schwertstreiche auf die metallenen Rohre, weil sie in den Geschützen belebte Wesen, todbrohende Ungeheuer zu sehen vermeinten, wohl stritten sie mit einem Muthe, welcher der Freiheit würdig gewesen wäre: — nicht die ruhmvollste Tapferkeit, sondern die Uebermacht der Waffen entschied den Sieg. Von namenlosem Entsetzen erfaßt, rottenweise niedergeworfen durch die eisernen und bleiernen Todesboten, ergriffen die braunen Männer die Flucht.

Digitized by Google

Das Wehegeschrei der Frauen übertönte das Kampfgebrüll; Verzweiflung erfaßte auch sie; aber ihr stolzes Herz beugte sich nicht vor dem tückischen Ueberwinder. Krampfhaft drückten sie das Theuerste, was ihnen geblieben, ihre Kinder, an's Herz, und zu Hunderten stürzten sie sich in die Wogen des Stromes, ruhmvollen Tod schmachvoller Knechtschaft vorziehend.

Den Uebrigbleibenden war die Flucht verwehrt. Zur rechten und linken Seite des Flusses starrte ihnen öde und dürre Wüste entgegen, die ihnen keinen Zufluchtsort bot: sie hätte ihnen den Tod gebracht, vor dem sie sich flüchten gewollt; sie wären verschmachtet in der Oede, wenn sie ihr Vaterland verlassen hätten. Deshalb blieben sie an der Stätte ihrer Kindheit, und die stolzen Freien beugten den Nacken unter das Joch der Unterdrücker.

Nunmehr war die Unterjochung eine vollendete Thatsache. Ganze Völker hörten auf Völker zu sein. Ueber die fruchtbaren Felder jagte der Gluthwind der Wüste seinen vernichtenden Flugsand; die Häuser der Gemordeten verfielen, die Städte verödeten: und auf den Trümmerhaufen des früheren Wohlstandes erwuchs ein sklavisches Geschlecht. Unaufhaltsam drang der Eroberer weiter; der frühere Vernichtungskrieg war zu einem Raubzuge geworden. Es galt nicht mehr, Völker zu bekriegen: es galt nur noch, sie zu bestehlen. Gold und Sklaven, Elfenbein und Straußenfedern waren es, welche lockten; mit solcher Münze bezahlte man den Krieger. Die Königreiche Halfai und Sennaar waren bald unterjocht und noch schneller ausgeplündert; weiter im Süden winkte die Goldernte. Aber es war für jetzt nicht rathsam, auch bis dahin vorzudringen. Man mußte den Truppen, welche ohnehin schon zu weit von ihrer Heimath entfernt waren, einen festen Punkt errichten. Die Wahl desselben war äußerst glücklich.

Da, wo der muntere Gebirgsstrom, der Bahhr el Asrakh, seine trägen Fluthen mit den trüben Wassern des weißen Flusses vermischt, lag ein kleines Dorf: Chartum. Aus ihm ist die Hauptstadt der Königreiche des Sudahn hervorgegangen. Im Jahre 1823 erbaute man die ersten Strohhütten für die Soldaten oberhalb des eigentlichen Dorfes und wegen des guten Trinkwassers dicht am Ufer des blauen Flusses. Häufige Brände, welche den größten Theil der Strohhütten mehrmals in Asche legten, zwangen zum Baue von Lehmgebäuden. Man errichtete eine Wohnung für den Befehlshaber der Truppen und zahlreiche Gefängnisse zur Bändigung der noch widerspenstigen Eingeborenen. Dann gründete man eine Moschee und endlich eine Kaufhalle in der Nähe des Gotteshauses. Um diese Gebäude herum hat sich das heutige Chartum aufgebaut.

Seine außerordentlich günstige Lage am Vereinigungspunkte zweier Weltstraßen hat der Stadt einen gewissen Wohlstand verliehen. Seitdem die nunmehr zu Sklaven gewordenen Sudahnesen faule Ruhe den früheren

Digitized by Google

Kämpfen vorziehen, hat der Handel die ihm nöthige Sicherheit erhalten können und in Chartum sich einen Mittelpunkt geschaffen, von welchem aus ungeheure Strecken durchzogen und im Sinne des Kaufmanns beherrscht werden.

Chartum beweist durch seine heutige Gestalt noch deutlich, daß die Willkür einzelner seiner Einwohner die Straßen und Häuser schuf, und daß der ordnende Sinn, welcher die Anlage einer neuen Stadt gesitteter Völker kennzeichnet, im Sudahn gänzlich fehlt. Von einer Regelmäßigkeit der Anlage ist keine Rede. Zwar münden mehrere Straßen auf dem Vereinigungspunkte des Gesammtlebens, dem Basar, aus, allein sie sind nur deshalb zu Hauptstraßen geworden, weil andere fehlen. Dieselben verzweigen sich in so viele Gäßchen und Winkel, daß man deutlich sieht, wie nur der Zufall ihnen eine Bestimmung gegeben hat. Die Stadt wächst noch ziemlich bedeutend, aber immer in derselben Weise.

Wenn man sich Chartum vom weißen Flusse aus nähert, nimmt es sich nicht eben vortheilhaft aus. Während der trockenen Jahreszeit und dem durch sie bedingten niederen Wasserstand der Ströme kann man sich zu Schiffe nur auf dem blauen Flusse der Stadt nähern. Bei weitem der größere Theil der Ankommenden aber langt anstatt auf einem Boot im Strome auf dem Rücken des Wüstenschiffes an und endet seine eigentliche Reise dann gewöhnlich am linken Ufer des weißen Flusses, von welchem aus er sich und sein Gepäck erst überschiffen lassen muß. Der letztgenannte Strom bespült nur während seines höchsten Standes einen Damm, welchen man zum Schutze gegen seine Fluthen gezogen hat; während der eigentlichen Reisezeit ist er eine gute sechstel Meile von der Stadt entfernt, und in seinem früher schlammigen Bette erhebt jetzt die Durrah ihre hohen rohrartigen Halme. Durch diese Felder zieht man auf staubigem Wege dahin und gelangt nun auf eine öde, schmutzige und staubige Ebene, aus welcher die graue Stadt sich emporhebt. Die Umschau gewährt hier ein sehr trauriges Bild. Nur die frischen Gärten am unteren Ende der Stadt und hart an dem Ufer des blauen Stromes erfrischen das Auge. Nach dem Innern des Landes zu schweift der Blick über eine dürftige Steppe mit spärlichem Baumwuchs; nach Süden hin gewahrt man einige wegen der sie umstehenden Mimosen freundlich erscheinende Dörfchen; sonst sieht man blos Sand und den Spiegel des Flusses: denn die Wälder, welche früher bis nach unten reichten, sind bereits niedergeschlagen. Die Stadt Chartum selbst erscheint als eine einförmig graue Häusermasse ohne jede Abwechselung, über welche sich kaum ein Minaret erhebt. Neuerdings haben der Pascha und einige Europäer größere Wohnungen errichtet; aber auch diese sind verhältnißmäßig dürftig und arm zu nennen, falls man nicht den innerafrikanischen Maßstab anlegen will.

Ungleich freundlicher sieht die Stadt vom rechten Ufer des blauen Flusses aus, und diese Stelle ist es denn auch, welche unser Zeichner sich

Digitized by Google

zu seinem Standpunkte erwählte. Dann blickt man zunächst auf den Strom mit seinen Barken, deren Menge von Jahr zu Jahr wächst, sieht auf die Gärten und zwischen die Häuser, welche um so malerischer erscheinen, je baufälliger sie sind.

Mit Ausnahme der Amtswohnung des Statthalters und einiger wenigen anderen Gebäude sind alle Häuser Chartums sogenannte Tankha, d. h. einstöckige, aus Lehmmauern bestehende Konstruktionen mit plattem Dache. Jede größere Wohnung bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze, zumal, wenn sie einem Türken, Kopten oder Araber gehört, welchem die Sitte gebietet, den weiblichen Theil seiner Hausgenossen vor Aller Augen zu verbergen. Die Wohnungen der Vornehmen sind selbstverständlich höher und größer, als die der gemeinen Leute, haben auch eine ziemlich große Anzahl von sogenannten Zimmern, besitzen Ställe und andere Räume, unterscheiden sich aber in der Bauart wenig oder nicht von den Erdhütten, in denen die Aermsten hausen.

Der Fremde oder Reisende, welcher nach Chartum kommt, ist froh, wenn er unter den Tankhas eine findet, die wenigstens nicht alle Nachtheile solcher Wohnungen besitzt. Selbstverständlich bekommt der Neuangekommene allemal die schlechteste Wohnung, weil die besseren bereits in den Besitz der Kundigeren übergegangen sind. Der Hausherr bietet seinem Abmiether Nichts, als die vier nackten Wände und etwa eine Bank; alles Uebrige muß der Miether schaffen, und wenn dieser nun ein unpraktischer Gesell ist und nicht schon in Egypten sich für solche Fälle vorbereitet hat, kommt er oft recht schlecht weg oder muß theures Geld zahlen, um die unwohnliche Behausung sich wohnlich zu gestalten.

Die erste Arbeit, welche der neue Miethsmann zu übernehmen hat, besteht darin, sein Haus von dem inwohnenden Ungeziefer zu säubern. Alle dunkeln Orte beherbergen zumal während der Regenzeit Hornissen, große Spinnen, Skorpionen, Eidechsen, namentlich Geko's und sehr häufig auch Vipern. Auf der Reise bis Chartum hat man sich schon so an dergleichen Gewürm gewöhnt, daß man niemals die nöthigen Vorsichtsmaßregeln vergißt; allein es ist doch unangenehm, sich in solcher Gesellschaft zu wissen, und man untersucht und säubert deshalb jedes neue Haus mit großer Sorgfalt.

Die Häuser haben noch andere Mängel. Man bewohnt Chartum gezwungen eigentlich nur während der Regenzeit; die übrige Zeit des Jahres lebt man so viel als möglich außerhalb der Stadt, in der Strohhütte eines benachbarten Dorfes, im Zelte, auf Reisen. Die Regenzeit vereinigt die Menschen, wie unser Winter, obgleich sie den Frühling über das Land bringt. Chartum hat während ihr stets bedeutend mehr Einwohner, wenigstens Weiße, als sonst.

Die Sudahnesen sind ein Gemisch sehr verschiedener Völkerschaften. Sie bilden gewissermaßen ein Uebergangsglied von den dunkeln Aethiopiern

Digitized by Google

zu den eigentlichen Negern, und wirklich sind sie als eine Mischlingsrace zwischen beiden zu betrachten. Mehrere dunkelfarbige Araberstämme, welche von der jenseitigen Küste des rothen Meeres herübergekommen sein mögen, haben ebenfalls Antheil an diesem Volke gehabt und ihm vor allem die Sprache verliehen. Außer den Weißen, zu denen wir die Türken, Griechen und übrigen Europäer, die Juden und Egypter zu rechnen haben, finden wir in Chartum ansässig: die eigentlichen Landeseingebornen, oder Nachkommen der alten Fungi, Araber und Aethiopier, sodann Nubier, Abyssinier, sowohl Tigrisch, als Amharisch redend, Gallas und die Vertreter oder bezüglich Nachkommen von vier oder fünf Negervölkern, als z. B.: Dahrfuhri, Schilluk, Tinkha, Takhale, Fassokle und andere. In ihren Sitten und Gebräuchen ähneln sich diese Leute fast sämmtlich und auch hinsichtlich des Leibesbaues und der Gesichtsbildung sind sie sich ziemlich gleich, mit alleiniger Ausnahme der Neger, welche noch durchaus ihr eigenthümliches Gepräge bewahrt haben.

Alle Sudahnesen sind durchgehends wohlgebaute Menschen. Sie sind mittelhoch oder groß, kräftig und im Stande, bedeutende Leibesanstrengungen zu ertragen. Die Männer sind, mit Ausnahme der Hassanïe, schöner, als die Frauen; letztere gelten in vielen Städten, z. B. gerade in Chartum, als häßlich, — der Europäer würde sie abschreckend häßlich nennen. Ihr Schädel zeigt noch nicht das Gepräge des Negerschädels; er ist noch rund, die Stirne hoch, die Nase noch ziemlich vorstehend, die Lippe wenig aufgeworfen, der Backenknochen nicht besonders vortretend. Ihr Leib hat weder die unförmliche Breite einiger Negerstämme, noch die grauenvolle Hagerkeit anderer; ihre Glieder sind kräftig und voll, Hände und Füße verhältnißmäßig klein, bei den Frauen sogar äußerst zierlich. Die Färbung der Haut ist ein dunkleres oder helleres Braun, vom Lichtbronzebraun an bis zum dunkelsten Chokoladenbraun, ja selbst bis zum Schwarz der Neger; die Haut ist sammtig und namentlich bei Frauen von einer überraschenden Weiche und einem ganz eigenthümlichen Glanz, welcher durch die wiederholten Einreibungen mit Fett noch besonders erhöht wird.

Charakter und Sitten der Sudahnesen haben seit der Unterjochung des Landes viel von ihrem eigenthümlichen Gepräge verloren; vollständig umgewandelt aber sind sie deshalb noch nicht. Der Charakter der Sudahnesen unserer Tage ist der aller halbwilden, aber doch durch eine für ihre Umstände ganz vortreffliche Glaubenslehre schon einigermaßen veredelten Völkerschaften. Im Grunde genommen sind sie kerngute Menschen, gastlich und zuvorkommend gegen den Fremden und bei all ihrer Armuth immer bereit, einen Dürftigen zu beschenken oder einen Hungrigen zu erquicken; sie sind ehrlich, halten ein gegebenes Wort, bewahren ein ihnen anvertrautes Pfand besser als ihr Eigenthum, achten ihre Eltern und lieben ihre Kinder, ehren jede Meinung und lassen den Fremden glauben, reden und handeln, was und wie er will. Sie sind nicht tückisch, nicht

Digitized by Google

hinterlistig, aber — und das ist die Kehrseite ihres Wesens — die Sudahnesen lügen, betrügen und stehlen, wo sie nur können; sie sind sinnlichen Genüssen ergeben, faul, leichtsinnig, arbeitsscheu, liederlich; sie sind heftig, leicht reizbar: kurz, sie vereinigen die sonderbarsten Gegensätze in sich. Genügsam, wie wenig andere Menschen, sind sie wiederum sehr ausschweifend, treu in der einen Hinsicht, sind sie untreu in einer andern. Wollten wir sie nach unseren Ansichten beurtheilen, wir müßten sie für sittlich sehr tiefstehende Menschen erklären.

Aber wir thäten Unrecht, wenn wir sie für sittenlos hielten. Die Sudahnesen thun das Gute, weil sie von ihren Vorfahren her gewohnt sind, es zu thun und üben das Böse, ohne eigentlich zu wissen, daß es böse ist. Ihre Begriffe von gut und böse sind ganz andere, als die unsrigen. Sie entschuldigen nicht nur einen Betrug, einen Diebstahl, einen Mord, sondern sie halten ihn sogar für eine des Mannes würdige That. Jemanden zu belügen oder zu betrügen, erscheint ihnen ein Sieg der geistigen Ueberlegenheit über die Beschränktheit des Andern, ein Mord Nichts, als die Befriedigung ihrer Rache oder unter Umständen auch eines Bedürfnisses. Vor der türkischen Herrschaft war die Blutrache unter ihnen üblich, und Mord und Todtschlag kamen alle Tage vor. Die Betheiligten fochten ihre Streitigkeiten unter sich selbst aus; ihre Könige bekümmerten sich wenig oder nicht um die Fehden ihrer Unterthanen. Erst unter der türkischen Herrschaft haben sie erkennen gelernt, daß Mord und Todtschlag verschiedene Dinge sind. Der Sudahnese hielt früher den Tod seines Feindes entweder für eine gerechte, wohlverdiente Strafe, oder aber für eine mit dem Raube bedingte Nothwendigkeit, welche er leicht entschuldigen zu können glaubte. Himmel und Hölle haben unseren Leuten nie den Kummer gemacht, wie uns, und eigentliche Reue über ein Verbrechen kommt bei ihnen kaum oder nicht vor. Mohammedaner dem Namen nach, kennen sie kaum die Gesetze des Islam, und glauben genug zu thun, wenn sie einigen Formeln genügen, — ganz so, wie unsere Mucker auch thun, nur mit dem großen Unterschiede, daß diese die Bedeutung ihres Glaubens vollständig erkannt und verstanden haben.

Die schlechten Eigenschaften der Sudahnesen sind zumeist auf Rechnung ihrer Heimath, auf die Einwirkung ihres Klima's zu setzen. Daß der braune Mann faul ist, liegt in seinen Verhältnissen: er arbeitet nur, wenn er muß. Aber er braucht so wenig und sein Vaterland ist so gesegnet mit Fruchtbarkeit und Erzeugungskraft, daß er das Wenige ohne Mühe erringt. Der Sudahnese ist liederlich, weil sein Besitzthum niemals so groß ist, daß der Verlust desselben ihn unglücklich machen könnte, weil es ihm ohne besondere Mühe rasch wieder gelingt, sich ein neues Besitzthum zu erwerben. Er ist sinnlich, weil das Klima, die Pracht der Tropen alle seine Sinne erregt; er ist ausschweifend, weil er dem augenblick-

Digitized by Google

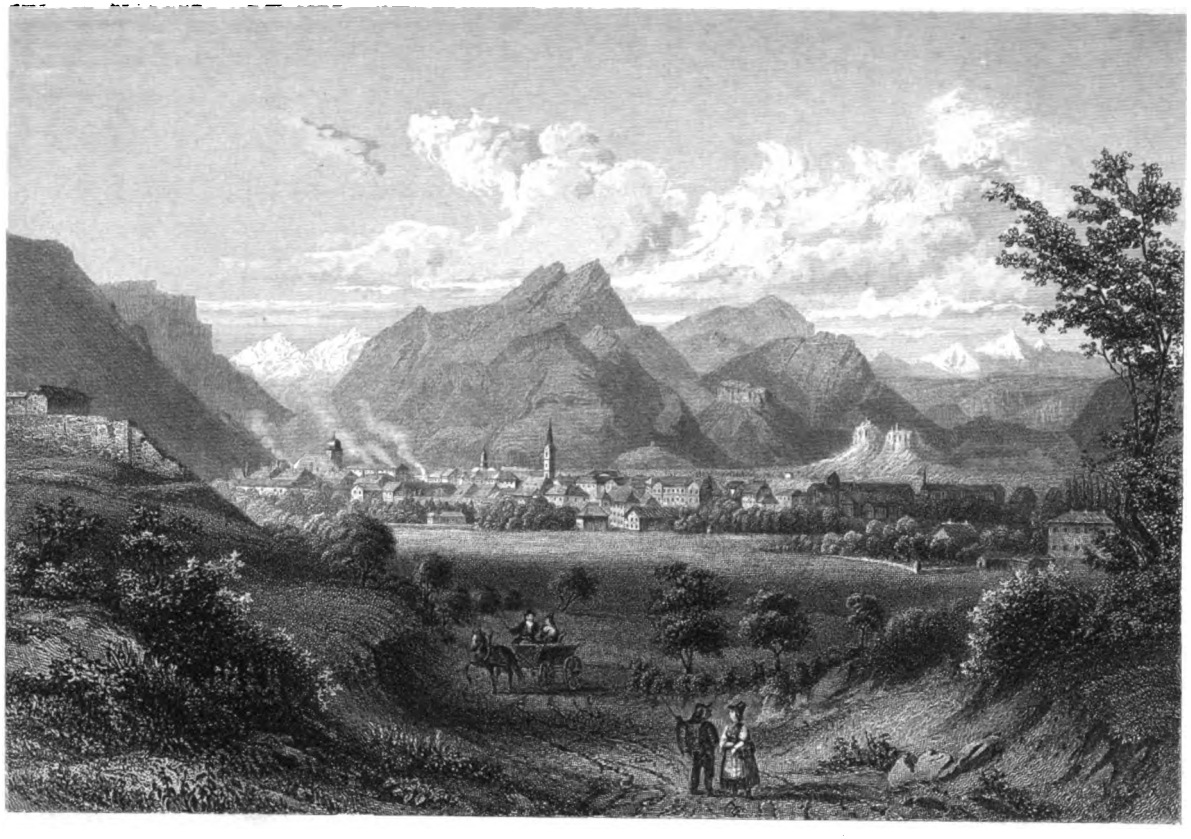
lichen Genuß fröhnt, ohne schlimme Folgen desselben für möglich zu halten; oder, wenn sie wirklich eintreten, an die Ursache zu glauben. Dazu erlaubt ihm seine Glaubenslehre, sein Leben nach seiner Art und Weise zu genießen; denn in dem Ausspruche, welchen jeder Mohammedaner auf der Lippe und im Herzen trägt: „Gott ist barmherzig!“ liegt eine Entschuldigung jedes Fehls. Den furchtbaren Gott, welchen die Starkgläubigen unserer Zeit den Schwachsinnigen unseres Volkes vormalen, kennen die Mohammedaner nicht: sie kennen nur einen Gott unendlicher Milde, Gnade und Barmherzigkeit. Sie meinen, daß dem reuigen Sünder auch dann noch die Pforten des Paradieses erschlossen werden, wenn die Reue im Augenblick vor dem Sterben über ihn kommt, wenn er noch vor dem Ende bezeugt, daß er ein gläubiger Mohammedaner ist; — warum soll er sich also mit Arbeit quälen, warum mit Bußübungen: er lebt sich und seinen Freuden. Deshalb sind Genußsucht und Leichtfertigkeit die gemeinsame Eigenschaft aller Sudahnesen: — schließen ja doch die wegen ihrer Schönheit berühmten Frauen der Hassanïe vor ihrer Heirath einen ganz besonderen und sicherlich merkwürdigen Vertrag mit dem Manne ihrer Wahl; verlangen sie doch von ihm, daß er ihnen jeden dritten Tag ohne Widerrede gestatte, ihren „Keif“ oder ihr Wohlbehagen nach eigenem Belieben sich zu suchen. Zwei Drittel und ein Drittel (Diltëin wu dilt) heißt dieser Vertrag, und unter jenen Stämmen ist er allgemein im Gebrauch.

So leichtfertig, freidenkend und duldsam in Glaubenssachen der Sudahnese aber auch ist, so abergläubisch zeigt er sich. Zauberer und Hexen, Menschen, welche Nachts in Hyänengestalt umherlaufen, oder bei Tage in ein Nilpferd sich verwandeln, Orakelsprüche von Wahrsagerinnen, gute und böse Geister, Gespenster, der Teufel und seine höllischen Gesellen und dergleichen Bilder eines krankhaften Wahns spuken arg in dem Kopfe des braunen Natursohnes herum und lassen ihn oft genug die lächerlichsten Handlungen begehen. Er ist eben ein Kind von Charakter, welches sich bald fürchtet, wo es keine Ursache hat, bald knabenhaft seines Muthes sich brüstet. Er ist ein Kind, welches dem Augenblicke lebt und von seinen wechselnden Eindrücken sich zu Diesem oder Jenem hinreißen läßt. Ein grenzenloser Leichtsinn und der rasch auflodernde Jähzorn sind die Ursachen seiner Laster, der Mangel an Bildung ist der Grund seiner Schwäche.

Aber dieser nach unseren Begriffen lasterhafte und schwache Halbwilde ist ein viel besserer Mensch, als derjenige Sudahnese, welcher durch Reisen oder sonstwie mit gebildeteren Völkern zusammenkam; denn von diesen bringt er keineswegs die Tugenden und Vorzüge, sondern regelmäßig die Laster und das Bewußtsein derselben mit nach Hause.

Digitized by Google

Digitized by Google



BLANCHENHALL

Bibliographisch Institut in Hildburghausen

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google

Viel ließe sich noch erzählen von diesen Leuten, ihrem Wesen, ihren Sitten, Viel von dem Leben der Europäer, Manches von dem Handel, welchen Chartum betreibt, Grauenvolles von den Sklavenjagden, welche von Chartum ausgehen und hier zum Abschlusse kommen ꝛc. — doch dafür ist hier nicht der Ort. Es genügte uns, Chartum und seine eigentlichen Bewohner zu skizziren, und mag das Bild auch ein noch so mangelhaftes sein, seine Farben sind vom Schreiber dieses der Natur entlehnt, treu und wahr.

A. Brehm.

Reichenhall in den salzburger Alpen.

Noch zu keiner Zeit eilte die Reisewelt in so dichten Schaaren den Bädern zu, als gegenwärtig. Es steht dies im Verhältniß zu der allgemeinen Reiselust und zur Bequemlichkeit der Reisegelegenheiten. Mehr als der Süddeutsche besucht der Norddeutsche fern entlegene Badeorte und er ist es eigentlich, welcher ihr Modepublikum ausmacht. So sieht man Jahr für Jahr Kuranstalten emporblühen, die bis vor Kurzem nur spärlich belebt waren; wo sonst idyllische Ruhe träumte, herrscht jetzt der Geist der Spekulation und geht mit der Lebendigkeit des Verkehrs Hand in Hand.

So in Reichenhall, welches von 500 Gästen sehr bald auf 2500 gestiegen ist. Hier herrscht ein reges Treiben, in welchem sich der Gebildete nicht mehr vereinsamt und von der Kultur, dieser süßen Gewohnheit des intelligenten Daseins, abgeschnitten fühlt; wohl aber genießt er stärkende Ruhe und Kräftigung am Busen der Natur.

Zwei schöne Wege führen den ankommenden Touristen nach Reichenhall. Der eine verläßt bei dem kleinen Salinenstädtchen Traunstein hinter dem Chiemsee und am Rande des Gebirges bereits die Wien-Münchener Eisenbahn und schlängelt sich als romantische Fahrstraße durch ein schroffes Gebirgsthal über Inzell nach Reichenhall. Der Weg bietet zwischen den beiden letzten Punkten überraschende Reize; doch schöner präsentirt sich das Ziel unserer Reise für Denjenigen, welcher auf der vorgenannten Bahnstrecke bis Teisendorf oder Salzburg weiter geht, um von hier aus zu Wagen den beliebten Badeort zu erreichen.

Digitized by Google

Er fährt auf dieser Tour gleichsam in einen anmuthigen hohen Bergkessel hinein, und was er endlich vor sich sieht, ist das lockende Gemälde der Wirklichkeit zu unserem getreuen Bilde.

Die blaugrünen Bergsprossen des Hohen-Staufen und Twieselberges lagern sich zur Rechten: im fernen Hintergrunde blicken auf derselben Seite die beiden Spitzen vom Sonntagshorn, die Hochwächter des Panorama's, hervor. Die Mitte des Hintergrundes nimmt der seltsam geschwungene Gipfel des Müllnerhorns mit dem weiter zurückgedehnten Rücken des Riffeichthorns ein. Links daneben öffnet sich eine lichtblaue perspektivische Schlucht; das Thal von Lofer mit einem Blick auf die Loferer-Steinberge. Die linke Bergwand, welche sich in ihrer Verkürzung an den Vordergrund anschließt, ist der Dreisesselkopf, das Lattengebirge und der Untersberg. So ist der Umkreis vollendet bis auf eine kleine Strecke, welche im Rücken unseres Standpunktes den Ausgang in die salzburger Ebene zeigen würde.

In Mitten jenes Gebirgskranzes liegt auf einem hügeligen grünen Wiesengrund in malerischer Gruppirung Reichenhall, von einigen Villen und Bergschlößchen romantisch umgeben. Die neuen freundlichen Häuseranlagen, die wir zunächst sehen, und denen sich das Kurhaus und das Gradirwerk anreihen, bilden das eigentliche Badestädtchen Achselmannstein. Es hängt als ein späterer Stadttheil unmittelbar mit Reichenhall zusammen. Hier labt die freiere Aussicht, die frischere Luft und es ist zum Aufsuchen einer Wohnung die angenehmere Stätte.

In früheren Tagen gab es nur am entgegengesetzten Ende des Thals, dicht am Fuße des Müllerhorns, eine kleine, jetzt noch bestehende Sool- und Mineralanstalt Kirchberg. Doch man würde unrecht thun, dem dortigen Bergquell andere Eigenschaften zuzuschreiben, als die wohlschmeckender Reinheit. Nicht jede kleine kokette Quellennymphe ist zugleich eine wunderthätige Göttin Hygea — wohl aber möchte sie's sein, und da die Aerzte Männer sind, gelingt es ihr öfter, durch ihr lockendes Wellengeplauder zeitweise zu fesseln.

Erst im Jahre 1846 wurde Achselmannstein gegründet und besonders waren es Berliner Aerzte, die ihm zahlreiche Patienten zusendeten und Ruf verschaffen halfen. In der That ist die hiesige Soole der Edelquelle zur vorzüglichsten auf der ganzen bekannten Erde zu rechnen. Sie enthält circa 24 Prozent Salzgehalt, sonst keinerlei die gute Wirkung störende chemische Bestandtheile und ist verhältnißmäßig reich mit freier Kohlensäure geschwängert, welche eine belebende Reaktion auf das darniederliegende Nervenleben der Haut ausübt. Die praktische Einrichtung der Bäder kommt ihr zu Hülfe, bei der man Gesundheit und Reinlichkeit der Eleganz vorgezogen hat.

Um wie viel mehr jedoch als dieser Quell mit all seinem wohlthätigen Heilstoff leistet in dieser Gegend der Hochgenuß der Natur und ihre verjüngende Alpenluft, in welcher die Brust genöthigt wird, tiefer zu ath-

Digitized by Google

men und voller den Strom der balsamischen Atmosphäre auf der grünen Berghalde und im rauschenden Tannenwald einzusaugen! Hier liegen die Wunder der Medizin, welche im Sonnenkuß das frohe Thal und die hoffende Menschenseele beleben und mit ihrer Stärkung die vielgepriesenen Salzausdünstungen am tröpfelnden, finsteren Gradirwerk beschämen. Hinab in die heimlichen Wiesengründe und malerischen Felsenschluchten — hinauf auf die lachenden Hügel und blauwinkenden Bergeshäupter, wer noch Kraft zum Steigen in sich fühlt, damit diese Kraft sich mehre und der erfrischte Geist den trägen Körper mit hinaufziehe zur Freiheit und Weite einer reinen heiteren Umschau! Dieser Lebensmuth ist der Gipfel unseres Daseins, den wir von Zeit zu Zeit rüstig erklimmen müssen, damit wir uns nicht selbst verloren gehen.

An solchen Wirkungen wird jedes Alpenbad seine Rivalen in Mitteldeutschland, oder gar in der flachen Ebene weit übertreffen. Durch diese Erfolge auch ist Ischl das erste Soolbad der Welt geworden und seitdem dort die Modesaison der Wiener Aristokratie und das Hexeneinmaleins der raffinirten Gastwirthe eine unnatürliche, ja bösartige Theurung in die Unschuld der Natur hineingezaubert hat, nimmt Reichenhall mit Recht den zweiten Platz unter den Soolbädern ein. Man kann berechnen, daß es in wenigen Jahren an Frequenz Ischl überlegen sein wird.

Um so fühlbarer wird dagegen der Mangel guter Gasthäuser mit wünschenswerthen Mittagsmahlzeiten und die Anlage öffentlicher Spaziergänge und eines Parks, damit die vielen leidenden Patienten sich auch in der Nähe schattiger Gänge zu erfreuen haben. Der Garten des Kurhauses ist ein engherziges Institut, der kühle Weg am Gradirwerk für Brustkranke ein zugiges Terrain. Wen seine Füße aber weiter tragen, oder wer die der Pferde häufig zu Hülfe rufen kann, wird in entfernteren Ausflügen paradiesische Erquickungen finden. Hat ein Bewohner des Flachlandes noch niemals die Alpen gesehen, so bietet sich ihm hier eine bequeme Anschauung ihrer Zauber dar. Wir brauchen das nahe Salzburg und Berchtesgaden mit dem gletscherzerrissenen Watzmann und dem smaragdgrünen Königssee wohl nur zu nennen, um in der Erinnerung unserer Leser eine Fülle oft beschriebener Naturschönheiten zurückzurufen.

Aber auch weniger bekannte Punkte bieten ähnliche Genüsse dar. Die Saalach, ein brausendes Bergwasser, durchströmt den Grund von Reichenhall. Wir wandern den grünen Wellen entgegen und treten mit Entzücken in das großartige, nach Lofer führende Bergthal ein. Wald- und Wiesenfrische rings umher beleben den wechselvollen Anblick und die steilen Kalksteinwände der 7000 Fuß hohen Reitalp senken sich drohend links am Wasser herab. Das aufsteigende Thal führt uns nach dem kleinen Oertchen Unken und von dort nach der Schwarzbergklamm.

Ist auch die Phantasie schon auf dem romantischen Schattenpfad am Unkenbach und an dem Eibel-Wasserfall lebhaft beschäftigt gewesen, so er-

Digitized by Google

reicht doch ihre Ueberraschung vor dem mächtigen Felsenthor der genannten Schwarzbergklamm den höchsten Grad. Der brausende Bach hat sich hier tief eingewühlt in eine enge düstere Spalte weicher Kalkfelsen, deren gigantische Wände sich hoch oben drohend in einander wölben. Im schauerlichen schwarzen Grunde toben die wilden Wasser und zerschellen schaumspritzend am Gestein. Nur dann und wann zeigt in der Höhe eine schmale Oeffnung das blaue Himmelslicht, magisch zitternd blitzt es an den feuchten Wänden hinab und zwischen beiden, zwischen dem Lichte da droben und dem Abgrund drunten schreiten wir auf einem schwebenden Holzsteg durch den fürchterlichen Engpaß dahin. Es ist beängstigend, sich der Treue dieser schlüpfrigen Holzbretter anzuvertrauen, die sich oft unter der Last des Wanderers biegen. Doch muthig weiter und hinauf zu den Stufen am Ende der Schlucht! Sie heben uns auf die Schultern der Felsen, deren Eingeweide wir so eben noch prüften, und eine kleine Brücke lenkt den schwindelnden Blick noch einmal hinab. Drunten herrscht todwinkende Oede und finstere Haft; hier droben aber sind Freiheit, Sonnenlicht und Vogelsang und was das Beste ist, dicht daneben ein Garten des gastlichen Forsthauses, wo der Schatten alter Weimuthskiefern einen lockenden Platz zu Ruhe und leiblichen Genüssen bietet. — Ein Weg über den Felsen leitet später wieder auf den alten Pfad nach Unken zurück und ein rascher Wagen des Gastwirths führt uns noch nach Reichenhall. —

In dämmernder Morgenstunde finden wir uns wieder in dem dicht bei Reichenhall gelegenen Dorfe Großgemain zusammen, denn es gilt heute, den Untersberg, den Grabhügel deutscher Sagen, zu erklimmen.

Das Volk in der hiesigen Gegend nennt schon seit altersgrauen Zeiten diesen Berg den „Wunderberg". In der That wird die Phantasie mächtig erweckt durch seine eigenthümlichen Schluchten, Grotten und Marmorhöhlen, die das gewaltige Terrain zerreißen. Schon seit den Römerzeiten ist dieses Terrain bekannt; ebenso in einer späteren Geschichtsepoche. Oft und gern besuchte Kaiser Karl der Große seinen Freund, den Erzbischof Arno von Salzburg, und der berühmte Held verkehrte häufig in dieser Gegend. Die Sage versetzte den deutschen Herrscher deshalb nach seinem Tode in die glänzenden Marmorgemächer des Untersberges. Doch dieser Geisterbann dauert nicht ewig, er endet mit und durch eine Befreiung Deutschlands. Drunten in einem gothischen Marmorthronsaal, an einem Marmortische, die Krone auf dem Haupt und dieses in die Hand gestützt, sitzt die mächtige schlafende Schattengestalt des Kaisers. Ritter und junge thatenlustige Helden umgeben ihn, kunstsinnige Zwerge schmieden Waffen, und Alle harren seines Erwachens. Es erfolgt einmal in jedem Jahrhundert, dann muß ein Zwerg hinaussteigen aus dem Berg und spähen, ob der schon zweimal abgehauene Birnbaum auf dem Walserfelde noch nicht zum drittenmal neue Zweige schlage und die Gnomen müssen des Kaisers Bart messen, ob er endlich dreimal den Tisch umspanne. Treffen diese

Digitized by Google

Zeichen nicht zu, so versinkt der Kaiser seufzend in neuen Schlummer. Doch es herrscht keine lautlose Stille im Berge, denn regt es sich draußen im Zeitengange der deutschen Geschichte, so stürmt es auch drinnen; die Helden schlagen die Waffen aneinander und von Zeit zu Zeit brechen einige heraus; man sieht Reiter auf feurigen Rossen durch die Lüfte jagen, stumme Züge von Mönchen schreiten in feierlicher Prozession zum Dome von Salzburg und kehren nach nächtlichem Gottesdienst beim Morgengrauen wieder in den Berg zurück. Gnomen und Kobolde necken den Hirten und schöne blondgelockte Frauen in weißen Gewändern ziehen den Wanderer durch holden Gesang in die Felsenklüfte hinab, um ihn Jahre lang in süßen Zauberschlaf zu versenken.

Kommt aber endlich die Zeit, wo der verstümmelte Baum wieder blüht, und der Bart des Kaisers seine Länge erreicht hat, dann zieht der neue Herrscher Deutschlands mit seinen thatendurstigen Heldenschaaren aus dem Wunderberg hervor, er schlägt die große Schlacht am Rhein und seine weise Kraft bringt dem deutschen Reiche die langersehnte Einheit.

So endet die Sage und wir sind an ihrer Hand auf den Gipfel des Berges geklommen. Die entzückende Gebirgspracht von hundert Riesenspitzen umlagert den Gesichtskreis. Drunten im Nebel liegt die Tiefe. Ueber St. Gilgen die Gebirge von Steiermark und Oberösterreich, der Tauern mit dem Großglockner und den salzburger Alpenketten; bei Lofer wieder die riesigen Steingebirge und links von Incell die gesegneten bayerischen Gefilde.

Wie wir das Alles in trunkener Freude erblicken, wie wir dieses schöne Gebiet unsers großen gemeinsamen Vaterlandes übersehen, da begreifen wir den Ernst der Befreiungssage vom deutschen Kaiser im Untersberg und glauben an die Nothwendigkeit ihrer Erfüllung. Der Kaiser ist die in den Bann geschlagene schlafende Kraft Deutschlands, welcher in der Stille endlich der Bart der Mannheit und des Selbstbewußtseins wachsen wird. Diese schlafende Thatkraft bindet tausend andere Kräfte Deutschlands gegen ihren Willen, die reisigen und die jugendlichen Helden des Kaisers. Der Zwerg, der prüfende Verstand, muß nachsehen, ob die Zeit erfüllt ist und der fruchtbringende Baum auf der Walserhaide, „der Baum der Einheit", sich wieder zu neuem Leben erholt hat.

Möge jene schlafende deutsche Kraft unsern Lebensruf erhören, den wir von der Hochwacht der deutschen Alpen erschallen lassen! Möge sie bald zum Heil erwachen, gleichviel, ob sie ein befreiender Herrscher sei oder eine herrschende befreiende Idee!

Otto Banck.

Digitized by Google

Ventnor auf der Insel Wight.

Of all the british isles it holds the highest place
And evermore hath been the great'st in Britain's grace.

So sang vor zweihundert Jahren Michael Drayton von der Insel Wight, als sie noch, die vom Schaum des Meeres Geborne, in jungfräulicher Anspruchslosigkeit die Macht ihrer Reize entfaltete. Ist damals schon obiges Dichterwort eine Wahrheit gewesen, wie viel mehr läßt sich dasselbe jetzt von ihr sagen, nachdem die Schöne die volle Strafe ihrer Popularität bezahlt hat, nachdem sie dermaßen zur Löwin der Söhne Englands verzogen worden ist, daß ihr jeglicher natürlicher Reiz, jedwede Naivetät abhanden gekommen ist. Kein noch so verborgenes Winkelchen ist unentdeckt geblieben vor dem lüsternen Auge des Touristen, kein lieblicher Platz mehr, nach dem nicht ein englischer Bau- oder Gartenkünstler seine Hand ausgestreckt hätte. Gruppen und Haine ehrwürdiger Laubbäume verfallen der Art, um Reihen weißfarbiger Häuser Platz zu machen, die bewachsenen Abhänge werden geebnet, neu bepflanzt und in Terrassen verwandelt, von jedem einzelnen Hügel erglänzen die phantastischen Zinnen und Thürmchen einer neuen Villa, oder einer Cottage, oder eines Castles, und auf den sich durchkreuzenden Straßen, Wegen und Pfaden, welche wie Maschen eines Netzes diese wohlkultivirten Schönheiten gefangen halten, drängt sich die Welt der Sommertouristen, der Sonntagsjäger, der Hochzeitsreisenden, der Invaliden, der Müßiggänger und aller anderen Menschengattungen, welche zeitweilig ihre Wohnsitze zu verändern pflegen.

Dr. Johnson pflegte jede Insel ein „Gefängniß" zu nennen, „strongly guarded by the seas". Obwohl man von einem solchen wenig genug auf diesem Eiland empfindet, so ist es doch hinreichend isolirt, die Phantasie zu beschäftigen. Die Meerenge, welche es von dem Mutterlande trennt, ist gerade breit genug, die alltägliche Geschäftswelt auszuschließen. Eine halbstündige Fahrt entführt uns derselben nach einer gänzlich verschiedenen Region. Auch ist die Ausdehnung der Insel — 5 Meilen größte Länge und $2^1/_2$ Meilen Breite — eine so begrenzte, daß der Besucher sich leicht auf ihr heimisch fühlt und sie, als wie seine Domäne, bald in jeder Richtung kennen lernt.

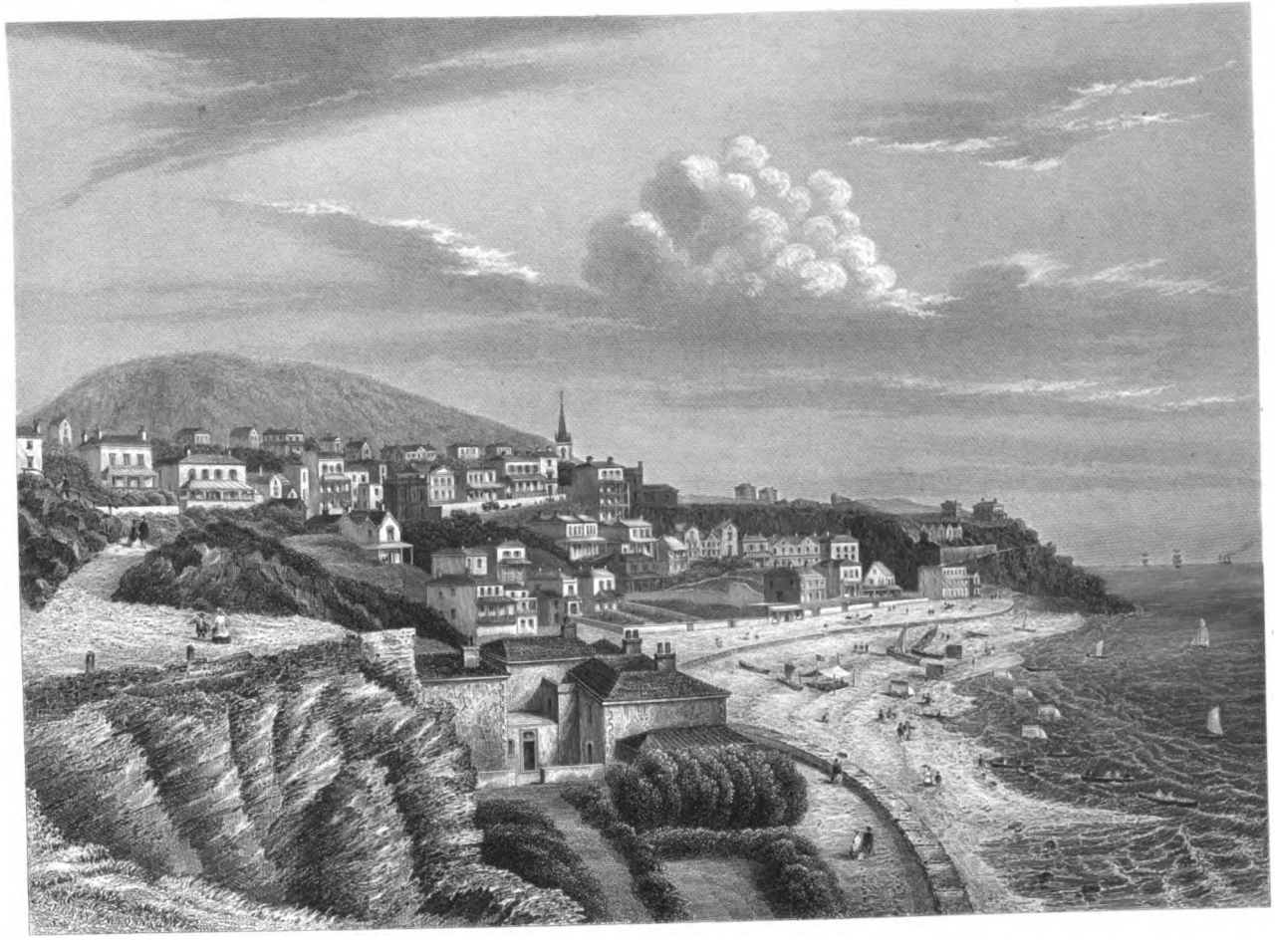
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Scenerie der Insel Wight ist die wilde romantische der Küste neben der anmuthigen friedlichen des fruchtbaren Hügellandes. Während letzteres so ganz den saftiggrünen parkartigen Charakter ächt englischer Landschaft trägt, flache Thäler mit hie und da schmucken Landhäusern, unter schattigen dichtbelaubten Baumgruppen oder behaglich aussehenden Farmhäusern auf grünem Plan, umgeben von reichlichen Anzeigen des Wohlstandes und fruchtbringenden Fleißes, oder mit anheimelnden malerischen Dörfchen um alte wettergraue Kirchthürme gelagert, an einem See oder Flüßchen, in dem sich reiche Buchen- und Eichenpflanzungen spiegeln, oder durch die Büsche einen Blick auf den fernen Meeresspiegel gönnend, — während diese Eindrücke unwillkürlich die Erinnerung an längst gesehene und vergessene Ideallandschaften eines Watteau oder Claude wachrufen, so bietet dagegen die Südküste der Insel das wilde bewegte Schauspiel des Kampfes zwischen Meer und Land, das Bild der Zerstörung und Unwirthlichkeit in höherem Grade als irgend eine Küste des Kanals.

Nach diesem Theil der Insel führt uns unser Bild. Es ist ein schmaler Streifen Landes, welcher sich förmlich von den Hügeln losgetrennt hat, denen er angehörte, ein gutes Stück seewärts eingesunken ist und nun, wie sein Name (Undercliff) richtig bezeichnet, eine wilde, wüste Klippenregion bildet, die sich in einer Länge von 3 — 4 Stunden und eine halbe Stunde breit, zwischen Meer und Land erstreckt. Diese auffallende Trümmerbildung ist dadurch zu verstehen, daß im Grund der sich einige hundert Fuß über der See erhebenden Kalkabhänge Lager von blauem Thon sich befinden, welche, leicht zerstörbar, vom Anprall der Wogen ausgewaschen, der Oberfläche die Stütze entziehen und sie zum Einsinken nöthigen, ein Naturprozeß, der noch ununterbrochen vor sich geht, wenn auch so langsam, daß seit Menschengedenken nur wenige Veränderungen wahrnehmbar geworden sind; 1799 ereignete es sich, daß eine ganze Farm von 100 Acker Land mit Häusern und Bewohnern plötzlich, wie durch ein Erdbeben, in Bewegung gerieth und, ein Werk rascher und gänzlicher Zerstörung, sich den vorangegangenen Trümmerhaufen des Undercliff zugesellte. Das Ganze bildet eine chaotische, zu unregelmäßigen Terrassen sich aufthürmende Felsenmasse, welche die eigentliche höher gelegene Küste der Insel vor dem Andrang der Wogen trefflich schützt.

Dieser ungeheure Klippenwall hat auch sein eigenes Klima so gut, wie seine eigene Scenerie. Tiefer gelegen als das Hochland der Insel, dennoch aber über dem Meer erhaben, bietet er gleichzeitig Schutz gegen die Rauheit der Nord- und Westwinde und ist frei von aller Feuchtigkeit. Völlig frei für die Strahlen der Morgen- und Mittagsonne, herrscht dort eine allgemein höhere und gleichmäßigere Temperatur, als im übrigen England. Kein Wunder, daß seine Söhne, welche die halbe Welt nach einem ihnen zuträglichen Klima zu durchsuchen pflegen, sich von jeher für das Undercliff ihrer Insel Wight enthusiasmirten und den Beinamen: das

Digitized by Google

britiſche Madeira, für keinen unerlaubten Eulogism halten — ſo ſchwer es auch für Andere ſein mag, die Vorſtellungen von der paradieſiſchen Inſel der heißen Zone, von dem ewigen Frühling in ihren Orangenhainen mit dem Grau der von jeglicher Vegetation entblößten Felſen des Undercliff in Verbindung zu bringen.

Indeß hat doch der Ruf von den Wundern ſeines heilkräftigen Klima's die Leidenden und Geneſenden ſo zahlreich nach dieſem öden Küſtenſtrich gelockt, daß er Sommer und Winter und in ſeiner ganzen Ausdehnung ein vielbelebter Aufenthalt geworden iſt. Der am bequemſten, aber auch maleriſchſt gelegene Ort iſt Ventnor — vor vierzig Jahren noch ein Haufe von einem halben Dutzend Fiſcherhütten, jetzt eine ſtattliche, aus Hotels, Boardinghäuſern, Läden und Kirchen beſtehende Reſidenz reicher Gäſte, die es ſich angelegen ſein laſſen, dem faſhionablen Brighton eine hoffnungsvolle Konkurrenz entſtehen zu laſſen.

H. N.

Ein Tag in einer Straße von Neapel.

Von einem Balkon der Toledoſtraße, dieſes Lebensnervs Neapels, der Pulsader einer herrlichen Stadt von $^3/_4$ Millionen Bewohnern, und dazu der ſchönſten Straße aller Städte Süditaliens, ſchauen wir hinab auf ein buntes Durcheinander ſtets wechſelnder Erſcheinungen; der Glanz ihrer Läden, das endloſe Geräuſch der ſie durchfahrenden Karoſſen, das nie raſtende Geſchrei der Ausrufer wirkt verwirrend auf die Sinne. Wir fragen nach dem Anfang und Ausgang dieſes aufregenden Schauſpiels. Ein Blick auf einen Tag dieſes Straßenlebens mag uns ſeinen Knäuel entwirren. Wenn im Sommer die erſten Strahlen der Sonne den Veſuv mit ſeiner bläulichen Rauchwolke vergolden und über der Stadt noch die Schleier der Morgendämmerung liegen, beginnen die erſten Wanderer in Begleitung ſchmuckloſer Karren die Straße zu betreten. Es ſind das Contadini (Bauern), die der unäſthetiſchen Beſchäftigung obliegen, die nächtlicher Weile aus den Häuſern geworfenen „immondizie“, Unrath aller Art, der aus Mangel gewiſſer ſehr nothwendiger Orte hier zu Lande der

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



STRASSE in NEAPEL.

Digitized by Google

Digitized by Google

offenen Straße übergeben wird, auf ihre Karren zu laden und zur Stadt hinauszufahren. Diese Contadini, die sich in solcher Weise um die Straßenreinigung verdient machen, sind Miethlinge verschiedener Privatgesellschaften, die aus dieser Aufsammlung des Auswurfs nicht geringe Vortheile ziehen. Kaum daß die Straße ihre erste Toilette mit dem Verblassen des Morgensternes vollendet hat, so tauchen schon verschiedene andere Gestalten des erwachenden Neapels in ihr auf. Die oft vier Stock hohen Paläste mit ihren flachen Dächern, auf denen meist Blumen und kleine Gärten mit Orangen-, Lorbeer- und Oleanderbäumen stehen, treten mehr und mehr aus den letzten Nebelvorhängen der Nachtschatten hervor. Auf die Balkone wagt sich indeß noch Niemand, denn der Seewind weht um halb fünf Uhr früh meist so kühl durch die nach dem Meere zu ausgehenden Straßen, daß die verzärtelten Bewohner der Paläste der stolzen Toledo es vorziehen, noch unter ihren seidenen Steppdecken, bei verschlossenen Jalousien, von den Freuden des vergangenen Abends zu träumen. Aber unten auf der Straße schlagen schon fliegende Kaffeewirthe ihr leicht bewegliches Lager auf. Auf kleinen Kohlenpfannen, die sie auf das Lavatrottoir stellen, wärmen sie in mächtigen Blechkannen das Lieblingsgetränk aller Südländer und wischen dabei honoris causa an einigen alten Tassen mit ihren langen Schürzen von äußerst zweideutiger Farbe herum, um durch diese Bewegung den vorüberwallenden Bettlern und Lazzaroni, die jetzt ihre Schlafstellen unter den Kirchenportalen verlassen, ihre dienstwillige Bereitschaft zu erkennen zu geben, die Magen dieser Signori mit duftendem Mokkasaft zu erwärmen. Gegen die bescheidene Ausgabe von nur einem Grano (etwa $2^1/_2$ Pfennige) kann jeder dieser Gentlemen nach seinem Schlummer auf hartem Marmorpfühl sich das Vergnügen gewähren, eine tazza di caffe, fresca, fresca, wie sie der fliegende Caffétier anpreist, zu schlürfen. Welch groteske Figuren sammeln sich da an der Ecke des durch seine demonstrationssüchtigen Besucher so berüchtigt gewordenen Caffé d'Italia (das General Lamarmora, der Bombardeur von Genua, während des Belagerungszustandes hat schließen lassen). — Vor der noch verschlossenen Eingangsthür dieses mit jedem Luxus ausgestatteten Caffé's hat ein Kaffeeschenk der Plebaglia Posto gefaßt und um seine Kohlenpfanne ein beträchtliches Publikum von zerrissenen und zerlumpten Herren und Damen gesammelt, die ungeduldig darauf warten, daß eine der die Runde machenden drei Tassen mit dem köstlichen Frühtrank ihre danach lechzenden Lippen netze. Doch die charakteristischen Physiognomien dieser ersten Gäste, auf denen das dolce far niente so drastisch eingeprägt ist wie immer auf der Alabasterstirn einer träumerischen Lady der old city, verschwinden allmälig und ein anderes Publikum drängt sich um den amulanten Kaffeeschenk, nämlich Früchte- und Gemüsehändler, die jetzt in die Stadt kommen, um zeitig einen guten Standpunkt zu gewinnen, und Wasserträger, die die Häuser um diese Stunde mit Trinkwasser zu ver-

Digitized by Google

sehen beginnen. Diese Klasse der Bevölkerung will schon höher hinaus. Sie begnügt sich nicht mit der einfachen Tasse Kaffee, sondern schlürft auch ein bicchier di rum (ein Gläschen Rum) dazu und mancher kauft sich auch für einen andern Grano ein Stück pane dolce (süßes Brod), das unserem Pfefferkuchen in Geschmack und Farbe nicht unähnlich ist. Darüber wird es sechs Uhr und nun beginnt von allen Seiten ein regeres Leben zu erwachen. Die Jalousien öffnen sich und die Balkonthüren knarren in ihren Angeln und wer die Neapolitaner und Neapolitanerinnen der besseren Gesellschaft in ihrer Morgentoilette betrachten will, braucht um diese Stunde nur einen Spaziergang durch die Toledostraße zu machen. Alle Läden, die eßbare oder trinkbare Artikel feil haben, gehen jetzt auf und füllen sich sehr bald, denn der Neapolitaner hat immer guten Appetit, vom Morgen bis zum Abend, und geht ihm dieser ab, so weiß er sich rasch mit einem Fläschchen Ricinusöl (oglio di ricino) zu helfen und damit das politische Gleichgewicht seiner Magennerven wieder herzustellen. Esel und Maulthiere mit Früchten und jeder Art vettavaglie (Lebensmitteln) bepackt erscheinen immer häufiger und stimmen mit ihrem häßlichen Geschrei ein so greuliches Konzert an, daß es nur noch durch das singende Geschrei oder besser gesagt Kreischen ihrer Führer übertroffen werden kann. Auch die Ausrufer bekunden jetzt, was ihnen der Himmel in seinem Zorn und zur Marter ihrer Mitmenschen für kreischende, schnarrende, nervenerschütternde Sprachorgane verliehen hat. Allerorts lassen sie ihre schrillenden Rufe vernehmen, die so sehr geeignet sind, zarter gebaute Ohren in Verzweiflung zu setzen. Daß die Herren Stiefelputzer jetzt alle irgend strategisch geeigneten Punkte der Straße besetzen, um ihr Augenmerk auf alle ungeputzten Schuhe und Stiefel zu richten und mit Ungestüm darüber herzufallen, um ja recht viele Fußbekleidungen noch in Glanz zu versetzen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. In demselben Maße, als die Sonne heißer zu scheinen beginnt, nimmt das Leben und die Rührigkeit auf der Straße zu. Um sieben Uhr früh ist das Geräusch der Karossen schon fast unerträglich und die Passanten haben bereits auf den Trottoirs nicht mehr Platz, sondern sehen sich genöthigt, sich durch Esel, Maulthiere, Rinder, Kühe, Pferde und Wagen auf dem Fahrwege hindurchzudrängen. Ja, auch Ziegenheerden erscheinen jetzt, um der stolzen Toledostraße zu all ihren übrigen Ingredienzien auch etwas Idyllisches zu verleihen. Hin und wieder hält eine solche Heerde vor einem Kaffeehause an, einer der Cammerieri tritt beim Klang der Heerdenglöcklein heraus und macht eine Milchbestellung bei dem in Felle und Lumpen gehüllten Hirten, der dieselbe sofort effektuirt, indem er die eine oder andere seiner Ziegen auf offener Straße melkt. Die Herren von der Polizei, guardie di pubblica sicurezza genannt, mit einer Art kurzen römischen Schwerts und dem Revolver bewaffnet, haben so viel zu thun, um in dem Chaos der Wagen und Karren ein Sichineinanderverfahren zu hindern, daß sie sich nicht darum kümmern kön-

Digitized by Google

nen, auf die Taschendiebe zu achten, die, höchst gentlemanlike gekleidet, jetzt in dem Gedränge ihre reiche Ernte zu halten beginnen. Um acht Uhr fangen die Cammerieri an aus den noblen Kaffeehäusern Kaffee und Chokolade auf Bestellung in die Häuser zu tragen, denn der Italiener findet es hier, wo die Frau Gemahlin sich nicht gern mit dergleichen befaßt, praktischer, das Frühstück für sich und Familie, falls er nicht etwa selbst viele Dienerschaft hat, außer Hause bereiten zu lassen. Er überläßt es jedoch Madame, ihren Kaffee oder ihre Chokolade allein einzunehmen und zieht es für sich vor, in's Kaffeehaus zu gehen. Das Caffé ist in ganz Süditalien der eigentliche Foyer jeder geselligen Unterhaltung und daher der Zerstörer jedes häuslich-geselligen und Familien-Lebens. Da es dem Neapolitaner keineswegs darauf ankommt, den Tag über ein Halbdutzendmal Kaffee zu sich zu nehmen, so macht er jeden Besuch, jedes Geschäft, jede Zusammenkunft im Kaffeehause ab. Das ist der Ort, wo er immer Bekannte, Freunde und Unterhaltung vorfindet und wo er deshalb, ohne seine Börse wesentlich erleichtern zu müssen, einen großen Theil des Tages und fast jeden Abend zubringt. Die Kaffeehäuser stehen daher, mit Ausnahme der Stunden der Siesta von zwölf bis drei Uhr Nachmittags, nie leer. In ihnen treibt sich Alles, der Herr wie der Diener, pêle-mêle durcheinander, doch gibt es auch Kaffeehäuser, die gewissen Klassen von Besuchern fast ausschließlich angehören, so das Caffé Angelis den Kaufleuten, das Caffé d'Europe den Offizieren und Schiffskapitänen, das Caffé d'Italia den Mitgliedern der Actionspartei und Freunden des bekannten freisinnigen Journals Popolo d'Italia, das Caffé Greco den vielen in Neapel ansässigen Neugriechen ꝛc. Um neun Uhr früh wird der Verkehr noch stärker, denn nun mischen sich unter die Menge alte und junge Damen, die in die Messe eilen. Die meisten tragen die Schleier zurückgeschlagen, denn sie sind hübsch und wollen bewundert werden, und da es sonst wenig Gelegenheit zu geselligem Verkehr gibt, so bieten die Kirchen fast die einzigen zur Anknüpfung von Bekanntschaften und Rendezvous geeigneten Orte. Kein Wunder, daß sie von der heißblüthigen Jugend viel besucht werden. Im Duft des Weihrauchs erscheint ja jede hübsche Mädchenphysiognomie als ein Engels- und Madonnenantlitz. Die fliegenden Buchhändler haben unterdeß schon lange einen Theil des Bürgersteigs in Beschlag genommen, um dort auf an die Häuser gelehnten schmucklosen Brettertischen die Erzeugnisse der neuesten Literatur und die gesuchtesten Journale auszulegen. Voran eine Biographie Garibaldi's mit seinem Bildniß, das jedem Neapolitaner, der sich aus der Bourbonenwirthschaft nur ein Fünkchen Menschenwürde gerettet hat, das Herz allezeit höher schlagen und ihm den Refrain des beliebten Volksliedes:

Viva, viva Garibaldi,
Ché ciè dato la libertà!

unwillkürlich auf die Lippen treten läßt.

Digitized by Google

Neben Garibaldi steht die von einem Moderato geschriebene Geschichte des großen Grafen Cavour, der zu früh für Italien starb, um noch den Bürgerkrieg von seinem Vaterlande abzuwenden. Victor Emanuel dagegen wird seltener gesehen; er ist ein weniger gesuchter Artikel; natürlich! verstand er es doch bei seinem Aufenthalt in Neapel nicht, die Herzen dieses so leicht für Liebe wie für Haß entzündlichen Volkes zu erobern. Statt sich dem Volke leutselig zu zeigen, ritt und fuhr er nie ohne Eskorte, genau wie es früher die Bourbonen eben auch thaten, und kümmerte sich mehr um Jagd und andere Divertissements als um die mannigfachen Leiden eines Volkes, das ihn nur zu seinem Könige ausgerufen hatte, damit er in Rom auf dem Kapitol throne und die Trikolore über das gesammte einige Italien wehen lasse. Neben diesen Büchern fehlen aber nicht, in krassem Kontrast, Schmutzschriften mit obscönen Bildern offen aufgeschlagen, die keine Polizei anderswo unangefochten lassen würde. Nicht weit vom fliegenden Buchhändler sitzt oder liegt vielmehr auf dem Straßenpflaster ein altes, häßliches Weib. Sie hat ihren Fuß, an dem eine eiternde Wunde sichtbar ist, entblößt und dazu schreit sie so schrillen, markerschütternden Tons: „Misericordia!“ wie eine der zu ewiger Qual verdammten armen Seelen in Dante's Hölle. Es ist ein überaus häßlicher Anblick, der mehr Abscheu und Ekel als Mitleid erweckt und der sich leider in den Straßen Neapels nur zu oft wiederholt. Die Sonne steigt höher und höher und ihre Strahlen werden immer versengender. In dem Menschengewühl der völkerwimmelnden Toledostraße herrscht eine mit Staub und Dunst jeder Art erfüllte erstickende Atmosphäre. Aber noch, es ist halb elf Uhr, schreit und rennt Alles durcheinander, als ob die ewige Seligkeit davon abhinge, nur recht viel Lärm und Getümmel zu machen. Da ertönt Musik. Ein Bataillon Nationalgarde marschirt durch die Straße, in ihren geschmackvollen braunen Waffenröcken und der hübschen, recht militärischen und doch ungezwungenen Haltung. Während sie vor dem Caffé d'Italia vorüberschreiten, rufen die dort versammelten Patrioten aus vollster Kehle: „L'inno, suonate l'inno!“ (die Hymne, spielt die Hymne!) und dies gefällige Musikkorps der Nationalgarde läßt sich nicht lange bitten und spielt sofort die beliebte inno garibaldino (Garibaldihymne); da öffnen sich alle Fenster, Alles eilt auf die Balkone und klatscht in die Hände und von allen Seiten tönt der volle wohlklingende Ruf: „Viva Garibaldi, viva l'Italia, viva la Guardia nazionale!“ Bald darauf schlägt es zwölf Uhr Mittags und fast wie mit einem Zauberschlag entleert sich die eben noch so überfüllte Straße. Alles zieht sich in die schattigen kühlen Steinhäuser zurück und überläßt es den jetzt senkrecht niederfallenden glühenden Sonnenstrahlen, die Straße allein unsicher zu machen. Wer um ein Uhr noch darin herumspaziert, ist gewiß kein Neapolitaner, sondern ein Fremder. Von ein bis drei Uhr ist die Physiognomie der Straße daher ziemlich einförmig und still. In den Läden schlafen

Digitized by Google

die Verkäufer und unter den Marquiſen ſtattlicher Ladenfenſter oder unter Mauervorſprüngen und Portalen, die Schatten gewähren, liegt der Lazzarone behaglich auf dem Straßenpflaſter ausgeſtreckt und hält gleichfalls ſeine Sieſta. Auch der fliegende Buchhändler und der Aquajicolo überlaſſen ſich in der ſicheren Ueberzeugung, daß es jetzt ſelbſt den Dieben zum Stehlen zu heiß iſt, auf ihren kleinen Rohrſtühlen unter einem mächtigen alten Regenſchirm ſitzend, ſüßem Schlummer. Die ſo am hellen lichten Tage träumende Palaſtſtraße macht auf den Fremden, namentlich wenn er ihr geräuſchvolles Treiben in den Frühſtunden geſehen hat, einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Während Alles ſchweigt, ſcheinen die Steine zu reden und von dem furchtbaren 15. Mai 1848 zu erzählen, wo Ferdinand II., grauenhaften Angedenkens, hier die von ihm ſelbſt provocirte Revolution niederwarf, um einen Vorwand zum Verfaſſungsbruch zu gewinnen. Damals floß das von ſeinen Schweizern, Garden und Lazzaroni vergoſſene Bürgerblut ſtromweis auf dem Lavapflaſter. Aus allen Häuſern und Paläſten, ja ſelbſt aus den Kirchen erſcholl Kampf- und Wehegeſchrei. Was nicht unter den Bajonetten der feilen Schweizerſöldner fiel, wer der Mißhandlung und Entehrung durch die königlichen Garden entging, der fand ſein trauriges Ende unter dem Dolchmeſſer der den Truppen, wie die Hyäne dem Panther nachſchleichenden Plebaglia, die vom König zur Belohnung ihrer Treue Mord- und Plünderfreiheit erhalten hatte. Jetzt lächelt die Sonne über andere, neue Bewohner der Toledo, die garſtigen, großen Blutflecken ſind längſt abgewaſchen, nur die Erinnerung iſt geblieben und das blutige Blatt in der Geſchichte von Neapel, auf der auch dieſe königliche Frevelthat neben vielen anderen verzeichnet ſteht. Aber jetzt ſchlägt es drei und die Leute fangen wieder an, ſich zu ermuntern. Die Trattorie (Speiſehäuſer) füllen ſich und die Popolani (Kleinbürger) in dieſem oder jenem Vico (kleine, enge Nebenſtraßen der Toledo) ſetzen ſich wohl auf der Straße zu Tiſch und laden den vorübergehenden Fremden, natürlich nur aus Höflichkeit, ein, an ihrem aus Maccaroni, Salat und irgend einer Fleiſchſpeiſe beſtehenden Mahl Theil zu nehmen. Auf der Mitte des Tiſches glänzt die große volle Caraffa mit dunkelrothem Wein. Solch ein Mahl auf der Straße ſieht ſich recht luſtig an und man ſieht an ihm, daß wer in Neapel nur arbeiten will, dort auch einen guten Tiſch findet. Da naht aber ein düſterer Zug, der von Leuten aus dem Volke mit vielen äußeren Zeichen des Schmerzes umgeben und begleitet wird: es iſt das Leichenbegängniß einer Zitella (Jungfrau). Voran ſchreiten einige Dutzend in blaue und ſchwarze Kittel gekleidete Männer mit ſchwarzen Matroſenhüten. Alle tragen kleine ſchwarze Fähnchen und da es lauter kleine, alte, häßliche Leute ſind, ſo ſehen ſie wirklich recht wie Leichenraben aus und gewähren einen Anblick, bei dem man Grauen empfinden könnte. Ihnen folgen Chorknaben mit dem Kreuz und den brennenden Kerzen, dann Prieſter und Mönche, und endlich die im offenen

Digitized by Google

Sarge getragene weißgekleidete Zitella, mit einer Fülle von Blumen geschmückt. Das braune Gesichtchen zeigt noch immer Spuren von Schönheit, aber die todesstarren Züge, dem Blicke so vieler fremder Beschauer preisgegeben, bilden einen sonderbaren Kontrast zu dem wiedererwachenden Leben der Straße. Hinter dem Sarge schreiten Leidtragende und Leute aus dem Volke, die sich das Ansehen geben, als ob ihnen der Tod der Jungfrau entsetzlich zu Herzen ginge, namentlich sind es ältere Frauen, die sich vom Uebermaß ihres Schmerzes hinreißen lassen, sich in den aufgelösten langen schwarzen Haaren reißen und laute Seufzer und Klagen ausstoßen. Auf den Balkonen stehen Herren und Damen, die vor der fremden Todten sich verneigen und fromm bekreuzen. Aber der Zug eilt vorüber und im nächsten Augenblick schon denkt Niemand mehr an das junge Mädchen, das in ihrer Blüthe vom Schnitter Tod so unbarmherzig gemäht worden ist. Dort in dem kleinen Liqueurladen, der mitten unter den übrigen eleganten Läden den Bedürfnissen der niederen Klassen Rechnung trägt, schleppt jetzt ein Mann in Hemdärmeln ein Fäßchen vor die Thür, in dem er durch Drehen und Schlagen aus wirklichem Schnee und Ziegenmilch Eis für's Volk zur Erfrischung bereitet. Ein Gläschen für einen Grano ist Niemand zu theuer und wenn es auch nicht wie das in den Kaffeehäusern fabricirte und wirklich ausgezeichnete „gelata" schmeckt, so erfrischt es doch und selbst Leute aus besseren Ständen verschmähen es nicht, im Vorübergehen davon zu schlürfen. Der Verkehr wogt mit den zunehmenden Schatten wieder lebhafter und rühriger durch die Straße. Die Leute eilen in die Caffé's, um sich dort für den Abendspaziergang vorzubereiten. Um diese Zeit, zwischen vier und fünf Uhr, ist es, wo das beliebte Volksblatt: „La Democrazia" erscheint, das zerlumpte Jungen mit lauter Stimme: „a Democrazia" ausrufen, — für einen Grano —, denn mehr darf eine Zeitung hier nicht kosten, wenn sie populär werden soll. Mit kreischendem Geschrei kommen die Jungen die Straße heruntergelaufen, Jeder sucht dem Anderen zuvor zu kommen. Feste Abonnenten haben hiesige Zeitungen nur wenige: die meisten Nummern werden durch die sie ausschreienden Colporteurs verkauft. Unterdeß wird es sechs Uhr Abends und nun gewinnt es den Anschein, als ob ganz Neapel seine Bewohner und Karossen in die Toledostraße geschickt habe. Der Tumult ist so arg, daß es Fremden um diese Zeit vorkommt, als ob sie sich mitten in einer Revolution befänden. Aber was für ein Durcheinander an bunten Scenen findet auch jetzt hier statt! Dort an dem Caffé d'Italia arretiren zwei Guardie di pubblica sicurezza einen Patrioten, weil er sie, als der Eine ihm im Gedränge auf die Hühneraugen getreten, mit dem Titel: carogne poliziesche (Polizeigesindel) beehrt hatte. Nicht weit davon findet ein anderer Anlauf statt, weil irgend eine zu erfinderische Phantasie einen Aufstand in Ungarn, Polen oder sonst wo im Geiste zu Stande gebracht und gläubigen Ohren erzählt hat. Etwas weiter ab davon sind zwei Fiaker an einander gerathen

Digitized by Google

und hauen gegenseitig unter tausend Verwünschungen mit den Peitschen auf ihre Pferde los nach dem alten Grundsatz: „schlägst Du meinen Juden, schlage ich Deinen Juden.“ Plötzlich ertönt der Ruf: „Al ladro, al ladro!“ (dem Räuber nach!). Ein ertappter Taschendieb wird von der Menge verfolgt. Wehe ihm, wenn ihn die Volksjustiz erreicht, denn ein paar Messerstiche wären ihm sicher, aber im Gewühl und Gedränge entgeht der Schuldige leicht und nun mag sich Jeder in Acht nehmen, daß ihn nicht etwa ein Camorrist oder Helfershelfer des Diebes selbst anpackt. Die liebe Polizei kommt hier wie anderswo gewöhnlich zu spät. Die Balkone füllen sich nunmehr mit weißgekleideten Damen, die die Abendkühle genießen wollen. Bis zum Einzuge Garibaldi's pflegten die Damen in der kurzen Dämmerzeit sich gern mit erhobenem Zeigefinger zu begrüßen. Von Haus zu Haus, von Balkon zu Balkon wurde dies verhängnißvolle Zeichen gewechselt, das nichts anderes als „Italia una“ bedeutete. Dies Zeichen lehrten die Mütter ihre Kinder bevor diese noch sprechen konnten. — — Die Gaslaternen werden jetzt angezündet und werfen seltsame Reflexe über die einzelnen Scenen des Straßengewühls. Vor dem Caffé Angelis sammelt sich eine große Menschenmenge, um den Tönen einer Zitter zu lauschen, die darin von einem bildschönen Mädchen geschlagen und ihrer silberhellen Stimme begleitet wird. Lauter Beifall ertönt, denn sie singt das bekannte garibaldinische Kriegslied:

Addio, mia bella,
L'armata se ne va etc.

Alles Kriegerische findet hier zuverlässig Beifall, denn die gesammte italienische Nation hat das richtige Vorgefühl, daß sie ohne heiße Kämpfe sich nicht völlig einigen, nicht zur Ruhe und zum Genuß ihrer Siege und Freiheit gelangen werde.

Später Abends pflegen in der Toledostraße einige tief verschleierte, schwarz gekleidete Damen zu erscheinen, die die Vorübergehenden mit zitternder Stimme um ein Almosen ansprechen. Dies verhüllte Elend hat etwas um so Rührenderes an sich, als es nach Stimme und Gestalt meist Jugend und Schönheit verräth. Diese „anständigen Bettlerinnen“, welche vor jeder unehrenhaften Anerbietung sofort schnell fliehen, sind gezwungen, für ihre kranken oder darbenden Angehörigen um ein Almosen zu flehen, das sie für sich selbst zu fordern nie wagen würden. Wie mögen ihnen die lustigen Klänge in das Herz schneiden, die aus den Caffé's und den Trattorien ertönen! — Nach neun Uhr beginnt es stiller zu werden, und um zehn hat die Straße das Ansehen jeder andern großen Stadt um diese Zeit. Dagegen füllt sie sich halb elf Uhr wieder mit neuem Leben, denn um diese Stunde gehen die Vorstellungen in San Carlo und dem Fenicetheater zu Ende. Ein Menschenstrom wogt wieder auf kurze Zeit durch ihre hell erleuchtete Palastreihe, und das Auge des Fremden haftet gern

Digitized by Google

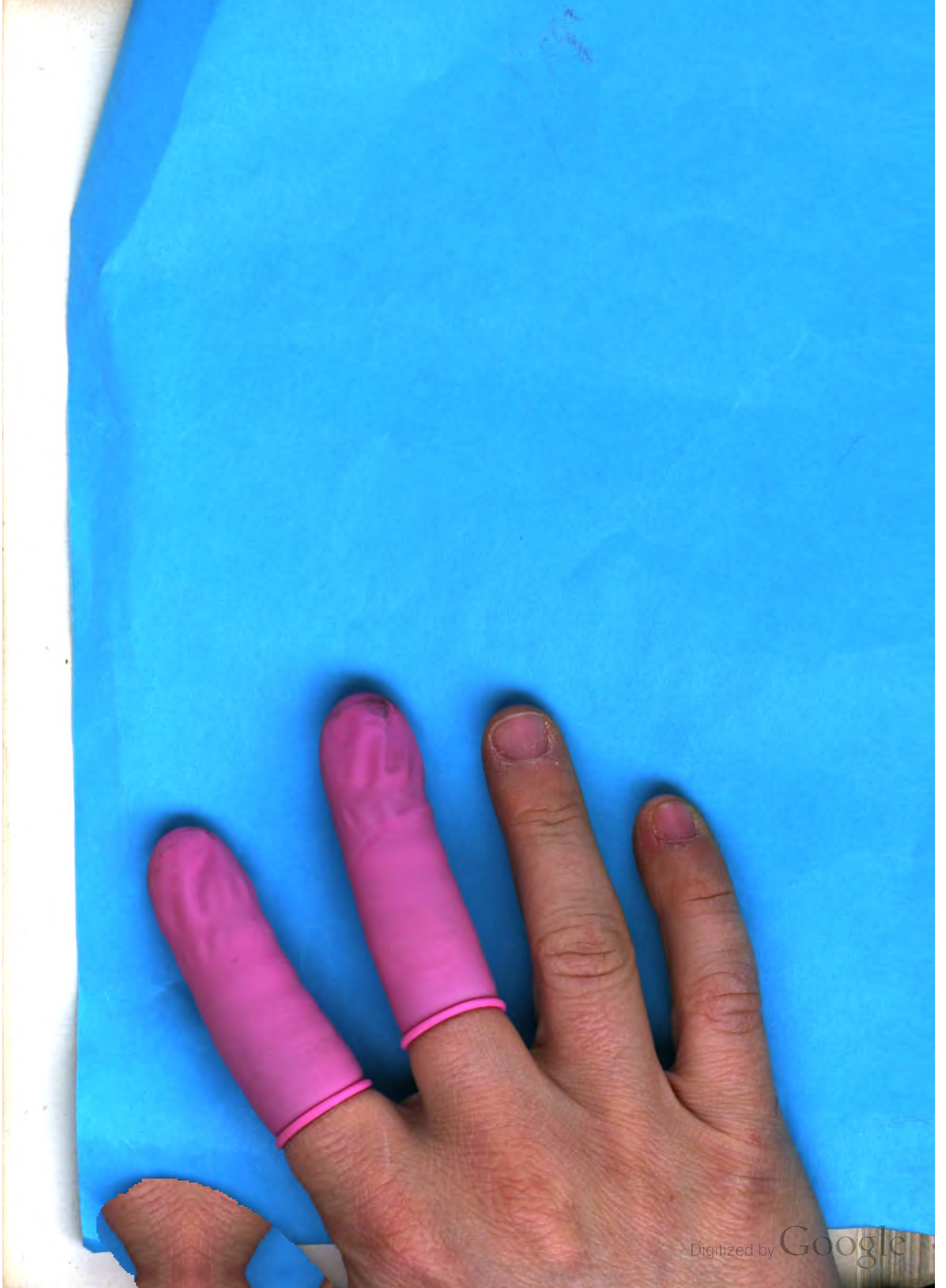
auf den zahlreichen weißgekleideten Frauengestalten, die der Nachtscene einen so eigenthümlichen Reiz verleihen. Von den Dächern und Balkonen lächeln die üppig-süßen Düfte der Orangenbäume und Blumen herab und der südliche sternbedeckte Himmel wünscht eine felicissima notte. Der Menschenstrom ist vorübergezogen, die öffentlichen Lokale leeren sich, die Lazzaroni suchen sich auf den Trottoirs und unter den Kirchenvorbauen eine kostenlose Schlafstelle und nach des Tages vielfachem wilden Lärm zieht tiefe Stille durch die ganze Stadt. Die Fittige der Nacht wehen so lau und schmeichelnd, und laden auch mich zum Schlummern und Träumen ein und in Neapel, dem Stück vom Himmel gefallenen Paradieses, träumt sich's so süß.

Eduard Rüffer.

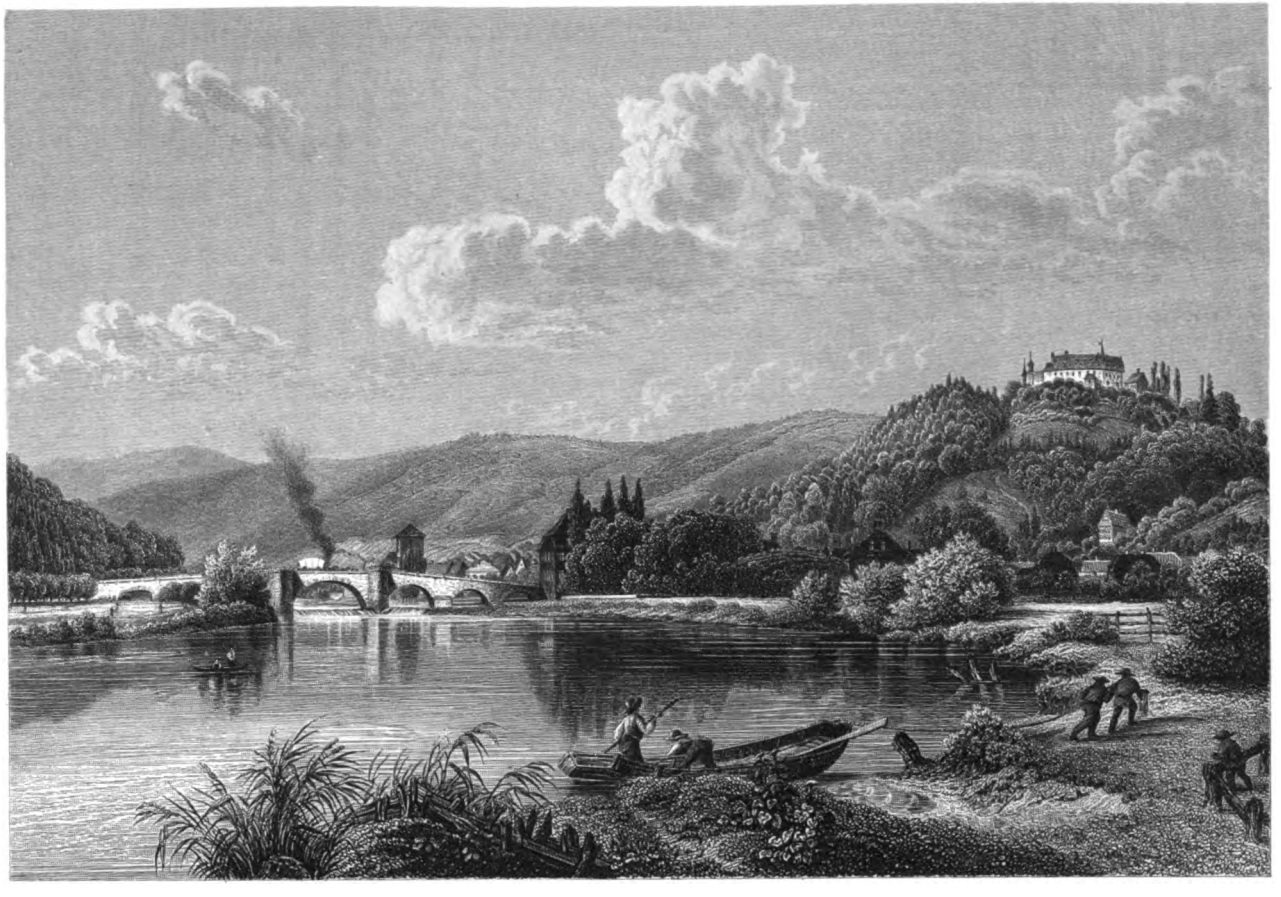
Limburg an der Lenne.

Es war ein herrlicher Augusttag, als ich von Iserlohn über das Gebirge nach Altena hinunterstieg; die Lenne wallte spielend zu meinen Füßen und ich schaute glücklich über die vor mir schwebende Brücke in das Thal, das immer lockender zu werden versprach, je weiter der Blick es verfolgte, je enger es zu werden schien. Ueber mir ragte die Burg eines der berühmtesten und ältesten Geschlechter Deutschlands, die Burg der Grafen von der Mark; wohl lockte ihre historische Bedeutung wie ihre viel versprechende Lage mich hinauf, doch noch mehr lockte mich das eben so einfache, als geheimnißvoll schöne Thal; darum wieder den Stab zur Hand und nun fort, hin durch die enge Thalwinde der Grüne, durch das weiter sich öffnende Thal von Letmathe, Oestrich ꝛc.; — der ganze herrliche Weg eingefaßt von Eisen- und Stahlwerken aller Art, von schönen Landhäusern und weißen Mühlen, von frischsaftigen Wiesen und dunklem Gehölze — und jetzt stehe ich vor der steinernen Bogen-Brücke von Limburg an der Lenne, sehe das alte, umfangreiche Schloß Hohen-Limburg, mit seinen auffallend hohen Ringmauern, vor mir auf bewaldeter Höhe und unwillkürlich fallen mir Freiligraths Worte ein:

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

„Wollt ihr sie belauschen, die Musik der Natur, die Stimmen der Wasserfeen, die Melodien des Elements? Ihr müßt euch auf die Brücke von Limburg setzen, wenn es Nacht ist, wenn der Mond Geister weckend seine Strahlenpfeile in die krausen Wellen der kleinen Wehren hinabschießt; über die Breite der Lenne, scheint es, ist eine Reihe von Metallglocken gespannt und die Feen läuten sie, sie läuten mit allen Glocken die Mondnacht ein, das ist für das lebendig rührige Geschlecht der Sonntag der Menschen; dazwischen hört ihr sie lachen und jauchzen und wehklagen und seufzen, ohne Rast, ohne Ruh ihrer Wasserorgeln Kadenzen durchlaufend, eine wundersame Messe, über welche die Strahlenmonstranz am Himmel von oben her ihren Segen ausgießt. Ihr könnt euch nicht losreißen von dieser sonderbaren Musik, die unverkennbar, keine Dichter-Phantasie, in euer Ohr dringt; ihr müßt ihr lauschen; bis im Glanz des Morgens das Thal von Hohen-Limburg vor euch liegt und ihr aus euren Träumen geweckt mit innerlichem Entzücken die Blicke rund umher in das Landschaftsbild sich einsaugen laßt. Es ist eine Gegend, um zum Kinde darüber zu werden: ich habe gelacht und geweint und gejubelt über die Schönheit von Hohen-Limburg; es ist nichts als zwei Reihen hoher Berge, dazwischen ein Fluß, an seinem linken Ufer eine Stadt und über der Stadt ein Schloß; aber aus diesen fünf Dingen, wie aus fünf nichts bedeutenden Buchstaben das schönste Wort, ist die schönste, die ergreifendste Rede zusammengesetzt, die der Schöpfer zum Menschen sprechen kann, eine Rede, die aus eurem tiefsten Herzen einen Strom von Glückseligkeit aufsprudeln läßt, als ob nun alle eure Sehnsuchts- und Freudeknospen zu lichten Glücksblüthen aufgebrochen seien, voll und duftig wie die ersten Kirschblüthen über eurem träumerischen Haupte: das Blut fließt so leicht und rasch, daß es alle Gedanken euch entreißt, als werfe es sie wie Blumensträuße dieser Schönheit zu."

Und der Dichter hat so recht und die herrliche Aussicht von Hohen-Limburg lockt so bezaubernd, daß wir von dem Städtchen selbst gar nichts Besonderes sagen können. An und für sich bietet es auch wenig anderes Interessantes dar, als sein reiches, starkes, tüchtiges Ansehen einer echt westphälischen Stadt des Eisens und des Stahls; es gehört eben zum Ganzen oder vielmehr: es ist eben nur der zusammenhaltende Ruhepunkt für all die Reize, die dieses Paradies Westphalens bilden. — Alte Schlösser, die keine besondere historische Bedeutung haben, zu beschreiben oder zu besprechen, ist nicht unsere Art; so möge denn auch Hohen-Limburg darauf verzichten, hier beschrieben zu werden. Aber der Wanderer möge darum seinen Besuch ja nicht versäumen, wohlgepflegte Anlagen und Wege geleiten ihn angenehm und leicht hinauf. Von einer Gallerie der hohen Ringmauer aus, wird ihm sicher ein unvergeßlicher landschaftlicher Genuß zu Theil und er wird das Thal Lenne für eines der schönsten in Deutschland erklären.

Digitized by Google

Wer nun noch den ganzen Reichthum des herrlichen Thales genießen will, der wandere entweder über die Lenne-Brücke, — angesichts der Berghöhe, weiland mit dem früheren Schlosse Eickel, jetzt mit dem Monumente des Patrioten Möller, — links ab nach dem früheren großen adlichen Damenstift Elsey; dann weiter bis in das köstliche Wiesenthal, wo die Lenne sich in die Ruhe ergießt; da sieht er auf hohem, steilen Berghaupt die mächtigen Ruinen von Hohensyburg liegen und zu ihren Füßen liegt, — als ödes, einsames Dorf, — Syburg, die einst so große und starke Stadt des gewaltigen Sachsenherzogs Wittekind, oder er schlage den Weg nach Hagen ein, der an der Veste Raffenstein, an dem Felsen der Limenpforte und des Weißensteins — mit sinnigen Sagen und Märchen durchflochten; mit den ersten Anklängen der Sagen von den getreuen Weibern zu Weinsberg — vorbei führt. Das Alles, Alles gehört zu Limburg an der Lenne; das Alles macht es zum Paradies der rothen Erde.

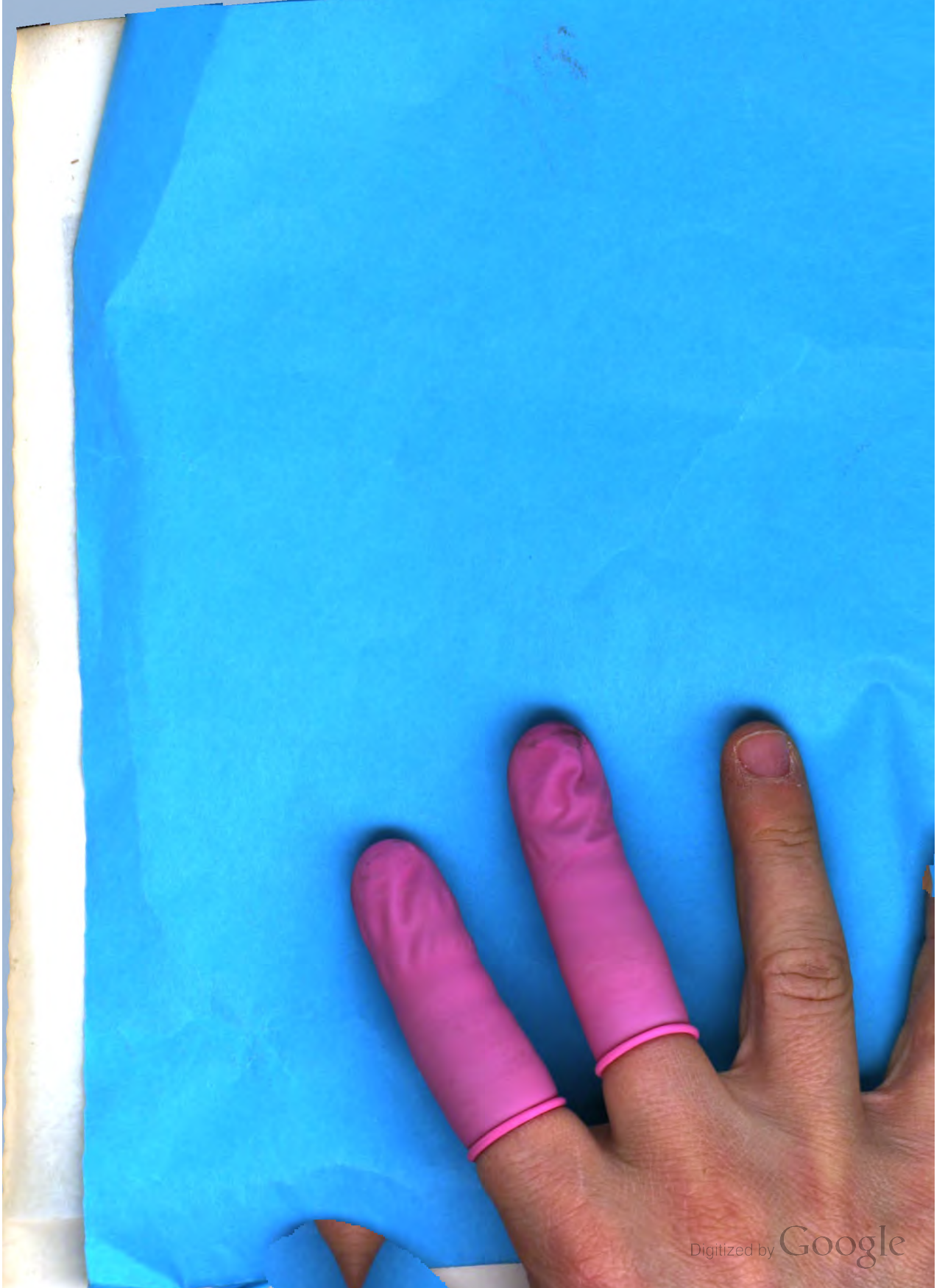
A. Schloenbach.

Preston.

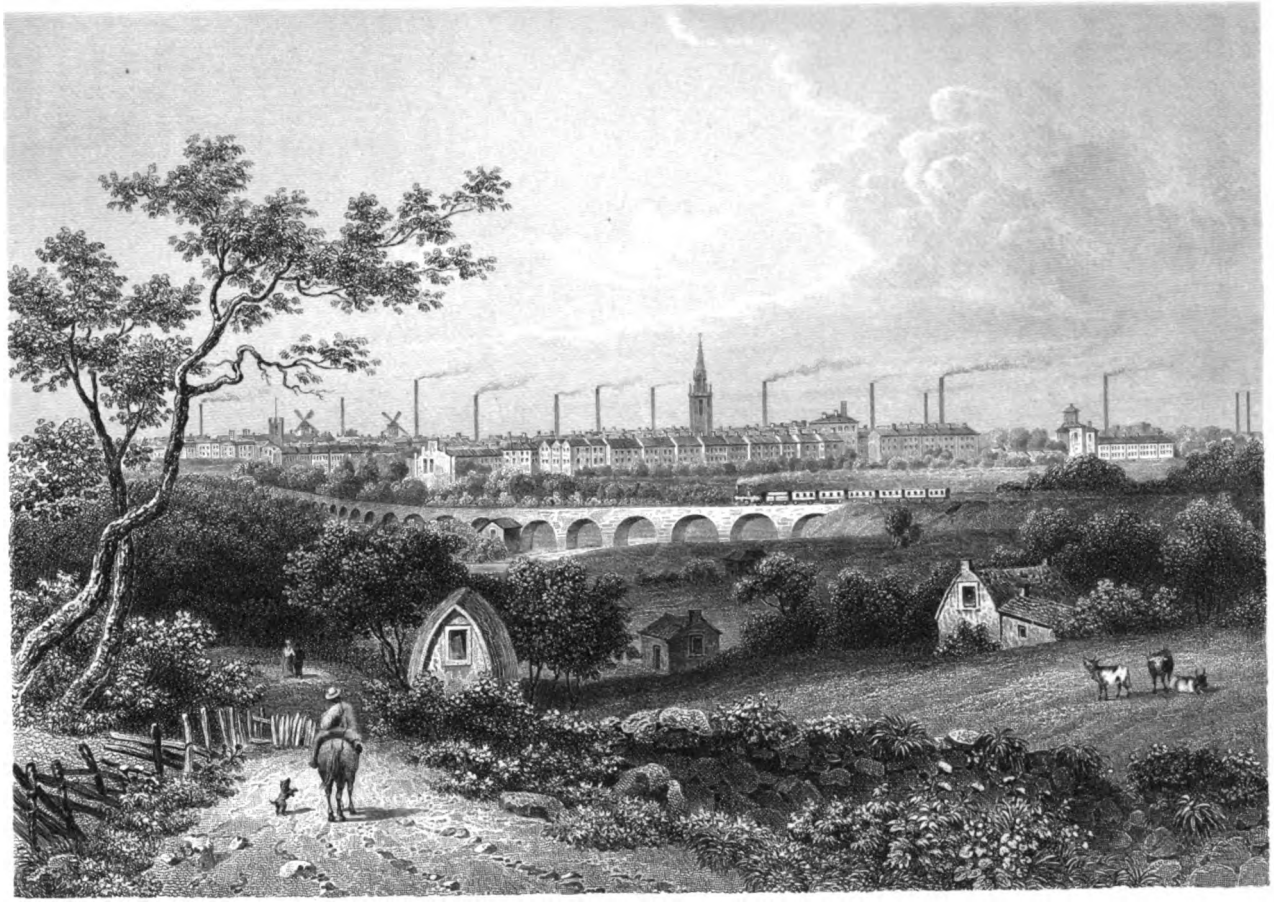
(1862.)

Das waren sehr denkwürdige Tage für Preston, die Septembertage im Jahre 1862. Die Fabriken von Preston standen still und an die zwanzigtausend seiner Einwohner hungerten; aber von den Dächern der öffentlichen Gebäude hingen Fahnen und Guirlanden, die Glocken von allen Thürmen läuteten und in der Mitte seiner festlich geputzten Straßen erhoben sich Triumphbögen und Ehrenpforten. Erschütternde Gegensätze in der That: Blumen und Kränze, welche mit ihrem Duft und ihren Farben die starren Züge des bittersten Mangels zudecken; Musik, welche die Seufzer von Tausenden begräbt, und lauter Jubel einer Zukunft in's Gesicht, welche kalt und finster dasteht, ein dichter Nebel über einem Grabe — ein Fest, wie es in der alten Zeit nur Römer, in der neuen nur Engländer feiern konnten.

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google



PRESTON

Digitized by Google

Digitized by Google

Preston feierte seinen Gildentag — „the Preston Guild" — welchen es seit dem Jahre 1328 und der Regierung Eduards III. fünfhundert Jahre lang, fast regelmäßig alle zwanzig Jahre einmal, gefeiert hat. Municipalbeamte zu wählen, die Stadtakten zu revidiren, lokale Vorschriften über Zölle und Märkte zu erlassen, alte Immunitäten und Privilegien zu erneuern und die Beziehungen zu den benachbarten „kleinen Herren", den „Lords", zu ordnen: dies ungefähr mag das Hauptgeschäft der Gildenzusammenkünfte viele Jahre gewesen sein. Allmälig aber, wie zu erwarten stand, rückte der festliche Theil dieser Zusammenkünfte in den Vorder- und ihr geschäftlicher Theil in den Hintergrund, bis in späteren Tagen Pferderennen, theatralische Vergnügungen, Prozessionen, Reden, Festmahle, Cricketpartien, Regatten, Feuerwerke und Traktamente in den Sonntagsschulen an die Stelle der alten und strengen Pflichten traten, welche der Mayor und die Bailiffs der Vergangenheit auszuüben hatten. Die städtischen Urkunden von Preston sind in einer vollständigen Reihe von Heinrich II. bis Georg IV. aufbewahrt; und obgleich die Korporationsakte von 1835 viele von den alten Ehren des „stolzen" Preston umhieb, so wurde der Gildentag im Jahre 1842 doch herrlich gefeiert und die Frage von 1862 war: ob dieses ein Jahr sei, um Feste zu begehen? Nicht in Preston allein — in ganz England ward diese Frage lebhaft erörtert. Denn ein Schicksal hatte unterdessen Preston betroffen, an welchem ganz England Theil nahm. Preston und der sogenannte Baumwollendistrikt im Norden von England, namentlich Lancashire, in welchem Preston liegt, waren aufgestanden, um Märtyrer zu werden für die Politik von England. Es ist nicht an uns — und wir Deutschen haben am Wenigsten ein Urtheil in dieser Sache — zu sagen, wer in dem unglückseligen Streite, welcher die einst Vereinigten Staaten und das Sternenbanner zerrissen, das Recht auf seiner Seite hat — ob der Norden, oder der Süden, ob Morill-Tarif oder Sklaverei. Aber England entschied sich für die Neutralität, und die Ersten, welche den furchtbaren Stoß dieser Politik und der ungebrochenen Blokade empfanden, waren die armen Arbeiter des englischen Nordens, von Manchester, Blackburn, Stockport, Wigan und Preston, welche von der Baumwolle leben. Jeder Ballen Baumwolle, welcher in Virginia verbrannt wurde, häufte Elend auf ein Arbeiterhäuschen von Lancashire, und schon waren von den 380,000 Arbeitern, welche in dem Baumwollendistrikt rund um Preston leben, wenigstens 200,000, das heißt mehr als die Hälfte, entweder ganz arbeitslos oder hatten so wenig Arbeit, daß sie davon allein nicht existiren konnten, als der September und die Zeit der Preston-Gilde sich näherte. Uns erinnert dieses Bild einer hungernden Stadt, mit Fahnen und Kränzen bunt behängt, an Nero, welcher musicirte, während Rom brannte; und unwillkürlich hat diese Feier eines seltsamen, mittelalterlichen Festes mitten in der tiefen Agonie einer bereits begonnenen Hungersnoth für unsern Begriff etwas Grausames, und die

Digitized by Google

Lustigkeit derselben etwas Gespensterhaftes. Aber die Engländer haben stärkere Nerven, als wir, ihre etwas verweichlichten Vettern, und bei all ihrer stark markirten Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit eine Zähigkeit im Festhalten am Alten und Verjährten, welche sich nur dadurch von der Stabilität einer gewissen Partei in Deutschland unterscheidet, daß sie mehr ein Gefühl, eine Stimmung, als ein Princip ist. Es ist bekannt, daß die Engländer die widerspruchvollste Nation sind; aber dieser Widerspruch macht sie groß. Jeder Engländer, an sich und für sich betrachtet, ist zugleich der konservativste und liberalste Mann von der Welt; die politischen Gegensätze von Bewegung und Stillstand sind dort nicht, wie bei uns oder den Franzosen, auf zwei große und getrennte Massen der Nation vertheilt, welche bereit wären, die Frage schließlich im Straßenkampf zu lösen: sondern in der Seele jedes Einzelnen von der Nation ist die Mischung vorhanden, und ihr öffentliches Leben hat darum im besten Sinne, neben seiner praktischen Tüchtigkeit, einen poetischen Anhauch, weil jene Stimmung nicht daraus verschwunden ist, noch jemals gänzlich daraus wird verschwinden können. Wenn die Engländer einen König entthront oder eine Dynastie, eine Religion verändert haben, so wurde die revolutionäre Handlung jedesmal durch eine Autorität der Vergangenheit begründet. Oeffentliche Aufzüge, Schaugepränge sind dorten populär. Jedesmal noch, am 5. November, wird — zur Erinnerung an die Papistenverschwörung des siebenzehnten Jahrhunderts — ein „Guy Fawkes" durch die Straßen von London geschleppt und in der Gestalt desselben ein verhaßter Papist des Tages (bis zum Krimkriege der dritte Napoleon und in den neuern Jahren „der letzte Papst") öffentlich an den Straßenecken verbrannt. Der Lord Mayor von London hält noch regelmäßig am 9. November jeden Jahres seinen feierlichen Umzug durch die City. Die Peers von England tragen ihre Hermeline und die Richter ihre Perrücken, wie vor sechshundert Jahren. Es ist wirklich zum Erstaunen, welch' eine Masse von Mittelalterthum noch unter den Engländern unserer Tage lebt. Die Citykompagnien mit ihren prachtvollen Stadthallen und die übrigen Korporationen, obwohl eines Theils ihres ehemaligen Glanzes beraubt, sind die Stammsitze dieses Gefühls, durch welche dasselbe namentlich in den Mittelklassen stetig erhalten bleibt; und in all diesen Körperschaften ist eine Tendenz wahrnehmbar, solch' alte Traditionen nicht blos nicht untergehen zu lassen, sondern immer neu zu beleben. Ein jeder Aldermann hält eine Art von Entschuldigung für nothwendig, so oft er seinen pelzverbrämten Mantel und seine Kette anlegt; aber er würde alle Gerichtshöfe des Königreichs in Bewegung setzen, wenn man sie ihm nehmen wollte. Nicht blos die Kollegien, sondern auch die bürgerschaftlichen Korporationen bewahren das Silbergeschirr, die „Gratias"-Humpen, die großen Silberscepter und Stäbe der Vergangenheit; und in einigen Citykompagnien von London setzen Meister und Wardeine noch immer an den Tagen der Feste und Wahlen die alten

Digitized by Google

Schirm- und Schutzhauben, die sogenannten „caps of maintenance“ auf, welche vor fünfhundert Jahren verfertigt worden sind. Daß dieses Gefühl, diese Anhänglichkeit an das Alte nicht unverträglich sei mit dem wirklichen Fortschritt in allen Künsten des Lebens und der Regierung, zeigt uns das Bild Englands in sprechenden Farben; und daß dieses Gefühl sogar Stand hielt gegen die dunkeln Wolken, welche eine noch dunklere Zukunft prophezeien: dieses ist eine Garantie sowohl als ein Zeichen, wie tief es in den Herzen der Nation wurzelt.

So schmückte sich denn Preston zu Anfang des Septembers 1862 mit all der Herrlichkeit und dem Prunk vergangener Zeiten, und wochenlang mischten sich in den öffentlichen Blättern Englands die Berichte von der Arbeiternoth in Lancashire mit den Festberichten der Preston-Gilde.

Aber wie sah es — wie sieht es in Preston aus, nachdem der kurze Feiertagsjubel verrauscht, nachdem die Kränze abgerissen, die Musik verstummt war, und man bei der ungeheuern Stille, die ihr gefolgt, und die kein Arbeiten der Maschine, kein Sausen von Rad und Spule mehr unterbrach, das ängstliche Klopfen von zwanzigtausend schwer gedrückter Herzen vernehmen konnte?

Es war ein trüber, regnerischer Septembernachmittag, als ich, in diesem Jahre, Preston zum zweiten Male besuchte. Ich fuhr von Liverpool dahin. Es waren vier Jahre, seitdem ich Preston zum ersten Male gesehen hatte. Damals kam ich von Irlands Küsten herüber. Wohl erinnere ich mich noch des lustigen Städtleins, wie es da lag unter dem warmen Herbstsonnenschein, wie die Kette der Hügel ringsum glänzte, wie die Wiesen, frisch vom Thau, dampften und in den leicht wallenden Frühnebel die großen Fabrikschlöte ihre schwarzen Rauchwolken hineinbliesen. Ich erinnere mich der ruhigen, reinlichen Straßen, in denen nur selten ein Wagen oder ein Mensch gesehen ward, weil Alles bei der Arbeit war, die Menschen in den Fabriken, die Pferde draußen in den Feldern. Ich erinnere mich vergnügter Nachmittage, wo ich mit den Männern von Preston auf einem weiten Bowling-Green, und nicht minder vergnügter Abende, wo ich mit ihnen im „rothen Löwen“ zusammen war. Auch der schönen Emily Herbert, der berühmten Zeitungsverkäuferin von Preston Station, erinnere ich mich, wie sie mit einem großen Blumenbouquet dastand, als ich Abschied nahm, und mir mit ihrem Lockenkopf freundlich winkte, bis der Zug verschwunden war. Aber von diesem lustigen Preston sollte ich dieses Mal Nichts sehen. Emily stand nicht da; eine Herbstsonne, kein Grün, kein Leben — traurig nur im Abendwinde und Regen raschelten die halbwelken Kränze, welche von dem Gildenfeste übrig geblieben waren. Mein erster Weg, sobald ich mir im Victoria-Hôtel Zimmer genommen

Digitized by Google

(ich hätte das ganze Haus haben können, so leer war es darin), war gegenüber zu einem Freunde von Ehedem, einem gemüthlichen, alten Burschen mit einer Frau, vier Kindern, einem röthlichen Barte und dem besten Herzen von der Welt. „Schlechte Zeiten," rief er, indem er mir seine starken, knochigen Hände entgegenstreckte, um die meinigen zu schütteln. Ich hätte mir's nicht eingebildet, daß die Noth so rasch um sich greifen kann. Aber hier sah ich's, obgleich mein Freund zu den bessern Klassen von Preston gehört und erst indirekt den Stoß empfinden kann, der die eigentliche Masse des niedern Volkes betroffen. Der Verlust stellt sich erst allmälig, aber um so empfindlicher ein. Die Hauseigenthümer erhalten keine Renten, die Kaufleute können getrost ihre Läden schließen, und die Abgaben steigen von Woche zu Woche. Das muß zuletzt Ruin auf die ganze Stadt bringen. Zwar gehen durch das ganze Britenreich die Sammlungen für den Baumwollendistrikt im großartigsten Maßstabe — denn die Engländer wissen, daß die armen Weber von Lancashire für eine nationale Idee darben; aber was in einem Monat zusammenkommt, reicht kaum für eine Woche aus. Der wöchentliche Verlust an Arbeitslöhnen betrug in dem Distrikt damals schon wenigstens 100,000 L. St., und wird im Verlaufe des Winters sich auf 150,000 L. St. die Woche steigern. Bei der niedrigsten Schätzung wird die zur Unterstützung der unbeschäftigten Arbeiter nach dem Verhältniß von 2 Schilling per Kopf wöchentlich nothwendige Summe vor Weihnachten noch die gewöhnliche Armensteuer um 30,000 L. St. übersteigen; und wenn die Noth ihre Höhe erreicht hat, wird es 100,000 L. St. wöchentlich kosten, um die Arbeitslosen vor dem Verhungern zu schützen. Die Steuerauflage, um diesem Elend zu begegnen, wird von drei bis fünf Schilling auf das Pfund Sterling betragen, und dieses, da so viele Steuerpflichtigen arm sind, wird die Last der Vermögenden zu sieben bis acht Schilling vermehren — d. h. 2 Thlr. 10—20 Sgr. auf jede 6 Thlr. 20 Sgr. Erst wenn die Noth ihren Gipfel erreicht hat, wird vielleicht das Parlament einschreiten, da es das Princip hat, der lokalen Verpflichtung und dem allgemeinen Wohlthätigkeitssinne nicht vorzugreifen; „dann aber", schloß mein Freund seinen Bericht, „werden wir Alle Bettler sein." — Der alte, gute Bursche war ganz melancholisch geworden, indem er so gesprochen hatte; aber auch der Thee, welcher nun hereingebracht wurde, war gegen frühere Jahre sehr schmal geworden. Alle jene luxuriösen Kleinigkeiten, welche den englischen Theetisch auszeichnen, waren verschwunden, und das wehmüthige Lächeln der Wirthin, indem sie die Tassen füllte und zum Essen einlud, sagte mir mehr, als die ganze Beredsamkeit ihres Mannes vorher. Der arme Schelm that mir leid. Der dünne Thee schien ihm nicht besonders zu schmecken; ich kannte seine Vorliebe zu einer Cigarre und einem Glase Punsch. Das aber waren schon unbekannte Dinge in den Häusern von Preston geworden. Ich lud ihn daher ein, mich in das Hôtel zu begleiten.

Digitized by Google

Seine Frau machte zwar Einwendungen; aber der natürliche und nur schwer unterdrückte Hang zum Wirthshaus überwog in ihm und er begleitete mich. Es sah betrübt aus in dem Wirthshaus. Die hübschen Mädchen an der Barre — ächte „Lancashire witches“ — hatten so gut, wie gar nichts zu thun; und obgleich in der Rauch- und Trinkstube ein tüchtiges Feuer brannte, so war doch Niemand darin, um an demselben zu rauchen und zu trinken. Spät noch kam ein Mann herein, welcher sich zu uns an das Feuer setzte. Mein Freund machte mich mit ihm bekannt. Er war ein Mitglied des Prestoner Armen-Unterstützungscomités, und kehrte eben von einem Gang durch sein Quartier zurück. Seine Erzählungen von Dem, was er in der letzten Viertelstunde gesehen, waren herzzerreißend. „Dicht hier vor dem Wirthshaus,“ sagte er, „traf ich ein kleines Mädchen, dünn gekleidet, aber Spuren besserer Tage an sich tragend; das kleine Mädchen versuchte einem Hunde einen Knochen aus dem Maule zu reißen, welchen er irgendwo gefunden haben mochte. Der Hund knurrte und wollte den Knochen nicht hergeben, und das kleine, hungrige Wesen blieb traurig stehen, indem der Hund mit seiner Beute fortlief. Was wolltest du mit dem Knochen machen? fragte ich das Kind. — Ich hätte von dem Knochenhändler Salz dafür bekommen, und der Bäcker hätte mir für das Salz ein Stück Brod gegeben, sagte das Kind und die dicken Thränen liefen ihm dabei aus den Augen. — Ich bin nun durch den ganzen Baumwollendistrikt gewandert,“ fuhr der Mann, sichtlich bewegt, nach einer Pause fort, „und überall habe ich dieselben Scenen gezwungener Unthätigkeit gesehen, — dieselbe ungewohnte Klarheit der Luft, weil kein Schornstein mehr raucht, dieselbe Traurigkeit in den Gesichtern — aber Gott sei Dank auch überall dieselbe Ehrenhaftigkeit, dieselbe standfeste Tugend im Ertragen des Elends. Ich habe kaum eines der kalten Häuser in jenen langen Reihen düsteren Backsteingemäuers, welche die Arbeiterviertel in unsern Fabrikstädten bilden, besucht, in welchem nicht Tag für Tag eine lebendige Heldengeschichte ausgeführt würde, mit mehr Heroismus und mehr Poesie zuweilen, als unsere Romanschriftsteller erfinden könnten!“

„Und wann wird das Ende kommen für so viel unverdientes Leiden?“ fragte ich. „Nicht vor dem Sommer,“ erwiederte der Beamte; „entweder hat dann der Krieg in Amerika aufgehört, oder die vermehrte Baumwollenzufuhr aus Ostindien hat dann begonnen. Denn wir haben eine große Lehre durch diese Noth, die uns jetzt betroffen, erhalten; die nämlich, daß es sehr unbedacht von uns gewesen, unsere ganze Existenz auf die eine Zufuhrquelle aus Amerika zu setzen. Warum haben wir nicht früher daran gedacht, daß wir ruinirt sein würden, wenn diese einzige Quelle verstopft wird? Die Baumwollen-Zone umfaßt ein Drittel der bewohnten Erde. Von Virginia bis nach Paraguay gibt es kaum einen Fleck auf den beiden großen Kontinenten von Amerika, auf welchem Baumwolle nicht gepflanzt werden könnte. Der ganze Kontinent von Afrika, Mada-

Digitized by Google

gascar eingeschlossen, ist Baumwollenland; ebenso der Süden von Spanien, Italien, Griechenland, Türkei, Kleinasien, Arabien, Persien, Turkestan, Indien, Tibet, China, die Inseln und der ganze australische Kontinent, nördlich von Sidney und dem Swan River. Zwar ist die Baumwolle aus den meisten der genannten Gegenden nicht der Baumwolle aus den Amerikanischen Sklavenstaaten zu vergleichen, da die Arbeit und Erfahrung so vieler Jahre hier zu einer Verfeinerung des Artikels geführt hat, der anderwärts noch lange vermißt werden wird. Indessen ist die Noth die Mutter der Erfindungen; und wie jedes Uebel sein Gutes hat, so wird diese Zeit des Elends, wenn wir sie nur männlich durchmachen, eine Garantie dafür sein, daß wir eine solche zum zweiten Male nie wieder erleben werden — weder wir noch unsere spätesten Nachkommen."

Indem der Beamte so schloß mit gehobener Stimme, die etwas Prophetisches für mich hatte, hörten wir von draußen einen traurigen Gesang. Er kam von der Straße her und wir traten vor die Thüre. Da stand ein junges Weib, ungefähr dreißig Jahre alt, mit einem Kinde im Arm, singend, in einer süßen, klagenden Stimme, eins von jenen Lancashire-Liedern, welche hier zahlreich noch im Munde des Volkes leben. Es war das erste Lied, welches sie in ihrem Leben auf der Straße gesungen hatte, und die zitternde Stimme, das gesenkte Auge, indem sie ihr Kleines krampfhaft an sich drückte, waren in der That rührender, als ich es beschreiben kann. Als das Lied zu Ende war, sah das arme Geschöpf sich mit einem schüchternen Blick in dem Kreis um, welcher sich eingefunden hatte; aber sie hatte nicht berechnet, ob ihre Kraft auch ausreichen würde, — der Augenblick war härter, als sie gedacht hatte, und plötzlich brach sie in eine leidenschaftliche Fluth von Thränen aus. Während wir dastanden, von Mitleid und Kummer bewegt, trat auf Einmal ein starker, wettergebräunter Bursch aus der Mitte des Kreises, nahm seine Mütze vom Kopfe, sammelte für die Arme und gab ihr, was er erhalten hatte. Und da waren Bettler genug, die mit feuchten Augen sich von ihrem letzten Kupferstück trennten, um Eine zu unterstützen, die arm war, wie sie, aber nicht die Kraft hatte, zu betteln!

Am andern Morgen — es war ein Sonntagsmorgen und der Regen hatte nachgelassen — machte ich mit meinem Freunde und dem Beamten eine Wanderung durch die Arbeiterquartiere von Preston. Obgleich ich viel traurige Anblicke dort hatte von leeren kümmerlichen Wohnungen, in welchen es sonst gar schmuck und nett ausgesehen hatte — von müßigen Burschen in zerrissenen Jacken, die dutzendweise vor den Thüren lungerten, von Frauen und Mädchen, deren ganzer Sonntagsstaat ein abgelegtes Baumwollkleid von früher war, von Kindern, welche vor Hunger weinten: so hat diese Wanderung doch einen sehr erhebenden Eindruck in mir zurückgelassen. Keinen Vorwurf las ich in diesen von Gram gezeichneten Gesichtern, keine Verzweiflung, keinen lästerlichen Entschluß — nur Ergebung,

Digitized by Google

stille Ergebung. Von düsterer Verbissenheit ist nichts zu sehen. Sie denken nicht an Aufruhr gegen die Obrigkeit, noch geben sie wilden Regungen der Rache gegen die Reicheren Raum. Sie fühlen, daß sie der ganzen Nation jetzt ein großes moralisches Beispiel zu geben bestimmt sind. Sie betteln nicht, sie tragen ihr Elend nicht zur Schau; und als ob ein erhöhter Geist in sie eingezogen wäre mit dem Bewußtsein der höheren Aufgabe, die sie nun übernommen haben: das Verbrechen in Lancashire hat in dem Grade abgenommen, als die Noth darin zunimmt.

Solch ein Bild möcht' ich dem deutschen Volke zeigen — solch ein Bild von Schweigen und Dulden um des Gesetzes willen! von Hunger und Kummer, von Noth und Trübsal, männlich getragen für's Vaterland! Dieses illustrirt auf schönere Weise als jeder wirkliche Tod das „dulce et decorum" des römischen Poeten; dieses ist die wahre Römertugend, von welcher man uns in der Schule gesagt, daß sie nun gänzlich aus der Welt verschwunden sei. Nein! sie ist nicht verschwunden; sie lebt noch, lebt noch im Volke von England, in den Distrikten der armen, halbverhungerten Weber von Lancashire. Hier, tretet mit mir in eines dieser steinernen Häuschen von Preston. Der Vater, ein Mann von vierzig, sitzt auf einem Schemel vor dem kalten Kamin, und um ihn hockt eine Familie von sechs Kindern auf dem nackten Boden und eine Frau in einem Leinenmantel. Sonst, in besseren Tagen, um diese Zeit, saß der Mann in einem weichen, gepolsterten Lehnstuhl, und rings um den wohlbestellten Tisch saßen die Frau und die Kinder, alle im Sonntagsputz, und ein gutes Feuer brannte im Kamin, auf dessen Rande, umgeben von allerlei hübschen bunten Gläsern und Porzellanfiguren, eine stattliche Uhr tickte. Damals aber arbeiteten auch der Vater und alle sechs Kinder in der Fabrik und hatten zusammen wöchentlich ihre zwei Pfund Sterling. Da plötzlich entbrannte der Krieg in Amerika und die Krisis kam, und die Baumwolle blieb aus, und die Fabrik hatte nur noch drei Arbeitstage, und die Familie nur noch zwölf Schillinge die Woche, um davon zu leben. Aber härtere Zeiten standen bevor — die Fabrik ward ganz geschlossen, und nun hörte jeder Verdienst auf. Von dem Schilling per Kopf, welches die Armenkasse als Wochenunterstützung bis jetzt gewährt hat, kann kein Mensch leben, und alle die kleinen Haushaltsschätze gingen, eins nach dem andern, — zuerst die wenigen Luxusgegenstände, die paar Bücher, die Guitarre oder die Handharmonika, die fast in keinem Hause der musikliebenden Arbeiter von Lancashire fehlten, dann der Lehnstuhl, die Uhr, Glas und Porzellan, die andern Stühle, der Tisch — alle die andern Laren und Penaten, die Bilder von den Wänden, die Kohlen aus dem Kamin, die Kleider aus dem Schranke, die Betten aus der Kammer — bis Alles nackt und leer und nichts zurückgeblieben war, als dieses braune, dicke Buch allein: die alte Familienbibel mit ihrer kleinen Hauschronik auf dem ersten Blatt und ihren vielen Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit.

Digitized by Google

Die alte Bibel ist das Letzte, das Einzige fast, was der hungernde Arbeitsmann von Lancashire noch sein Eigen nennt. Ich sah sie in einem jeden von allen Häusern, die ich besucht habe. England aber darf stolz sein auf Männer, wie diese. Einst, in späteren Zeiten, wenn es auf dieses Elend zurückblickt, so standhaft erduldet, so heldenmüthig, so fest und ohne Wanken: dann wird es der Geschichte desselben eine Stelle gönnen neben den glorreichsten Thaten der Nation und mit Stolz sich erinnern der Männer von Lancashire, welche der Welt gezeigt haben, daß es nicht minder ruhmvoll sei, für das Vaterland zu hungern, als für das Vaterland zu sterben! —

Julius Rodenberg.

Das Engelberger Thal.

Wer das Ideal eines Hirtenthales, wie es die Phantasie am heimatlichen Heerde im Norden sich schafft und mit den lieblichsten Farben ausmalt, in Wirklichkeit kennen lernen will, der folge uns, wohin unser Bild uns führt, in's Engelberger Thal! Gebettet in den weichen, grünen Schooß der Alpmatten, lagert es, in erhabenster Gebirgsumgebung, wie ein blumiges Eiland im wilden majestätischen Ocean, ein heimlicher holder Winkel voll Friedens, voll feierlicher Ruhe und hoher edler Einfalt, den man mit Recht den Krondiamant in der landschaftlichen Schatzkammer Unterwaldens genannt hat.

Der Weg dahin führt vom Vierwaldstättersee aus, die Engelberger Aa aufwärts, die zwischen Buochs und Sankt Antoni als ein schönes blaues Bergwasser in jenen See fällt, durch ein abschüssiges Bergthal, das anfangs immer enger wird und erst nach längerer Steigung sich weitet. Je weiter man kommt, desto wilder wird der Charakter der Gegend, besonders nachdem man Grafenort, das alte Herrenhaus des Großvaters Rudolfs von Habsburg, hinter sich hat. In jäher Tiefe zur Rechten schäumt der Fluß durch sein enges Felsenbett, links steigen Berg und Wald empor, in prachtvoller Mischung. Endlich, beim sogenannten

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Schwand, öffnet sich der Wald, die Wände treten zurück und allerliebste Alpenlandschaften entwickeln sich mehr und mehr. Noch um eine Waldecke wandern wir, und das Ziel ist erreicht: das reizende Gelände des Engelberger Thals mit seinen malerischen Häusergruppen und der stattlichen Abtei am Eingang desselben dehnt sich vor uns aus. Es ist länglich rund und rings von zerrissenen Felsgiebeln und ungeheuern Bergen umfangen, die sich meist in schroffen Abschüssen niedersenken. Der Standpunkt, den der Zeichner unseres Bildes wählte, ist vom Kloster etwas thaleinwärts auf einer kleinen Anhöhe. Der majestätische Bergkoloß in der Mitte vor uns (im Süden) ist der Titlis, von dem links (südöstlich), aus mächtigen Schneelagern emporragend, die schwarzen Felszacken der Spannörter emporragen. Weiterhin umschließen das Thal (auf dem Bilde nicht sichtbar) im Osten der Schloßberg, das Gemsispiel und der Sättelistock, der Weißstock und der Hahnenberg, im Norden der Planggengrat, Rothstock und Wallenstock, im Westen und Südwesten das Hochlicht, der Salisstock, Zingelstock, der Laubersgrat, der Ochsenkopf, der Rizistock und der Wildgeisberg. Während so das Thal gegen Süden völlig geschlossen ist, liegt es gegen Nordwesten der rauhen Bise offen, und verdrießlicher andauernder Regen ist daher kein seltener Gast bei den Engelbergern. Sie nennen ihn den „grauen Thalvogt", und wissen sein Kommen vorher, wenn sie den Gipfel des Salisstockes mit düstern Wolken umhängt sehen und die unterirdischen Wasser murmeln und tosen hören. Ueberhaupt ist das Klima des Thales, das 3180 Fuß hoch liegt, ziemlich rauh; Obst und Getreide kommen nicht mehr fort, dagegen prangt es im herrlichsten, blumenreichsten Graswuchs und die prachtvollsten Tannen- und Buchwaldungen erquicken Auge und Sinn des Wanderers. Im Frühling und Winter sind Lawinen häufig. Die Gemeinde des Engelberger Thales zählt etwa 2000 Einwohner, die in 215 zerstreuten Stätten wohnen. Sie leben von Viehzucht und Alpenwirthschaft und beschäftigen sich nebenbei mit Seidenkrempeln; auch gibt ihnen das Kloster, namentlich durch seine großen Sennereien, Manches zu verdienen. Es ist ein kräftiger Volksschlag von treuherzigem Wesen, in der Kleidung von den übrigen Unterwaldnern nicht wesentlich verschieden.

„In diesen Gründen (sagt ein schweizer Schriftsteller, J. Reithard) waltet der Geist feierlicher Einsamkeit und ladet den einkehrenden Fremdling zu ernsten Betrachtungen ein.

Denn der Geist einsamer Stille, der den Waldstrom hoch umkreiset,
Des Gebetes Geist, der schwebet über Wald und Bergesstufen,
Hat dahin, wo Menschenaugen sich Natur am rauhsten weiset,
Jederzeit die auserwählten, frommen Seelen beigerufen.

(Lamartine.)

So mag wohl der Geist der Einsamkeit auch dem Stifter des Klosters, dessen stattliche Gebäude bei der Weitung des Thales sich erheben,

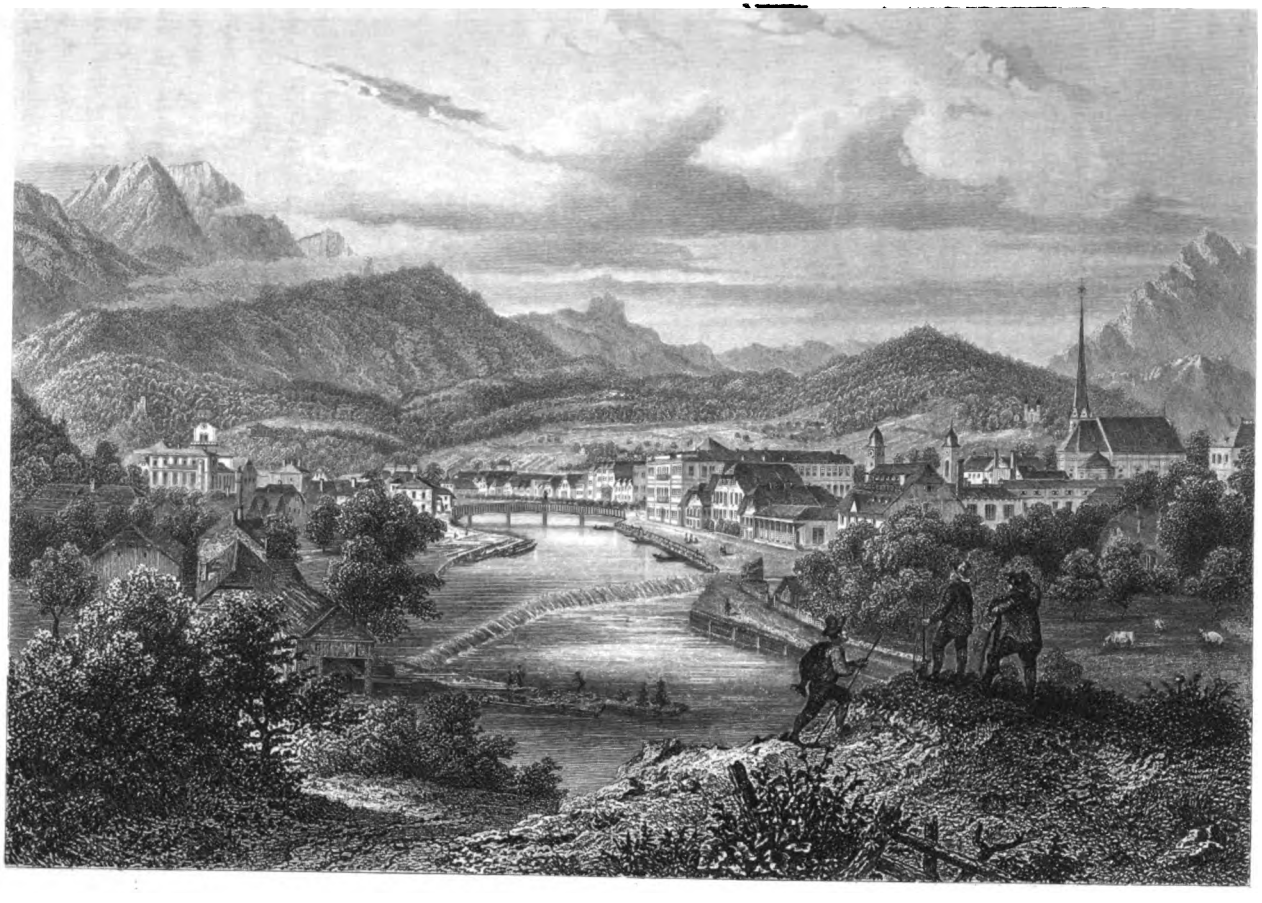
Digitized by Google

zum Herzen des frommen Konrad von Seldenbüren gesprochen haben, als derselbe einen Frieden suchend, den die Welt nicht gibt, in dieses entlegene Bergthal eingedrungen war. Er gehorchte der Stimme und begann (um 1100) das Kloster zu bauen, nachdem die Au bei Buochs, welche zuerst zum Bauplatz bestimmt war, ihm zu wenig einsam geschienen hatte. Der Stifter, durch einen Leibeigenen grausam ermordet, liegt nebst dem ersten Abte Adelhelmus in der Klosterkirche begraben. Nach der Sage soll dem letztern, bei seinem Sterben auf dem Hahnenberge, an dessen Fuß das Konventhaus mit seinen weitläufigen Oekonomiegebäuden liegt, wunderbar von den Engeln musicirt worden und dadurch der Name „Engelberg" entstanden sein." Das Thal stand bis zur Staatsumwälzung der neunziger Jahre unter der milden Herrschaft des Krummstabs. Damals herrschte der humane Leodegar Salzmann, der sich wie kein früherer Abt seines Völkleins annahm und dessen sittlichen Wohlstand durch Lehre und Beispiel, den ökonomischen durch Einführung der Seidenkrempelei wirksam förderte. Andere Aebte früherer Zeit, z. B. Barnabas Bürcki, einer der beredtesten und geachtetsten Vertheidiger des Katholicismus zur Reformationszeit, haben sich durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Der Abt war zu jenen Zeiten der Monarch des Thals. Er wählte bei seinem Amtsantritt aus eigner Machtvollkommenheit Amman, Statthalter, Pannerherrn, Fähndrich und Waibel, worauf die Thalgemeinde einen Zwölfervorschlag machte, aus dem der Prälat vier Männer zu wählen hatte. Jene fünf und diese vier bildeten zusammen das „Thalgericht." Als letzte und höchste Instanz entschieden unter des Abtes Vorsitz die fünf ältesten Konventualen. Seit 1798 bildet die Gemeinde Engelberg einen integrirenden und gleichberechtigten Theil von Obwalden, und ist vom Kloster unabhängig, obschon die frommen Väter, die nicht nur die materiellen Interessen, den Käse- und Heuhandel fast ausschließlich in Händen haben und die Bankiers der Thalbauern machen, denen sie Kapitalien auf Zins leihen, sondern auch im politischen Leben ihre Meinung geltend zu machen wissen, nach wie vor die Herren im Lande sind. Innerhalb der Mauern hat sich der Abt, der unmittelbar unter dem Papst steht, seine absolute Souveränetät gewahrt und regiert mit monarchischer Selbständigkeit. — Die Gebäude des Klosters sind weitläufig, und einzelne Gemächer, z. B. die des Abtes stattlich, im Ganzen aber architektonisch nicht ausgezeichnet. Sie stammen aus dem vorigen Jahrhundert, denn das Kloster, das bereits früher zweimal (1197 und 1306) abgebrannt war, mußte, nachdem es 1723 abermals ein Raub der Flammen geworden war, zum viertenmal frisch aufgebaut werden. Die 20,000 Bände starke Klosterbibliothek enthält manche interessante Codices und Inkunabeln, von denen freilich die Franzosen 1793 unter Lecourbe den größten und werthvollsten Theil hinweggeschleppt haben.

Vom Engelberger Thal leiten ziemlich stark begangene Pässe über die Surenen nach Altdorf und über den Jochberg nach Meiringen. Andere

Digitized by Google

Digitized by Google



ISCHL

Bibliograph Institut in Hildburghausen

Digitized by Google

Uebergänge führen vom Kloster aus über das Juchli nach dem Melchthal und über die Storegg nach Sachseln. Der Gipfel des Titlis, früher für unersteigbar gehalten, wird jetzt vom Engelberger Thal aus, ohne besondere Schwierigkeit und Gefahr in 6 Stunden erstiegen. Er gehört unbestritten zu den imposantesten Bergen der Urschweiz. Wie eine für Ewigkeit errichtete Felsenwarte erhebt er seine Massen, von Ost und Süd gesehen, fast scheitelrecht aus den furchtbar zerrissenen Eisschründen der Uraths- und Wendegletscher, den Gipfel mit einer 175 Fuß dicken Schneehaube bedeckt, — während der nach West und Nordwest absinkende Schneerücken sanft gewölbt und fast sphärisch abgerundet ist. Die Aussicht von seinem Gipfel gehört zu den prächtigsten, reichsten und wildesten, die es gibt; namentlich ist der Blick gegen Süden großartig und wahrhaft erschütternd.

B.

Ischl.

Oberösterreich — Salzburg — das Salzkammergut — Ischl! Name auf Name, — erst den weitesten Kreis bezeichnend, bis der schöne Mittelpunkt gefunden ist, ein Ziel für Tausende, die Genesung suchen oder doch Stärkung — Stärkung für das Gemüth, für den Körper, wie eine reizende Natur und ein Wandern und Weilen auf den Bergen sie immer zu geben vermag.

Ischl ist der Hauptort des Salzkammergutes, ein Marktflecken im Bezirk Gmunden an der Traun und am Ischl, die hier sich vereinigen. Malerisch reizend liegt es im Mittelpunkte der Thäler, welche sich zum Traun-, Hallstädter-, St. Wolfganger- und Attersee erstrecken und eine der schönsten Gegenden des Landes, Europa's, der Welt bilden. In dem eine Stunde nach Osten entfernten ischler Salzberge (3174 Fuß hoch) wird Salz durch Auslaugen gewonnen und in den ischler Salzwerken weiter verarbeitet. Schon seit 1571 besteht diese Salzsiederei. Aber 1822 benutzte man diese Gabe der Natur nicht nur zum unentbehrlichen Nahrungs-

Digitized by Google

mittel, sondern auch als Heilkraft für die Menschen durch Anlegung eines Soolbades, und vorzüglich diesem verdankt Ischl seine Hebung und seinen Ruf. Von Jahr zu Jahr wurden die Badeanstalten verbessert, Dunst- und Schlammbäder kamen hinzu, auch eine Schwefelquelle ward vielfach benutzt. So ist der Ort zu 2200 Einwohnern angewachsen, und alljährlich findet sich eine noch viel zahlreichere Bevölkerung von Badegästen und Fremden dort ein. Ein geschmackvolles Badehaus, das großartige Sudhaus, ein hübsches Theater, Posthaus, Bürgerspital, eine Schwimmschule, eine stattliche (natürlich katholische) Kirche mit einem Römerstein an der Außenseite und eine Anzahl geschmackvoller Häuser und Villen gereichen ihm zur besonderen Zierde. Nach allen Seiten hin sind für die Badegäste Promenaden angelegt worden, mit wohl einem halben Hundert Ruheplätzen, die immer neue wechselnde Aussichten und malerische Gruppirungen zeigen. Zu den schönsten Punkten gehören: Schwalnauers Garten, der Dachsteinplatz mit der Ansicht des Gletschers, der Siriuskogel, der Prater mit der Schießstätte, der Kalvarienberg ꝛc. Das Schönste aber hat doch die Mutter Natur hier gethan, die das Thal bildete in seiner romantischen Schönheit, zwei Flüsse hindurchschlang wie ein funkelndes Geschmeide und gewaltige Bergriesen, wie den Dachstein einerseits und das Höllengebirge anderseits, zu seinen Wächtern setzte.

Könnten sie nur auch dies Paradies bewachen vor dem Feind, der im Innern lauert, vor der Pfaffenherrschaft finsterem Druck, der auch hier im Stumpfsinn und in der sittlichen Verkommenheit des Volks sich bemerklich macht, wachen aber auch, daß nicht von außen Feinde eindringen, die immer im Geleit eines regen Fremdenverkehrs und Badelebens sind: das Spiel, der Schwindel, Lug und Trug in allen Schichten der Gesellschaft. Könnten sie wachen, daß nicht gar die Diplomatie hier ihre Karten mischte, unheilvolles verdecktes Spiel zu treiben mit der Wohlfahrt der Völker, gerade dann am meisten, wenn man ihren Wünschen nicht offen und rücksichtslos entgegenzutreten wagt.

Man braucht nicht weit auszuholen, um sich zu dieser Bemerkung veranlaßt zu fühlen — nicht allein durch die traurige Berühmtheit der karlsbader Beschlüsse wird sie gerechtfertigt. Auch Ischl war mehr als einmal der Schauplatz verhängnißvoller Konferenzen. Die Reaktion, die nach dem deutschen Frühlingstraum von 1848 und 1849 ihr Haupt immer siegreicher erhob, in diesem paradiesischen Stückchen schöner Gotteserde suchte sie Stärkung für sich selbst, und wo Salz- und Schwefelquellen sich ergossen, da boten ja Analogien ein günstiges Zeichen für ihr Werk. Im August 1850 hielten hier der österreichische Ministerpräsident, Fürst Schwarzenberg, der russische Minister von Nesselrode und Herr von Meyendorf, der russische Gesandte in Berlin, ihre Zusammenkunft. Und ein Jahr später, am 30. August 1851, traf sich hier der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich mit dem König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. Was

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

auch dort in's Geheim verhandelt ward: der Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes galt es nicht, noch etwa dem Fortschritt in seinen Einzelländern, denn wir wissen, was später Alles geschah, um Deutschland auf's Neue dem Hohn des Auslandes Preis zu geben und selbst die billigsten Wünsche der Völker zum Schweigen zu bringen.

Louise Otto.

Walter Scotts Monument

in Edinburg.

Wohl mag der Schottländer mit gerechtem Stolze das Ehrenmal betrachten, das er dem Dichter seines Landes dankbar und pietätvoll errichtete, — aber auch wir Andern lassen den Blick mit Wohlgefallen und liebevoller Theilnahme darauf ruhen, und Manchem mag es von dem luftigen zierlichen Bau, wenn er sich dessen Bedeutung bewußt wird, mitten im Ernst des Lebens, unter Sorgen, Geschäften oder Zerstreuungen, anwehen wie ein Hauch aus ferner goldener Jugendzeit, da er die Dichtungen dieses Mannes in seliger Trunkenheit las. Niemand braucht sich dessen zu schämen. Ist doch ein rechter Poet zum Genuß und Segen Aller da, gleich dem Lichte der Sonne und den Lüften des Himmels, und ist doch Walter Scott in erster Reihe einer der größten, edelsten und — gesundesten Schriftsteller unseres autorenreichen Jahrhunderts, der mit hoher poetischer Begabung zugleich die liebenswerthesten und achtungswürdigsten Eigenschaften als Mensch vereinigte: edle Männlichkeit des Charakters, hohe Sittlichkeit im Wandel, bezaubernde Anmuth im Umgange, Wohlwollen gegen Andere. Am Gebäude des modernen literarischen Ruhms Englands bildet Scott einen der Grundpfeiler, aber auch sein Einfluß auf die fremden Literaturen war eben so heilsam als ungeheuer. Der historische Roman ist seine Schöpfung. Er zeigte zuerst, welche herrliche Gebilde aus der Vermählung freier Erfindung der Phantasie mit historischer Wirklichkeit hervorgehen, wenn beide einander harmonisch durchdringen und ergänzen, und er wies zugleich durch sein glänzendes Beispiel mit Nachdruck auf diejenigen Stoffe hin,

Digitized by Google

die jedem Dichter zunächst am Herzen liegen sollen: die vaterländischen. Die meisten seiner Dichtungen sind Illustrationen seines theuern Schottlands, dessen Natur und Geschichte er uns vorführt in großen und bewunderungswürdigen Gemälden, voll einer Harmonie in der Durchbildung des Ganzen wie des Einzelnen, voll einer Treue und Wahrheit des Charakteristischen in den verschiedenen Farbentönen, die uns unnachahmlich erscheinen. Und welche Gestalten sind es, die er schafft! Dieser Richard Löwenherz, dieser Wüstensohn Saladin, dieser Cromwell, dieser König Ludwig und Karl der Kühne, dieser Rob Roy und Rochester, und alle die Kavaliere und Rundköpfe, Piraten und Astrologen, Hofdamen und Wahrsagerinnen, bis herab zum Schweinehirten, — leben sie nicht alle wie mit Fleisch und Blut, und bewegen sich vollkommen natürlich und ihren Verhältnissen, ihrer Zeit, ihren Umgebungen und den geschichtlichen Ueberlieferungen durchaus angemessen? Ehre dem wackern Schotten! Hunderte in allen gebildeten Ländern haben ihm wohl nachgeeifert, zum Theil nicht ohne Erfolg, aber erreicht hat ihn Keiner! — Unsere Gegenwart, die oberflächliche, der Vertiefung unfähige, vom Schein geblendete, genußsüchtige, überreizte und des Kitzels bedürftige — findet Scott langweilig, wie sie ja auch Goethe, trotz alles Schwärmens und Redens, langweilig findet, wenn sie ihn ja liest. Sei's darum! Möge man ihn heute vergessen und mißachten; — so oft Zeiten wiederkehren, in denen man das Naturwahre und Naturschöne in seiner Einfachheit erkennen und lieben wird, so oft wird auch Walter Scott in voller Frische und Schönheit seine Auferstehung feiern.

Scotts Lebensumstände sind bekannt. Wie der Genius der Poesie ihm freundlich gelächelt, so war auch das äußere Glück ihm anfangs hold. Der Ertrag seiner Schriften machte ihn zum wohlhabenden Mann, als er sich plötzlich durch den Bankerott seiner Verleger, deren stiller Compagnon er war, nicht nur seines ganzen Vermögens beraubt, sondern auch noch mit einer enormen Schuldenlast beladen sah. Muthig kämpfte er gegen das harte Geschick und hoffte durch doppelt angestrengte Thätigkeit sich seiner mißlichen Lage zu entreißen. Aber er vermochte es nicht; sein Körper erlag, bevor das Ziel erreicht war. Die Nation gedachte dankbar ihres Dichters, sicherte durch Subscription seiner Familie ihren reizenden Wohnsitz Abbotsford und setzte ihm zu Edinburg, am Fuß des alten Schlosses, eine Statue (von Steale), überbaut von einem 120 Fuß hohen zierlichen Tempel, im reichsten und edelsten Styl des Mittelalters, bei welchem seine Phantasie so gerne und oft weilte, und das er uns in so glänzenden Bildern neu vergegenwärtigt hat.

B.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google

Helgoland.

Die Insel Helgoland, das deutsche Capri, wie man sie wohl nennen könnte, wenn ihr nicht in der Nähe ein Neapel und ein Vesuv und andere italienische Herrlichkeiten fehlten, ist für das größere deutsche Publikum erst im Laufe dieses Jahrhunderts, um so zu sagen, entdeckt worden, genau gesagt im Jahre 1826, wo auf Betrieb des schon seit Jahren für diese Idee rastlos thätigen Schiffbauers Jakob Andresen-Siemens endlich das Seebad eröffnet wurde, und zwar nur mit vier Badekarren auf der Düne und zwei am Strande des Unterlandes. Helgoland gehört somit zu den jüngsten Seebädern; denn die Seebäder von Dobberan (schon 1794 errichtet und somit das erste deutsche Seebad), Norderney (1797), Travemünde, Wangeroge, Kurhaven, Putbus, Zoppot, Warnemünde, Kiel, Swinemünde u. s. w. wurden schon früher gegründet und nur das reizende Heringsdorf und einige andere Anstalten, die aber nicht viel mehr als bloße kleine Ortseinrichtungen geblieben sind, haben ein späteres Geburtsjahr. Ehe das Seebad gegründet war, wußte man von dieser Insel und ihren eigenthümlichen Reizen im Allgemeinen wenig in Deutschland, und außer einigen Geographen hatte bis dahin noch kaum Jemand über dieses einsam aus der Nordsee hervorragende Felseneiland geschrieben.

Seit Errichtung des Seebades, namentlich aber seit der Herstellung einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung mit Hamburg ist dieses Eiland oder, wie man es fast nennen möchte, dieser meerumspülte Felsenblock einer der beliebtesten und besuchtesten Rendezvousplätze für Bade- wie für Vergnügungsreisende aus allen Theilen Deutschlands geworden; ja die Insel hat es durch die eigenthümlichen Vorzüge ihrer Lage, ihrer Formation und ihres Bades zu einem europäischen Rufe gebracht. Dichter haben sie, ihre Bewohner und Bewohnerinnen besungen, Touristen sie in unzähligen Feuilletonartikeln, Skizzen und Büchern geschildert, Novellisten Stoffe daher entlehnt, Maler ihre grotesken Schönheiten oder die nationalen Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner als Motive benutzt und selbst dramatische Dichter haben Scenen aus dem helgolander Volksleben für die Bühne verarbeitet. Man möchte fast sagen, es sei eine Ehrensache für einen ge-

Digitized by Google

bildeten Deutschen geworden, auch einmal in Helgoland gewesen zu sein, um mitsprechen zu können; und wer Helgoland nicht besucht hat, der kennt wenigstens sein Aussehen und seine Gestalt aus einer der zahlreich vorhandenen Abbildungen oder er wird es jetzt aus der dem „Universum" einverleibten kennen lernen. Im Sommer 1828 waren nur etwa 200, im Jahre 1831 kaum einige Badegäste mehr auf der Insel, aber seit 1833 etwa stieg der Besuch enorm und zwar von Jahr zu Jahr, um die Mitte der 50ger Jahre bereits bis auf 3000 Personen. Man kann fast sagen, daß Helgoland während der Badesaison (die vom 15. Juni bis zum 1. Oktober reicht) nicht im Besitz seiner ursprünglichen Bewohner, sondern im Besitz der Fremden ist, ähnlich wie Leipzig zur Zeit der Messe, wo die städtische Bevölkerung vor dem Fremdengewühl beinahe verschwindet, an den öffentlichen Orten zurücktritt und ihre Launen und Gewohnheiten denen der Fremden opfern muß. Hier wie dort geht es dann wie in eroberten Ortschaften zu, in denen die fremden Eroberer in rücksichtsloser Weise die Herren spielen; aber hier wie dort rächen sich die Bevölkerungen an den Eroberern in gleicher Weise, in Leipzig durch die berüchtigten Meßpreise für Gewölbe, Wohnungen, Lebensmittel, Dienstleistungen u. s. w. und in Helgoland durch ähnliche Fremdensteuern, die darauf berechnet sind, die Gäste möglichst auszusaugen. So kommt es denn, daß es gegenwärtig wohl wenige Papiere geben mag, die so einträglich sind, als die helgolander Badeaktien. Ihre Besitzer bezogen jährlich das Alterum tantum ihres Kapitals, im Jahre 1852 sogar 110 Prozent, trotz einer hohen Abgabe an die Landschaft.

Für Diejenigen, welche Helgoland wirklich nur aus Gesundheitsrücksichten besuchen, bietet die Insel allerdings wesentliche Vorzüge vor den übrigen Nordsee- und mehr noch vor den Ostseebädern; denn so frisch und unvermischt als hier strömt nirgends Luft und Flut von allen Seiten und zu allen Zeiten heran. Ostende, Scheveningen, Dobberan, Swinemünde ꝛc. liegen ganz am festen Lande; Norderney hängt fast damit zusammen, und selbst Wangeroge und Föhr sind den Küsten so nahe, daß daselbst theilweise nicht viel mehr als Landwinde wehen. Helgoland aber ist nach allen Richtungen über 7 Meilen vom Festlande und seinen Strommündungen entfernt; das Oberland erhebt sich über 200 Fuß, so daß man hier Höhen- und Meeresluft zugleich athmet; und der geringe Umfang der Insel (1 Stunde) und der eben abgeflachte Boden gestatten, daß Luft- und Wasserhauch frei und ungehindert über die Insel streicht. Wer aber das öftere Ersteigen der auf das Oberland führenden 195 Treppenstufen scheuen sollte, dem bietet das mit 50—60 Häusern, Gasthöfen u. s. w. besetzte Unterland, ein etwa 1000 Schritte langes Vorland, bequeme Unterkunft.

Auch daß der Badeplatz auf der Sanddüne eine kleine Seefahrt von viertel- bis halbstündiger Dauer erforderlich macht, hat gewisse Vorzüge.

Digitized by Google

Diese kleine Tour, eine bloße Spazierfahrt, bringt täglich eine zwar nothgedrungene, aber angenehme Abwechselung in das Badeleben; man genießt den heilsamen Geruch der See unmittelbar; man macht nirgends leichter Bekanntschaften als auf einer solchen Ueberfahrt; auch will man behaupten, daß selbst die schaukelnde Bewegung des Boots ihr Gutes haben soll. Endlich, wenn einmal die See etwas hoch geht, wenn die Boote hüpfend auf- und niederschießen, wenn beim Anlanden und Abstoßen die anprallende Brandung ziſchend darüber hinschäumt und Alles schreiend und benäßt durch einander fliegt, da müßte es doch, meint Oetker, wunderlich hergehen, „wenn nicht auch für den finsterſten Grimmbart ein Stück Heiterkeit abfiele.“ Die Düne gewährt ferner den Vorzug, daß an verschiedenen Stellen, zu Westen und Osten derselben, gebadet werden kann und daß deshalb auch der Wellenschlag im Ganzen besser ist als zu Norderney, Wangeroge und an andern Orten, wo, der Wind mag wehen von wannen er will, der Platz immer derselbe bleibt.

Wer nun aber Liebhaber großartiger Naturscenen ist und hauptsächlich dieserhalb Helgoland besucht, wer namentlich das Meer in seiner Größe und ein Stück Seemannsleben kennen lernen will, der wird auf Helgoland volle Befriedigung finden. Es gewährt schon einen hohen Genuß, auf einer hochragenden, rasch durch- und umschrittenen, rings von einem Meere oceanischen Charakters umrauschten Felseninsel zu weilen. Dieses Gefühl ist für den Binnenländer einzig in seiner Art, berauschend, erhebend. Schon am Tage und bei stillem Wetter wird man nicht müde, diese selbst in ihrer Einförmigkeit großartige, die Vorstellung des Unendlichen, Raumlosen erweckende Wassermasse und die auf ihrer Oberfläche vorgehenden, rasch wechselnden Farbenspiele zu beobachten. Denn von oben gesehen, spielt die ausgebreitete Fläche bei der geringsten Luftbewegung aus einer Farbe in die andere. Bald geht die Wasserfläche vom Smaragdgrün in's Blaugrüne und entschiedenste Blau über, bald fällt es, den Grund halbdurchschimmern lassend, in's Violette, Röthliche, Braune, Gelbe und wieder in seine Lokalfarbe, das Grüne zurück. Bei klarem, ruhigem Himmel und bei Windstille sieht es grünlich-blau aus, und unter der Sonne spielen dann tausende von kleinen Glanzpunkten wie in einem silberdurchwirkten Teppich durcheinander. Wie ganz anders dagegen zeigt sich das Meer, wenn der Sturm darüber hinfährt und das Wasser in seinen Tiefen aufwühlt! Da nimmt es alsbald eine dunkelgrüne, oft beinahe schwarze Farbe an, auf welcher sich die weißen Wellenköpfe und Schaumkämme scharf abzeichnen. Dauert der Sturm lange und treibt er die Wellen höher und höher, so überstürzen sich diese endlich wie in Verzweiflung, der Sturm reißt dann den Schaum mit der dünnen Wassermasse ab und treibt ihn in der Luft vor sich her, woraus sich endlich eine fliegende Wassermasse von entsetzlicher Gewalt bildet, die der Seemann Sturzsee nennt und in der die Mannschaft manches Schiffs ihren Tod findet.

Digitized by Google

Um so lieblicher erscheint das Meer bei heiterem Sonnenuntergang, wenn sich die Sonne in der breiten, prächtigen Feuersäule wiederspiegelt, die sich dann über die Fläche legt, oder bei Aufgang des Mondes. Hat sich dessen Scheibe ein Stück über die See erhoben, so kommen erst zwei, drei einzelne Glanzpunkte im Wasser zum Vorschein, dann zwanzig, dreißig, und dann plötzlich eine lange, sich bis zum Vordergrunde ausdehnende Glanzsäule. Je höher der Mond emporsteigt, desto mehr zieht sich der glänzende Streifen wieder zusammen, bis er im Vordergrunde nur noch einen Kranz von spielenden Glanzkugeln bildet, während sich auf der fernen See, wo die Bewegung stärker ist, ein langer, breiter Silberstreifen zeigt. Die zauberhafteste Wirkung aber übt auf das Auge des Beschauers die bisweilen in warmen August- und Septembernächten vorkommende Erscheinung jenes phosphorartigen Lichtes, welches nach jetziger Annahme von Millionen kleiner mikroskopischer Thiere herrührt und unter dem Namen „Meerleuchten" bekannt ist. Dann scheinen die Köpfe der sich überschlagenden Wellen zu glühen; hindurchfahrende Boote, die Riemen, womit der Bootsführer rudert, schwimmende Fische lassen lange Feuerstreifen wie ersterbende Raketen hinter sich, hineingeworfene Steine bilden auf ihrem Wege nach dem Grunde einen Kometenschweif, die eingetauchte Hand zeigt hier und da Funken und bei ruhigem Wetter kann man mit einem Stocke sogar kurze Namen leserlich im Wasser schreiben. Um die Düne bilden die Wellen einen förmlichen Farbenkranz, und man kann ganze Stunden dort stehen, um zuzusehen, wie die Meereswellen Millionen von Diamanten, die, kaum erglommen, wieder durch neue ersetzt werden, unaufhörlich auf den Strand schütten.

Außer ihren Aussichtspunkten auf das Meer bietet die Insel in ihren grotesken Felsgebilden und Grotten Gegenstände des Interesses, namentlich die hohe Westseite mit ihren in wunderbar bizarre Formen zerrissenen Felswänden, ihren freistehenden, gewaltigen Klippen und ihren weiten Felsbogen, unter welchen die Brandung tobt und die schönsten Ansichten sich darbieten. Besonders pittoresk sind die Grotten oder Felsthore Möhrmersgrott oder Junggrott, unter den Klippen und Felsen der Dürstein, der Predigtstuhl, der Pastor und seine Frau, die Nordspitze, der Fels Hoyshörn, der Mönch, d. h. der jetzt noch also genannte Felskegel, denn der eigentliche Mönch ist schon lange von den Wellen zertrümmert und allmälig bis zu einem kleinen runden Stein abgespült worden, der sich zur Ebbezeit aus dem Wasser erhebt. Auch die Felsklippe, der Hengst, ist im Jahre 1859 vollständig eingestürzt, nachdem er schon 1851 größtentheils zusammengebrochen war. In einer Reihe von freilich nicht berechenbaren Jahren werden auch die noch vorhandenen Klippen und Felsthore eingestürzt sein oder doch eine sehr veränderte Gestalt angenommen haben, während das Meer dann vielleicht neue Grotten und Höhlungen ausgespült haben wird. Im Möhrmersgrott lange Spaziergänge vorzunehmen, ist

Digitized by Google

schon jetzt bedenklich, indem von Zeit zu Zeit Felsstücke von zwei- bis dreihundert Pfund von der Wölbung sich abbröckeln. Eine Spazierfahrt um die Insel, um diese Höhlen und Klippen in der Nähe anzusehen, gehört unstreitig zu den angenehmsten Unterhaltungen. Ein höchst interessantes Schauspiel gewährt die Grottenbeleuchtung, welche gewöhnlich im August einige Male veranstaltet wird. Man zündet nämlich in den geräumigsten Grotten zu diesem Zwecke große Feuer an, während die Badegesellschaft in den Booten versammelt ist, auf denen hier und da kleine Privatfeuerwerke abgebrannt werden. Im Reflex der Lustfeuer gestalten sich dann an den Wänden und Decken der Höhlen die phantastischsten und abenteuerlichsten Schattenbilder; von besonders schöner Wirkung ist aber der Anblick bei Mondschein, wo das rothe, prasselnde Feuer einen herrlichen Gegensatz an dem ruhigen, blassen Lichte des Mondes findet.

Für Freunde von Naturgenüssen ist mithin auf Helgoland auf's reichlichste gesorgt; aber auch Freunde geselliger Unterhaltung werden keineswegs leer ausgehen. Der Verkehr ist äußerst ungezwungen, heiterer Laune und dem Belieben den weitesten Spielraum gewährend; auf Helgoland besteht keine Tischordnung; die Badedirektion hat sich auf wenige und dabei nicht lästige Vorschriften beschränkt, und auch diese wenigen bleiben meist unbeachtet. Für Zeitungsleser, Tanz-, Eß-, Trink- und selbst Spiellustige ist im Konversationshaus, welches sich im Unterlande befindet und erst jüngst einen zweckmäßigen Umbau erfahren hat, zur Genüge gesorgt; auf dem Oberlande besucht man gern einen Tanzsalon in der Leuchtthurmstraße, „Das grüne Wasser" genannt, namentlich um den Nationaltänzen der Helgoländer zuzusehen; und auf der Düne oder der Sandinsel erquickt nach genommenem Seebade ein gutes Frühstück, das man im Pavillon einnimmt.

Einen Hauptbeschwerdepunkt der Fremden, welchem aber nun einmal nicht abzuhelfen ist, bildet die Baum- und Schattenlosigkeit der Insel. Auf der Düne oder Sandinsel wird man freilich keine Vegetation suchen wollen; hier findet man nur Sandhafer, der aber für die Düne von großer Wichtigkeit ist, weil er mit seinen Wurzeln die Sandhügel, aus denen die Düne zum größten Theil besteht, derartig durchwächst, daß ihnen die Stürme nicht leicht Abbruch thun können. Aber auch die eigentliche Insel ist auf ihrer Oberfläche völlig baum- und strauchlos. Nur im unmittelbaren Schutze der Gebäude und Planken kommen Obstbäume, darunter sogar ein schwarzer Maulbeerbaum und ein Birnbaum, Beerengesträuche, Linden (letztere am Fuße der Treppe), Pappeln, Weiden ꝛc. vor. Strebt auch einmal eine Pappel über die Firste der Dächer hinaus, so stirbt ihre Spitze meist gleich nach dem nächsten heftigen Sturme ab. Die Gewalt der Stürme ist so groß auf dieser ihnen von allen Seiten ausgesetzten Insel, daß die Baumzweige und selbst Korn- und Kartoffelstengel, welche davon getroffen werden, im innersten Leben geknickt, welken und verdorren.

Digitized by Google

Mit grausamer Ironie auf diese Baumlosigkeit der Insel hat man eine Kunststraße, welche durch Kartoffelfelder führt und die ganze Insel durchschneidet, die Kartoffelallee genannt. Mit der Thierwelt ist es auf Helgoland eben so dürftig bestellt; Vögel, welche Bäume zum Nisten und zum Aufenthalt brauchen, findet man dort begreiflicherweise nicht; inzwischen unterhalten die Bewohner ein paar hundert Schafe, und der Gouverneur, außer einem Hühnerhofe, sogar eine Kuh. Der Jagdliebhaber preist sich glücklich, einmal auf der Düne ein paar Möven oder gar auf den sogenannten Seehundsklippen (einer in nordöstlicher Richtung von der Insel liegenden Gruppe Riffs) einen Seehund zu erlegen. Bedeutend dagegen ist die Fischerei im Meer, namentlich der Schellfisch- und der Makrelenfang und die Hummern- und Austernfischerei, welche letztere um die Mitte September mit einer Art Festlichkeit eröffnet wird, indem bei ruhiger See die ganze Gesellschaft nach der Bank fährt und das Geschäft beginnt.

Es läßt sich aber nicht viel über Helgoland schreiben, ohne gleichzeitig seiner menschlichen Bewohner, der vielgenannten Helgoländer und Helgoländerinnen zu gedenken. Diese, dem friesischen Volksstamm angehörig und einen eigenthümlichen Dialekt sprechend, wohnen theils im Unterlande, theils und hauptsächlich auf dem Oberlande, hier in einem Complex von etwa viertehalbhundert Häusern und Häuschen, welche auf einen kleinen Raum zusammengedrängt sind und enge Gassen bilden, die aber zum Theil sehr stattliche Namen tragen. Die Männer sind im Ganzen hochgewachsen und kräftig, mit oft gebräunten und sturmdurchwetterten Zügen, die den ältern Männern ein charakteristisches, die Aufmerksamkeit auf sich ziehendes Gepräge ertheilen. Ihr Auftreten ist ernst, zurückhaltend, gemessen; der Helgoländer ist eben eine Art Amphibie und entwickelt zumeist auf dem Wasser seine Thätigkeit. Hier, im Kampf mit dem erzürnten Element und der Todesgefahr muß man ihn erblicken, um vor seiner Energie und Unerschrockenheit Achtung zu bekommen. Der Helgoländer ist Lootse oder Fischer oder beides zugleich; seine Insel gibt ihm wenig zu thun; hier faullenzt und lungert er umher und das macht ihn meist verdrossen, namentlich dem Fremden gegenüber, der ihm wie allen Naturvölkern im Grunde unbequem und nur so viel werth ist, als er an ihm verdienen kann. Die Weiber sind schlank, oft zierlich gebaut, von leichter Haltung und zarter Farbe, altern aber meist schnell, da ihnen die Männer als ächte Seeleute die gröbsten Arbeiten auf dem Lande zu verrichten überlassen. Doch soll es hiermit jetzt nicht mehr so schlimm stehen wie ehemals; Reisende, welche wiederholt auf Helgoland waren, wollen bei ihren späteren Besuchen bemerkt haben, daß an schweren Arbeiten, die sonst ausschließlich den Frauen überlassen waren, sich Männer in bedeutend größerer Anzahl betheiligen als früher. Dies wäre nun eine der wohlthätigern Folgen der Berührung mit den Fremden. Andere Einwirkungen sind minder erfreulich. Die Sitten der Bevölkerung werden immer

Digitized by Google

städtischer, die alte Einfachheit und Sitteneinfalt verlieren sich mehr und mehr, und wer auf Helgoland ein Völkchen voll Paradiesesunschuld anzutreffen meinen sollte, dürfte sich täuschen. Sogar die bekannte Nationaltracht der Helgoländerinnen, der hellrothe Rock von wollenem Zeuge mit schwefelgelbem, handbreiten Besatz ist im Verschwinden, so gut wie die frühere Kopftracht der Mädchen. Unter dem jüngeren Geschlecht wenigstens machen der moderne Hut, Umschlagetuch und Mantel immer größere Eroberungen. Dagegen ist die alte Erwerbsucht geblieben, ja sie hat seit der Zeit der Kontinentalsperre, wo Helgoland das Hauptdepot der englischen Schmuggelwaaren war, und seit dem Zuströmen der Badegäste nur größern Spielraum gewonnen. In welcher herzlosen Weise der Helgoländer von jeher das Strandrecht übte, ist bekannt. Zwar fehlt es nicht an erhebenden Zügen des aufopferndsten Heldenmuths, aber im Allgemeinen ist es richtig, daß der Helgoländer nur verdienen will, wenn er die Hände rühren und sein Leben wagen soll. Sehr poetischer und phantasiereicher Natur ist dieser Insulaner nicht, und wenn er, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, müßig in die See hinausgafft, so geschieht dies nicht, um die Größe des sich seinen Augen darbietenden Naturschauspiels zu bewundern. Es verhält sich mit ihm in dieser Hinsicht wie mit dem Alpenbewohner; auch dieser betrachtet die großartige Naturscenerie, von der er umgeben ist, nur vom realistischen Standpunkte des Nutzens. — Es ist bezeichnend, daß es kein älteres Volkslied, keine ältere Volkssage gibt, deren helgoländischer Ursprung sich nachweisen ließe. Was Sagenhaftes etwa auf Helgoland erzählt wird, scheint später vom Festlande eingeschleppt zu sein.

Ueber die älteste Gestalt und die frühere Ausdehnung der Insel wird viel gefabelt; man erzählt von ihren neun Kirchspielen, ihrem meilenweiten Umfang, ihren heiligen Hainen (wovon man auch das Wort „Helgoland", das heißt Heiligeland, ableiten wollte), ihren sechs Häfen und andern Herrlichkeiten, welche die Insel in alten Zeiten besessen haben soll. Bewiesen ist davon nichts, und vieles spricht dagegen. Wären so ungeheure Erd- und Felsstücke vom Oberlande abgerissen worden, so müßten sich doch im Meere noch Trümmer davon zeigen, und wenn die Stürme heutzutage auf der ungeschützten Oberfläche keinen Baum aufkommen lassen, so werden sie früher wohl noch weniger ganze Haine geduldet haben. Veränderungen sind allerdings im Laufe der Jahrhunderte mit der Insel vorgegangen. So ist die Weißklippe, das Hauptbollwerk für das Eiland und den Norderhafen, verschwunden und seit 1711 nichts mehr davon zu sehen, zum Theil auch in Folge der kurzsichtigen Eigennützigkeit, womit die Bewohner den Kalk, den sie enthielt, tonnenweise verkauften. Insel und Düne waren früher durch einen Steinwall verbunden, der aber 1720 durch eine hohe Sturmfluth zerrissen wurde. Daß noch in neuester Zeit Steinklippen einstürzten, ist schon erwähnt worden; andern mag in näherer oder fernerer Zeit dasselbe Schicksal beschieden sein; ehe indeß der kompakten Hauptmasse

Digitized by Google

Digitized by Google

Hochgebirge seinen smaragdenen Wasserbecken verleiht. Die lieblichen Theile seines landschaftlichen Bildes verdankt dieser See dem allgemeinen Charakter der ostalpinischen Alpennatur, welche die der mittleren Alpen an Sanftheit der Thäler, an idyllischen Anklängen im Allgemeinen übertrifft, während sie an wilder Herrlichkeit ihnen nachsteht. Aber auch diese ist am Traunsee vertreten, denn aufgethürmter prangt kein Fels an grüner Alpenfluh, als der Traunstein an seinem See, aus dem fast senkrechte Wände über 3000 Fuß hoch emporragen. Ihm hat die servile Albernheit ein riesiges Naturporträt abgelauscht, denn wer von Vöcklabruck aus die obere Kuppel des Traunstein mit den rechten Augen betrachtet, der soll das vollkommen ähnliche Profil Ludwigs XVI. von Frankreich erkennen. (Ein ähnliches Naturspiel haben wir bei Harpers-Ferry) berichtet. Dem See thut diese steinerne Königsmaske seines allerhöchsten Nachbars keinen Eintrag, sein Spiegel gibt sie nicht wieder, die Wellen verzerren sie nicht zum gespenstischen Schreckbild, und die Sage hat noch keine Gelegenheit gefunden, ein klagendes Königshaupt in heiligen Nächten aus der Tiefe emportauchen zu lassen, damit es als warnender Geist vor wankenden Thronen umgehe.

Wer den See recht genießen will, befährt ihn an schönen Sommertagen. Da herrscht rührige Luft auf seiner Fläche. Für den Salztransport allein schwimmen über 300 Schiffe auf ihm auf und ab; sogar ein Dampfschiff kreuzt ihn zwischen Gmunden und Ebensee. Obwohl er nur eine Länge von zwei Stunden bei einer Breite von höchstens einer Stunde hat, so gefriert er doch selbst in strengen Wintern höchst selten zu. Die Schifffahrt ruht aber während dieser Zeit und wird in der Regel erst im März wieder eröffnet. An Stürmen fehlt es auch ihm nicht, und wenn der Nordwind oder der Viechtauerwind über ihn herfährt, so meiden ihn Schiffer und Fischer, seine vertrautesten Freunde. Für letztere ist er ein besonders großmüthiger Gönner, er bietet ihnen reiche Beute, und wenn ein wohlhabender Mann ein Herz für ein fröhliches Volksfest hat, so sind sie die rechten Leute, die allezeit Gelegenheit dazu geben; ein großes Festfischen, das sie „die Schweb" nennen und zu dem sie stets bereit zu finden sind, öffnet eine unversiegliche Quelle des kerngesunden Volkshumors, der die braven Oberösterreicher überhaupt auszeichnet.

Ein Stückchen Geschichte von eben so tiefem Unglück als hohen Ehren für sie würde uns hier den Anblick des Bildchens trüben; wir erzählen es demnächst in dem Artikel zu dem Bildchen von Gmunden, der Stadt an diesem See.

F. Hofmann.

Digitized by Google

Der Oybin.

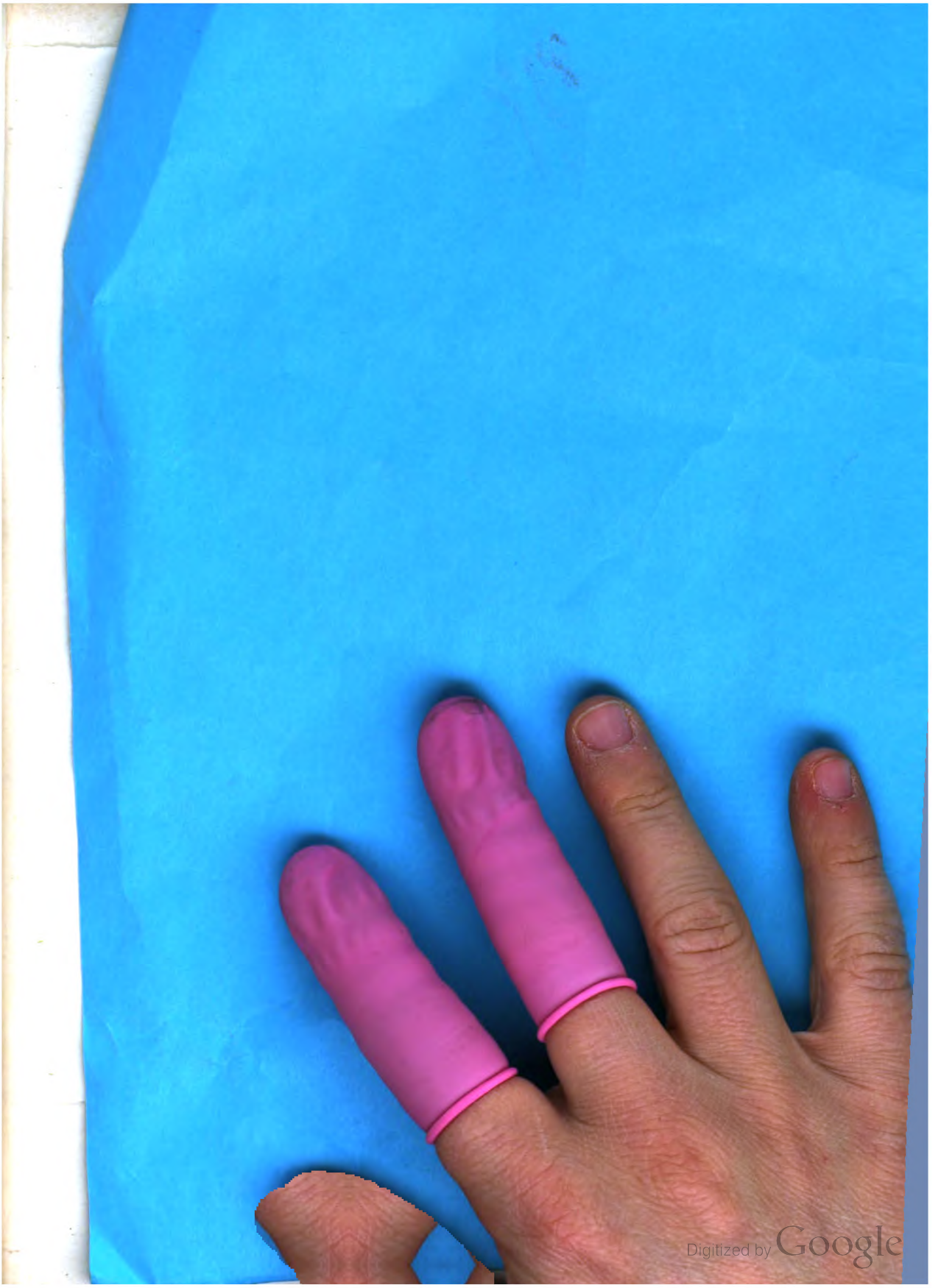
Der Oybin, ein Gipfel des lausitzer Gebirges, liegt im Süden der Stadt Zittau bei dem gleichbenamten Dorfe. Er ist ein isolirt stehender, mächtiger Sandsteinfelsen von glockenförmiger Gestalt und wunderlich zerklüftet, dessen Eigenthümlichkeit und liebliche Lage von Alters her für die Menschen eine besondere Anziehungskraft gehabt zu haben scheint. Zuerst der Sitz kühner Raubritter, die der Schrecken der Umgegend waren, bis 1349 ihr Nest zerstört ward, dann von Ruhe liebenden Cölestinermönchen in Besitz genommen, denen Kaiser Karl IV. ein herrliches Kloster erbaute, das 1577 ein Blitzstrahl in Schutt und Asche legte, ist der Oybin jetzt mit einem stattlichen Gasthaus gekrönt und ein beliebtes Ziel unserer modernen fahrenden Ritter, der Touristen, die behaglich bei Cigarren und Kaffee, und vom Plaid sorgfältig gegen die Zugluft geschützt, die malerische Aussicht genießen und pflichtmäßig nach Bädekers Vorschrift die schönen Klosterruinen bewundern. Letztere sind in der That großartig und zeigen eine seltsame Vereinigung mit den Ruinen der ehemaligen Raubburg. Der Klosterhof dient dem Dorfe Oybin jetzt zum Gottesacker.

B.

Kairo.

Sei mir gegrüßt, Kairo! Sei mir gegrüßt, du herrliche, palmenumstandene, wüstenbegrenzte Stadt! Sei mir gegrüßt mit all deinen Moscheen und schlanken Thürmen, mit deiner Veste, deinen krummen, engen und kühlen Straßen, deinen Häusern im saracenischen Erkerschmuck,

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

deiner blumenduftigen Esbekie, mit deinen alten ehrwürdigen Pyramiden, deiner Wüste und der Stadt der Todten, deinen Gebirgen, die dir zu Häupten lagern, mit deinen Vorstädten am schiffbewegten, göttlichen Strome! Sei mir gegrüßt jeder deiner Plätze, jeder deiner Straßen, du und dein Volk! —

Keinen zweiten Ort gibt es in Egypten, welcher heute noch alle Wunder dieses Wunderlandes, alle Reize der südlichen Zone, alle Verschiedenheiten der Völker des Morgenlandes in gleichem Maße in sich vereinigt, wie das vielnamige Kairo. Kaum noch eine andere Stadt des Morgenlandes hat ihr altes märchenhaftes Gepräge besser bewahrt, als Khahira, die Siegende, Maheruset, die von Allah Beschützte; keine weiß so den Fremden mit ihrem Anblick zu berauschen, wie Massr, die volkreiche, menschenbelebte, altsaracenische Hauptstadt, die Stieftochter des alten, hochberühmten Memphis.

Kairo liegt zwischen dem Nil und der Wüste, von seinen drei Vorstädten, Alt-Kairo, Bulakh und Giseh, gleichweit entfernt. Es liegt der Stätte gegenüber, auf welcher das alte Memphis lag: im Angesicht eines der Wunder der Welt, zwischen der Fülle eines in ewiger Fruchtbarkeit schwelgenden Landes und der Armuth der Wüste, am Fuße des lang sich dahinziehenden Mokadamgebirges, dessen letzter Ausläufer die stolze, es beherrschende Veste trägt. Vom Nil ist es $^1/_8$ Meile entlegen; aber der Weg bis zum Strome gleicht dem durch einen Garten, denn zu beiden Seiten der wohlbepflanzten, staubfreien und schattigen Straße breitet sich das in aller Fülle und Pracht schwelgende Gartenland aus, dem die Fluthen des Stromes seine Frische zu jeder Zeit bewahren. Diesem fruchtbaren Landstrich gegenüber, welcher grüßend kleine Ausläufer von Gärten in die Stadt hineinsendet, dehnt sich die gelbe Wüste aus, prachtvoll in der Schönheit ihrer Farben, märchenhaft in der Form ihrer Gebirge, zauberisch umstrickend Den, welcher sie kennen gelernt und liebgewonnen hat; denn in der Wüste liegen die schönsten Zeichen der phantastischen Kunstfertigkeit, welche die vergangenen Bewohner Kairo's zum ewigen Gedenken zurückließen: die Denkmäler über den Ruhestätten von tausend und aber tausend Vornehmen und Großen des Reiches, ganz für sich allein eine eigene gewaltige Stadt bildend.

Kairo bewirkt durch seine Lage wie durch seine Bauart, durch Natur und Kunst zugleich, durch sein Klima wie seine Luft, durch den tausendfältigen Wechsel seines inneren Lebens, durch sein Volk und seine Sprache einen unendlichen Reiz, mit dem sich das Imponirende seiner Umgebung verbindet: die Gräber der Khalifen, die die Stadt der Lebenden und der Todten beherrschende Veste, der Nil und die an seinen Ufern sich begegnenden Kontraste des Grüns der Gärten und des Sandes der Wüste.

Digitized by Google

Jede Stunde in den Mauern dieser Stadt bringt etwas Neues, kein Tag ist wie der andere. Dem Fremdling bleibt Kairo ewig fremd und den in ihm Geborenen und Großgewordenen selbst bleibt es eine Stadt der Wunder. Das macht, weil hier die Dichtung ohne Ende lebt und schafft; weil hier Alles zusammenwirkt, um Alles dichterisch zu gestalten; weil hier der gewöhnliche Gruß harmonisch und dichtungsreich an das Ohr schlägt; weil hier das ärmlichste Haus ein Künstlerherz zum Entzücken hinreißt; weil hier Himmel und Erde, Mensch und Thier, Baum und Pflanze sich vereinigt haben, um ein unbeschreibliches, wunderbares Ganzes hervorzurufen.

Die Poesie legte den Grund zu der Stadt, die Dichtung führte ihre Straßen und Häuser auf, der künstlerische Gedanke verkörperte sich tausendfach. Der Barmherzigkeit eines Kriegers verdankt Kairo seine Entstehung. Amru, der Emir und Feldherr des Khalifen Omar, welcher abgesandt worden war von seinem Gebieter, um den Bewohnern des Nillandes den Islam zu verkünden, welcher das Land durchzog als ein schwertumgürteter Sendbote des Glaubens, dieser Amru wurde ohne sein Wissen und seinen Willen der Gründer der größten Stadt Egyptens, der größten Stadt ganz Afrika's. In der Nähe des heutigen Alt-Kairo hatte er mit seinem Heere ein Lager bezogen, sein reiches Zelt in Mitten seiner Krieger aufgeschlagen. Der bis dahin unbesiegte Held sollte hier zum ersten Male bezwungen werden, aber von einem Feinde, gegen welchen der Araber nichts ausrichten konnte mit Feuer und Schwert, von einem Feinde, der selbst den rauhen Krieger an seiner wundesten Stelle zu treffen wußte — im Herzen. Eine Turteltaube war es, welche den Feldherrn schlug. Sie hatte im obern Zeltdache Amru's ihr Nest gegründet, hatte in Mitten des rauschenden Lagerlebens sich angesiedelt, hatte ihre Eilein gelegt und bebrütet. Noch nackte und blinde Junge lagen im Neste, als der Feldherr weiter ziehen wollte; dieses zu zerstören, jene umzubringen, das brachte Der, welcher Tausende von Menschen opfern konnte, nicht über sein Herz. Der Taube wegen ließ er sein Zelt stehen. Die Nachzügler, die Schwachen seines Heeres, siedelten sich rings um das Zelt an, die leichten Leinwandhäuser mit festen Hütten vertauschend; eine Hütte reihte sich an die andere; aus dem Lager wurde ein Dorf, aus dem Dorf ein Flecken, aus dem Flecken eine Stadt, aus diesem geringen Anfange die heutige Hauptstadt des Reiches. Zwar wurde das neue Kairo erst 300 Jahre später gegründet, aber ganz nahe an Fostat oder Alt-Kairo, nur eine Viertelmeile von dem alten Lagerplatze, weiter nach der Wüste zu, wahrscheinlich um das Fruchtland nicht zu schmälern. Rasch vermehrte und vergrößerte sich der neue Ort; bald hatte er den alten überflügelt; seine Einwohnerzahl stieg auf Hunderttausende, und hingerissen von der lieblichen Lage, von dem Leben innerhalb seiner Mauern, wählten ihn die späteren Herrscher

Digitized by Google

zu ihrem Wohnsitze, und nunmehr erhielt er alle die schmückenden Namen, welche heute noch jeder seiner Söhne im Munde führt.

Vom Nil aus sieht man nicht viel von der gewaltigen Stadt, welche mehr als eine Geviertmeile bedeckt und Hunderte von Moscheen mit mehr als einem halben Tausend Minarets in ihrem Schooße birgt. Nur die höchstgelegenen Moscheen zeigen sich dem Beobachter, die Minarets aus Alabaster mit den von ihnen umstandenen Kuppeln, deren äußere Hülle ein von arabischer Künstlerhand gepflückter und gebundener Blumenstrauß in Stein, und deren Inneres ein Himmelsgewölbe ist mit goldener Schrift und erhabenen Zeichen, dem Gläubigen zur Lehre und Richtschnur, zur Anleitung, wie er es anzufangen habe, sich seinen freudenreichen Himmel zu erschließen. Diese im Lichte des Südens gleichsam aufjauchzenden Bauwerke sind für den Ankommenden Anzeichen der Pracht, welche ihm werden soll, wenn er das Innere betreten haben wird.

Anders ist es, wenn man von der Landseite der Stadt sich nähert, wenn man vom rothen Meere aus durch die Wüste gen Kairo zieht. Links vom Wege ab erhebt sich das Gebirge, welches bis zum rothen Meere reicht; am Fuße desselben liegt der Djebel Achmar, der besuchteste Berg, von dessen Spitze man eine Aussicht ohne Gleichen genießt: „Zunächst schaut das lichtgeblendete Auge auf die Kuppeln der Khalifengräber herab und auf die köstliche Alabastermoschee, welche auf den Ausläufer des Mokadam gebaut ist; auf derselben Seite dehnt sich die Wüste aus in unermeßlichen Ebenen, ruhig wie Meeresspiegel, und dann wieder in wellenförmigen Sanddünen wie Meereswogen. Von mehren Poststationen an der Straße, vom Nil bis zum rothen Meere schimmern die weißen Telegraphenthürme durch die klare Luft. Im Vordergrund der Wüste uud am Wege nach Suez erhebt sich der von Abbas Pascha neu angelegte Stadttheil. Neben der Wüste läuft scharf abgeschnitten das Grün der Nilniederung. Jenseits des aufblitzenden Stromes steigen die Pyramiden empor, und endlich schimmern in einem Meere von Licht und Glanz märchenhaften Thürme Khahira's mit ihren hundert Moscheen, und alle die Kuppeln blitzen in den zurückgeworfenen Strahlen der Sonne, die weißen und schlank aufschießenden Minarets sind wie Wassersäulen aus Springbrunnen anzusehen, durch welche den schwellenden Gewölben Luft gemacht wird, damit die baukünstlerische Zauberei, die Trugbilder der Stimmung, nicht wie ein buntes Seifenblasenspiel zerplatzt: so groß ist die Berauschung der Sinne von dieser Wirklichkeit in Stein, daß sie auf Augenblicke wie Traum und Täuschung erscheint."

Dieser Anblick, zu dessen Beschreibung wir die Worte von Bogumil Goltz entlehnten, wird nur Denen, die länger in Kairo gelebt haben und gewissermaßen dort heimisch geworden sind. Der Ankömmling zieht durch das Thor von Bulakh, oder, wenn ihn das geflügelte Dampfroß durch das blühende Delta des Nils hierher trägt, durch das „eiserne Thor" in Kairo

Digitized by Google

ein, und da fesselt ihn zuerst ein ganz anderes Bild. Kairo reicht ihm aus der Ferne einen Blumenstrauß, aus Stein gebunden im arabischen Styl, zum Willkommensgruß, und gleicht selbst einem Blüthennetz, gelegt über Kuppeln und Thürme; in der Nähe bietet es zum zweiten Male ihm Gruß aus eigenem Blumenmunde. Denn der erste Platz, zu welchem der Eintretende gelangt, ist ein prächtiger Garten voll Duft und Pracht: die Esbekïe. Sie ist ein wunderherrlicher Lustgang der Söhne und Töchter der Begnadigten, lieblich bei Tage, lieblicher bei Nacht. Der Ankömmling durcheilt ihn gewöhnlich mit stürmischer Hast; er kann es kaum erwarten, sich in die tausend vor ihm liegenden Märchen und Geheimnisse zu stürzen. Ich aber muß, wenn auch noch so kurze Zeit, in ihm verweilen, denn ich gedenke eines jener Vollmondsabende, deren Lichtschimmer mir nicht erblichen ist.

Man wandelt in Freundesgeleit durch die köstlichen Gänge, welche zur Tageszeit Schatten gewähren, im Mondlicht aber ein heimliches Dunkel verbreiten. Von ferne her tönen sanfte Klänge. Ein Sänger Kairo's widmet der Nacht seine Lieder. Der Mond treibt keckes Zauberspiel mit den Blumen und Bäumen und den alten erkerreichen Häusern; er buhlt mit den Gittern, hinter denen dunkle Augen in seinem Schimmer sich baden; er wirft blendende Reflexe auf die Häuser; er will mit seinem Silber nachmalen, was die Sonne des Tages vergoldete. Und dann ist er gerade noch hell genug, die Auf- und Niederwandelnden zu beleuchten. Kühlesuchende Europäer, Herren und Damen, gehen vorüber, aber auch Levantiner mit ihren dichtverhüllten Frauen. Wie blitzen deren Augen durch den Schleier, welcher nur diese unbedeckt läßt; wie ruhen diese dunkeln Sterne manchmal so sonderbar leuchtend und fragend auf dem Fremdling! Türken in reicher Tracht und ehrwürdige Araber wandeln auf und nieder; Laute der verschiedensten Sprachen mischen sich zwischen die sanften Töne des fernen Gesanges. In allen Blumen sind Geister rege geworden; auch in des Menschen Brust werden sie wach. Der sinnumstrickende Zauber hat wieder einmal volle Gewalt über den Fremden.

Kairo bedarf aber der Verführungskünste der Nacht dazu nicht; es zieht seinen Zauberkreis auch bei Tag um Herz und Sinn. Man muß sich nur hineinstürzen in das Gewühl seiner Straßen und Basare; man muß die tausend Gestalten an sich vorübergehen lassen; lauschend, sinnend, stehen bleibend Alles zu erfassen suchen, was sich Einem aufdrängt in ewig neuer Folge. Das Licht der Sonne, die Wärme der Luft, Mensch und Thier, Minaret und Kuppel, Moschee und Haus, Palmen, dazwischen hereinnickend, wunderbare Bogenthore, in frischem Schatten stehende Brunnen mit malerischen Gruppen von Durstigen umgeben, schön ausgeschnitzte Gitter: alle diese Züge vereinigen sich zu dem Zauberbilde, welches sich vor dem Nordländer entrollt; und Alles ist anders als an-

Digitized by Google

derswo, Alles ist ihm neu. Das lebendigste Straßengewühl der gewaltigsten Städte Europa's, der Marktlärm Londons, das Wogen in den Straßen von Paris, das Getreibe auf dem Markusplatze in Venedig oder in den Hauptstraßen Neapels, das Leben in Sevilla oder Granada: das Alles ist Schaum und leeres, todtes Wesen gegen das Leben in Kairo. Drei Erdtheile reichen sich hier die Hand; die Erzeugnisse von allen geben sich hier ein Stelldichein; Völkerschaften des Nordens und Südens, Ostens und Westens begegnen sich hier. Der bärtige Türke und der zierliche Inder, der sonnengebräunte Beduine und der dunkle Neger aus dem tiefen Innersten des Landes, der verbrannte Bewohner des Atlas, der Tscherkesse, der glatt gelockte Europäer in seiner häßlichen Kleidung und der ehrwürdig erscheinende Morgenländer: sie alle mischen und drängen ohne Ende sich durcheinander. Ein ewig neuer, Alles verschlingender Knäuel von bunten Gestalten füllt alle Straßen. Die freien Plätze sind mit düstern Waarenhallen und Moscheen umzäunt, deren Kuppeln wie die Kronen der Wunderstadt erscheinen, dann schlanke, drei-, vielfach gegürtete Thürme. Manche Straßen sind überdeckt mit Matten, Tüchern und Bretern, durch die nur hier und da ein blendender Lichtstrahl herabfallen kann; doch selten erreicht er den Boden. Auch hier herrscht ein heimliches Halbdunkel. In den engen Straßen springen die Häuser mit jedem Stockwerk weiter vor und treten schon in der Mitte ihrer Höhe so nahe zusammen, daß man von dem Erker des einen nach dem des andern Hauses reichen kann. Unten sind solche Straßen auch nicht breiter, als daß sie einem beladenen Kameel den Durchgang gestatten.

Da hindurch wogt und treibt das Leben Kairo's, das rege, warme, frische Leben dieser wunderbaren Stadt: Fußgänger, Reiter hoch zu Roß oder Esel, Araber, die auf den Rücken des beladenen Kameels geklebt zu sein scheinen, halb nackte Fellahs und in die malerische Tracht des Morgenlandes gehüllte Kaufleute, zerlumpte Soldaten, dicht verschleierte, in seidenen Taffet versteckte Damen, alle die Völkerschaften, die ich oben nannte, und noch unzählige andere, die allerverschiedenartigsten Bekenner zu den Religionen der Christen, Juden, Heiden und Mohammedaner. Leichte, mit zwei bis vier Pferden bespannte Kutschen brechen sich Bahn durch das Gedränge; ein hochzeitlicher Zug mit großartigem Gepränge, ein stolz auf feurigem Roß sitzender, mit Gold und Edelsteinen überreich verzierter Knabe, welcher unter die Zahl der Gläubigen aufgenommen werden soll, zieht langsam seinen Festweg dahin; reich gekleidete Reiter nehmen die Hälfte der Straße ein; es drängen und stoßen sich Lastträger, Zuckerbäcker, Blinde, Bettler, spitzbübisch aussehende Heuchler des Morgenlandes, ehrwürdige Geistliche und Koranverständige, Wasserträger, die ein mit langem blechernen Ausguß versehenes Gefäß auf den Schultern tragen, Hausirer, fliegende Kaffeeköche, Zuckerrohrverkäufer und hunderterlei Andere mehr. Alles wogt und lebt, fährt an den Augen vorüber

Digitized by Google

wie Schattengestalten; das ewig Neue verdrängt das vor wenig Minuten Gewesene.

Ein Wirrsal von Tönen und Geräuschen erfüllt das Ohr. Zwanzig verschiedene Sprachen werden laut. „Wahre dich, Herr! wahre deinen Fuß, dein Haupt, deine Linke, deine Rechte! wahre deinen Esel, dein Pferd! wahre dich, Fremder, welchen ich treffen werde! hüte dich, Bruder, daß du mir ausweichst!" so rufen die Lastträger, die Eseltreiber ohne Unterlaß, um den Fußgänger, den Reiter zu warnen vor den in tollem Jagen dahinstürmenden Thieren. Grüße und Verwünschungen, Gesang und Geschrei, Trommelschlag, nervenzerreißende Töne aus Blaswerkzeugen, schreiende Esel, wiehernde Pferde, knarrende und kreischende Karrenräder: das Alles vereint bewirkt einen ungeheuern, die Ohren marternden, die eigne Stimme verschlingenden Lärm. Tausend Ohren und Augen brauchte man, um Alles zu beachten! — „Herbei, herbei! Gelobt sei Gott und sein Prophet! Der Tag sei gesegnet. Kommt herbei und trinkt von dem köstlichsten Wasser der Erde!" So ruft ein Wasserträger, dem ein Mildherziger seinen ganzen Vorrath abgekauft hat, um allen Durstigen unentgeltlich zu trinken zu geben. „Herbei! mein Schlauch ist gefüllt. Groß ist die Gluth der Sonne, auf Erden größer aber die Barmherzigkeit des Erhabenen, welcher den Strom fließen läßt ohne Ende, die durstige und verschmachtende Seele zu tränken. Aus seiner Hand strömt die Fülle, aus seiner Hand quillt der Segen. Euch, ihr Gläubigen, gibt er seine Gnade; Euch öffnet er das Herz eines Barmherzigen. So kommt herbei und preist den Gebenden, welcher Euch seine Gabe durch einen edlen Geber gibt. Der Spendende spendet durch mich Euch köstliche Spende. Herbei, herbei, ihr Moslemim, preist Allah und seinen Gesandten! Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet. . . . ." „Zu mir, zu mir!" so ruft ein Anderer, „zu mir, ihr Söhne der Maheruset, ihr Söhne der Begnadigten, zu mir und lauscht meinen Worten! Wißt, ihr Gläubigen, daß in den ältesten Zeiten, die da lange schon vergangen und verschwunden sind, wie wir Alle verschwinden nach dem Rathschluß des Allweisen, wißt, daß da lebte im fernen Indien ein Mann unter den Gläubigen seines Volkes, der reich und glücklich war durch die Gnade Gottes. . . ." Ein Märchenerzähler ist es, der so spricht. Eben beginnt er eines seiner farbenprächtigen, herrlichen Bilder aufzurollen, und der schlichte Mann webt da hinein köstliche Blüthen mit der Rede seines Mundes; die grau bebarteten Lippen gewinnen anmuthige Schönheit, so groß ist die Zaubermacht seiner Rede. Verstummt ist der Lärm um ihn her. Eine ruhige Stille ist entstanden. Die Dichtung hat sich einen ihrer Tempel aufgebaut in Mitten des Lärmens und Treibens. Namentlich Kaffeehäuser versammeln regelmäßig die lauschende Menge um den märchenkundigen Mann. Und wahrlich, aufmerksamere, begeistertere und andächtigere Zuhörer kann man in der Welt nirgends wiederfinden. Da-

Digitized by Google

zwischen kreist dann der duftende Kaffee, und der würzige Geruch des köstlichsten Tabaks der Erde kräuselt in blauen Wolken zum reinen Himmel empor.

Doch weiter! In das Gewühl der Basare und Kaufhallen muß man sich wagen, um einen ganz eigenen Abschnitt des Straßenlebens von Kairo kennen zu lernen. Der Basar Kairo's ist nach dem in Konstantinopel der größte und ausgedehnteste im ganzen türkischen Reiche. Er nimmt die Mitte der Stadt ein. Alle besonderen Handelsstoffe haben auch hier besondere Straßen. Der Reiz des Fremdartigen trägt wesentlich dazu bei, Geist und Sinn hier anzuziehen und zu fesseln; aber auch wirklich wird das Auge hier befriedigt, wie kaum wo anders. In der einen Straße verkauft man nur Waffen, in der andern blos Kleidungsstücke; die Schuhmacher, die Seidenweber, die Pfeifenmacher und Tabaksverkäufer: sie alle legen ihre Erzeugnisse in besonderen Straßen aus. Hier findet man blos wohlriechende Oele, Arzneimittel, Kräuter, dort hört man das Geräusch der verschiedenen Werkzeuge. In jener Straße hausen die Drechsler und drehen und arbeiten mit Hand und Fuß, fertigen gleich auf der Stelle das Verlangte, und der Kaufgast sitzt ruhig daneben, raucht seine Pfeife und trinkt das ihm von dem Handwerker gebotene Täßchen Kaffee. In jenem Gäßchen haben sich die Kupferschmiede angesiedelt; hier erschallt das Geräusch des Mörsers, in welchem irgend ein Kraut oder Mineral zu Pulver zerstoßen wird; dort klappern die Webstühle der Seidenhändler. Die ehrsame Zunft der Schneider, welche auch hier etwas Absonderliches hat, arbeitet in jener Straße; die Schuhmacher, aus denen auch hier zu Lande die besten Volksdichter hervorgehen, in einer andern Abtheilung des Marktes.

Ohne Ende eilt die Menge der Käufer durch das Straßennetz der Basare, je nach der Breite derselben zu Esel und zu Pferde, vom höchsten Pascha bis zum niedrigsten Fellah; Frauen mit ihrem saracenischen Gefolge, vollkommen eingehüllt in dunkle Seide, drängen sich fast unbescheiden durch die Menge. Dazu kommen die Trödler und Wasserverkäufer, die spitzbübischen Pfaffen, welche mit heuchlerischer Miene umherbetteln und dabei die Tücke im Auge nicht verbergen können, die wirklich Bedürftigen, die Greise, die Krüppel, Jung und Alt, Vornehm und Gering, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Mann und Weib: sie alle bilden einen dem Auge nicht entwirrbaren Knäuel, der sich fortwährend um die Schätze drängt, welche aus alle Erdtheilen hier zur Schau ausgelegt sind: Kleider, Schuhe, Teppiche, rothe Filzmützen mit Quasten, Kaffeegeschirre, Uhren, Ringe, feine Leinwand, Weihrauch und Myrrhen, Rosenöl und andere wohlriechende Produkte des Pflanzenreichs, alle nur denkbaren einheimischen Geräthschaften und Erzeugnisse der Gewerbe, Sklaven und kostbare Pferde, Kameele, Maulthiere und Esel, Gemüse und Tabak, Gefäße und Mattengeflechte aus Palmenblättern und hundert und tausend andere Dinge, mit oder ohne Namen — in unserer Sprache wenigstens.

Digitized by Google

Bisweilen unterbrechen eigenthümliche Aufzüge das Getreibe. Es ist schwer, aus dem unendlichen Durcheinander in Kairo's Straßen bestimmte Bilder abzugrenzen und mit Muße zu betrachten; doch bietet keine andere Stadt so reiche Gelegenheit, das dem Orient eigene Leben des Volkes auf der Straße zu schauen. Jeder Tag hat sein Fest, jede Tagesstunde ihren feierlichen Aufzug, denn in einer Stadt von viermal hunderttausend Menschen wird tagtäglich gefreit und anderswo begraben, und dabei findet jedesmal ein öffentlicher Aufzug Statt, der unzähligen andern Gelegenheiten nicht zu gedenken; denn es ist ein schöner Zug des Arabers, daß, so abgeschlossen er in dem Innern seines Hauses auch lebt, er doch seinen Nachbar und seinen Stamm als Glieder einer Familie ansieht, mit denen er Freud' und Leid theilen zu müssen glaubt und gern theilt. — Biegt man von ungefähr mit seinem, von Vornehmen und Armen benutzten Miethesel um eine Straßenecke, schlagen gellende Töne aus klarinettenartigen Instrumenten und der dumpfe Schall von Trommeln und Pauken an unser Ohr; ein unabsehbarer Menschenzug mit sonderbar beladenen und geputzten Kameelen kommt heran; Alles sucht auszuweichen, vermehrt dadurch den Knäuel und den Gestaltenreichthum des Schauspiels, endlich ordnet sich die Masse einigermaßen, die Pfeifen gellen lauter, die Trommeln rasseln näher: man sieht einen Brautzug vor sich. Der Menge voran schreiten sechs bis zehn Männer, welche mit langen, zolldicken Stöcken bewaffnet sind und Scheingefechte ausführen. Wird dabei zuweilen auch ein derber Schlag nicht abgewehrt und fällt schwer auf den Turban, so darf doch eine Kopfbeule die Lust nicht stören. Den Kämpfern folgen die Tonkünstler mit ihren Marterwerkzeugen und ihnen vier Männer, welche den Baldachin tragen, unter dem die Braut wandelt. Sie ist überreich geschmückt; denn alle Frauen ihrer Straße haben sich für einen Tag ihres Goldes und ihrer Edelsteine entkleidet, um sie in deren Glanze strahlen zu lassen. Er ist der einzige wahrnehmbare, denn die Braut selbst ist dermaßen verhüllt, und zwar mit brennend rothen Gewändern, daß man nicht einmal auf die Umrisse ihrer Gestalt rathen kann. Auch sie sieht nichts von ihrer Umgebung; zwei ehrbare Frauen müssen sie geleiten, damit sie nur gehen kann. Zu beiden Seiten des Baldachins gehen andere Frauen, welche unablässig Salz auf die Braut ausstreuen, das „giftige Auge" zu entkräften, dessen Blick schlimmeres Feuer entzünden soll, als der eines glühenden Frauenauges im Herzen eines Mannes. Ebenso oft, als jene Salz auswerfen, lassen sie auch ein Freudengeschrei vernehmen, wie es eben nur arabische Zungen fertig bringen: ein so gellendes, durchdringendes Mißbrauchen der menschlichen Stimme, daß es dem Fremden eiskalt über den Rücken rieselt. Der Braut folgen geputzte Kameele, welche ihre störrigen, die ewig mißmuthige Stimmung ihrer Seelen kündenden Gesichter in Feiertagsfalten gelegt zu haben scheinen, weil sie so köstlich beladen sind. Ihr Packsattel ist nämlich mit Sänften behängt,

Digitized by Google

über denen sich eine natürliche Laube wölbt, und aus denen dunkle Augenpaare blitzen; die Gespielinnen der Braut sind die Glücklichen, welche in dieser Weise befördert werden. Nun erst kommen die Hochzeitsgäste, denen sich wiederum Hunderte von Menschen anschließen. Der ganze Zug ist in höchst freudiger Aufregung, ernsthafte Männer tanzen und springen oder reißen Possen; nur die Kameele gehen in stiller Billigung und ohne Schmerzensseufzer oder Freudengeschrei ihren Stelzenschritt fort. Der neugierige Fremde schließt sich vielleicht der Menge an und gelangt mit ihr in die Straße des Festes. Nicht umsonst spricht der Araber von einer „Straße" im Gegensatz zu einem festlichen Hause, weil in der That die ganze Straße an dem Familienereigniß eines ihrer Bewohner Theil nimmt. Man hat in ihr entweder eine Reihe von Zelten aufgeschlagen, oder sie ganz mit Zelttüchern überspannt. Buntfarbige Papierlaternen und vielarmige Leuchter schmücken und erhellen zur Nachtzeit den zum Festsaal umgeschaffenen Raum. Bänke aus Palmenholz oder diwanartige Polstersitze stehen in zwei Reihen längs den Häusern und laden zur Ruhe ein, welche eigens angestellte Leute durch Pfeife und Kaffee, Gesang und Tanz, Zither- und Harfenspiel, Erzählungen und Gedichtvorträge noch besonders zu würzen bestrebt sind. Der Kaffee wird auf kleinen, in Mitten der Straße aufgemauerten Herden bereitet, ebenda auch Scherbet ausgeschenkt und jeder Vorübergehende eingeladen, Theil zu nehmen.

Nicht minder fesselnd, als solche Festlichkeit, ist ein anderer Zug, dem man in Kairo oft begegnet: der eines Begräbnisses. Man wird ebenfalls aufmerksam auf ein schon von ferne wahrnehmbares Drängen, aber die ganze Haltung der Menge deutet sogleich auf den Ernst der Feierlichkeit; man will den Herannahenden eben nur Platz machen. Langsam und würdevoll ziehen diese dahin. Mehre Blinde eröffnen den Zug; sie werden von Knaben geführt und deuten sinnbildlich an, daß jeder Mensch diesen Weg einmal „blind" gehen müsse. Sie singen in ernster Weise immer nur die das Glaubensbekenntniß enthaltenden Worte: „La il laha il Allah, Mohammed rassuhl Allah!" (Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet!) — und die hinterdrein wogende Menge stimmt ihnen bei. Vier Männer tragen die Bahre, auf welcher die in das „Lailach" gehüllte Leiche liegt. Auch des Aermsten Leichnam wird nicht ohne jenes Grabtuch dem Schooße der Erde übergeben; denn das Gebot der Barmherzigkeit öffnet die Hand der Wohlhabenden, um einem Todten seinen letzten Schmuck zu verschaffen. Ich selbst, der Christ, bin oft von armen Hinterlassenen eines Entschlafenen angeredet worden: „Oeffne Allah, der Erhabene, Dein Herz zur Milde für einen Todten, o Herr, es fehlt ihm das Lailach!" Die Bahre, welche bis zum Grabe als Sarg dienen muß, ist mit einem roth- oder grünseidenen Tuch, in welches Koransprüche eingewoben sind, überdeckt und mit einem männlichen oder

Digitized by Google

weiblichen Kopfputze verziert, um das Geschlecht des Todten zu bezeichnen; ihr zu beiden Seiten gehen Fahnenträger. Dann folgen die Grableute, zuerst die Männer, dann die Frauen, welche letztere die Todtenklage erschallen lassen. Man bringt die Leiche zunächst in die Moschee, in welcher, nach altegyptischer Sitte, ein Todtengericht gehalten wird; dann zieht man zum Friedhof hinaus. Durch viele Straßen und Gassen, immer ödere und verfallnere, geht der Zug. Endlich erreicht man das letzte Thor und tritt aus diesem in die Wüste. Hier, im Süden Kairo's, breitet sich der Friedhof aus — eine Stadt der Todten. In langen straßenartigen Reihen bedecken die Grabkuppeln der Wohlhabenderen einen Raum von mehr als einer Viertelmeile in's Geviert. Kuppel reiht sich an Kuppel, Gewölbe an Gewölbe. Prunkende Inschriften bedecken große Marmorplatten von oben bis unten; an anderen Grabmälern sieht man keine Schrift, kein Zeichen, und wiederum andere Bauten sind längst verfallen und verödet.

Es wird Dem, welcher zwischen den Tausenden von Gräbern und Kuppeln wandelt, fremdartig zu Muthe. Der Geist des Friedens überkommt ihn; ist doch die Wüste selbst nur ein einziger, großer, erhabener Friedhof. Alles ist so still und leblos; nur die kleine Wüstenlerche läßt ihren traurig tönenden Ruf vernehmen, einen Grabgesang nach ihrer Weise. Man wird ernster noch, wenn man die Klage hört, und möchte selbst mit klagen um die Todten, welche so ruhig hier schlummern. Doch an denen sind die beiden Engel des Herrn, Munkihr, der Klopfende, und Nekihr, der Prüfende, längst vorübergegangen. Der Klopfende hat den Todten geweckt und der Prüfende ihm seine Fragen vorgelegt: „Wer ist Dein Herr, o Du Gewesener?" „Gott ist mein Herr, der Erbarmende." „Welches ist Dein Glaube?" „Der Islam ist mein Glaube." „Welches ist Dein Buch?" „Der Koran ist es." „Und Dein Weg?" „Die Kabbala." *) „Und welches ist Dein Glaubensbekenntniß?" „Es gibt nur Einen Gott und Mohammed ist der Prophet Gottes." Und dann hat der Prüfende zu ihm gesprochen: „So schlafe im Frieden Gottes, du Knecht des Herrn!" —

So schlafet denn; schlafe im Frieden auch Du, den sie eben zur letzten Stätte geleiteten; möge nie eine frevelnde Hand den Frieden Euch stören! — mit solchen Gedanken kehren wir zurück in das blühende Leben, welches uns duftet, und lassen die Todten. —

Kairo ist immer märchenhaft und wunderbar, am allerwunderbarsten aber doch zur Nachtzeit im Fastenmonat Ramadan. Dann zieht die ganze Stadt ein Festkleid der eigenthümlichsten Art an; der Gläubige macht die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht. Die Stille und Ruhe, welche sonst während der Dunkelheit herrscht in den Straßen, die

*) Die Wallfahrt nach Mekka.

Digitized by Google

Stille, die blos unterbrochen wird durch den gegenseitigen Zuruf der Wächter und das Geheul und Gebell der Gassenhunde, ist gänzlich geflohen, denn in der Nacht erst beginnt das Leben.

Mohammed selbst, der Prophet und Gesandte Gottes, — Heil über ihn! — ordnete den Monat der Fasten an, und noch heutigen Tags wird dieser Monat ebenso streng gefeiert als vor Jahrhunderten. Wenn sich des Neumonds Sichel zeigt, donnern die Kanonen der Citadelle ihren hallenden Gruß, und in allen Gassen und Straßen knattern Gewehre wieder. Feuersprühende Raketen entsteigen den öffentlichen Plätzen, um die Thürme legen sich Kränze von blendendem Licht. Auf seines Propheten Befehl enthält sich der Gläubige des Essens, Trinkens, Rauchens; der Fromme thut noch mehr, er übt ein Werk der „Sunna", d. h. er kasteit seinen Leib, ohne daß es ihm geboten wird. Man muß bedenken, daß der Monat Ramadan ebenso gut in die heißesten Monate des Jahres fallen kann wie in die kältesten, da das mohammedanische Jahr ein Mondenjahr ist, kein Sonnenjahr. Im Sommer aber ist es eine wahre Marter, den ganzen langen Tag zu fasten und — keinen Tropfen Wasser über die Lippen zu bringen. Es ist deshalb kein Wunder, daß bei Tage sich Jeder, der es vermag, still in seinem Hause hält und dasselbe erst verläßt, wenn sich der Abend naht. Wer an einem Nachmittage des Ramadan durch die Straßen Kairo's reitet, findet sie todt und menschenleer. Nur hier und da zeigen sich Vorbereitungen zum Leben: ein Wasserträger schleppt seine Schläuche herbei, Zuckerbäcker und Kaffeesieder ordnen ihre Geräthe.

Ehe noch der Mueddhin oder Gebetsausrufer der im Westen sinkenden Sonne seinen Scheidegruß zusingt, ehe er noch mit volltöniger Stimme die Gläubigen zum Gebet des Mohreb auffordert, ermuntern und erheitern sich die durstigen Gemüther. Die Kaffeehäuser werden geöffnet. Auf dem Herde des Kaffeebereiters flammt ein helles Feuer und bringt das in großen Kannen bereit gehaltene Wasser zum Sieden. Mühsam schleppen sich einige Gestalten wankenden Schrittes zum Kaffeehause, ermattet sinken sie auf die Palmenholzsessel vor der Thüre desselben. Sie haben Tabak und Tschibouk mitgebracht. Einige bestellen sich beim Kahwedji Nargilehs (Wasserpfeifen). Gefüllte Wasserkühlgefäße stehen neben ihren Stühlen: Aller Augen richten sich nach dem schlanken Minaret; Einige sehen nach ihren Taschenuhren. „Lissa?" (noch nicht) fragen die Uebrigen. „Lissa!" Noch nicht; es fehlen noch drei Minuten. Da plötzlich ertönt der längst sehnsüchtig erwartete Ruf vom Thurme: „La il laha il Allah, Mohammed rassuhl Allah!" Ein Kanonenschuß donnert über die Stadt dahin; der Tag ist zu Ende.

Man hört nur: „Allah!" Das einzige Wort sagt Alles. Es ist der Preis des Höchsten, es ist der Dank, daß er seine Sonne zur Ruhe gehen ließ; es ist die Freude, daß das schwere Werk des Fastens für heute überstanden; es ist der erste Anfang alles zu hoffenden Genusses für die kom-

Digitized by Google

mende Nacht. Jetzt herrscht eine Todtenstille vor dem Kaffeehause. Alle sind beschäftigt, den Augenblick zu genießen. Einige dürsten mehr nach den Pfeifen, als nach dem Wasser, und blasen dicke Wolken vom Rauche des gepriesenen Krautes von sich; Andere trinken gierig aus dem Wassergefäß. Alle erwarten mit Sehnsucht den Kaffee. Dieser ist unter der Leitung des Wirthes bereits fertig geworden und wird in kleinen Schalen umhergereicht. Dann geht Alles nach Hause, um zu essen und dann zu beten.

Mittlerweile ist die Nacht völlig hereingebrochen. Unzählige Lämpchen flammen an den Gallerien der schlanken Minarets; der Basar und alle Kaffeehäuser werden erleuchtet; der Kaufmann setzt sich in seine Bude, der Handwerker fängt an zu arbeiten, der Regierungsbeamte eröffnet den Diwan. Alle Schreiber der Regierung sind in voller Thätigkeit; der Geschäftstag ist angebrochen, während der Kalendertag zu Ende ging.

Und nun beginnt das eigenthümliche Leben der Nacht: die Basare vereinigen das verständige Alter und die tobende Jugend; in den Kaffeehäusern sitzen Märchenerzähler, tanzen Rhauasiaht, treiben Gaukler oder Marionettenspieler ihr Wesen. Zuckerbäcker drängen sich, laut ihre Waare preisend, mit ihren wandelbaren Verkaufstischen durch die Menge; Garköche rühmen die Erzeugnisse ihrer Kunst; Scherbetverkäufer klingeln mit metallenen Schalen. Keine Polizeiwache stört das fröhliche Treiben des Volks, bis tief in die Nacht hinein durchwogt ein nicht endender Menschenschwarm die Straßen. Gegen Morgen wird es stiller. Einer nach dem Andern geht und sucht seine Wohnung auf. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang hört man wieder einen Kanonenschuß. Er fordert die Gläubigen auf, sich noch vor anbrechendem Morgen mit Speise und Trank zu erquicken, damit sie das schwere Glaubenswerk ohne Murren zu beendigen im Stande sind. Mit dem Grauen des Morgens ertönt vom Minaret die Mahnung zum Frühgebet. Der Gläubige spricht den „Fedjer", dann geht er zur Ruhe und schläft bis tief in den Tag hinein.

Am letzten Tage des Ramadan sammeln sich die Gewerke um die Zeit des Nachmittagsgebets zu einem Festzuge durch die Straßen. Mehre Fahnen Soldaten ziehen ihm mit klingendem Spiele voran. Im Westen schimmert der blasse Neumond. Die Sonne neigt sich zum Untergange, es ertönt die Stimme des Muedhin. Eine rothe Fahne steigt an dem Minaret empor und donnernde Geschützsalven beschließen den Monat der Fasten: das schwere Glaubenswerk ist beendet.

Um das Leben in Kairo genügend kennen zu lernen, ist es nothwendig, in Mitten eines der arabischen Viertel seine Wohnung zu nehmen. Die altarabischen Häuser in jenen Vierteln sind gar reizvoll für Den, welcher die Schönheit nicht in dem glatten, neuzeitlichen Style sucht. Von außen freilich verspricht ein altsaracenisches Haus nicht viel. Es steht in

Digitized by Google

einer dunkeln, krummen und engen Straße der Stadt und nähert sich nach oben dem ihm gegenüberstehenden so sehr, daß die Sonnenstrahlen nicht den Weg nach unten finden können. Von der Straße aus tritt man durch die auf Anklopfen sich öffnende Thür in's Innere des Hauses, klatscht in die Hände und ruft laut: „Tastuhr!" (nehmet Euch in Acht!), um die etwa schleierlos umherschleichenden Frauen zu verscheuchen. Die breiten, hohen Fenster sind durch enge Holzgitter verschlossen, hinter denen wohl die Augen der Schönen die Straße beobachten können, von außen aber nicht der Schatten einer Gestalt wahrzunehmen ist. Von der Hausflur aus führt eine Stiege nach oben, zunächst nach dem Diwan oder Empfangszimmer des Hausherrn; das ist ein geräumiges, halbdunkles, hohes Zimmer; durch die vergitterten Fenster fällt ein gebrochenes, für jenen Himmelsstrich höchst angenehmes Licht. Im Gitterwerk entdeckt und liest man Schriftzüge, fromme Segenssprüche oder Bittwünsche an den Höchsten. Kleinere Fenster, aus buntfarbigem Glase zusammengesetzt, lassen die Beleuchtung noch eigenthümlicher erscheinen, welche auf den mit Gyps bekleideten und mit Arabesken geschmückten Wänden zurückstrahlt. Der Fußboden ist mit polirtem Kalk oder mit Marmor gepflastert, Strohmatten und persische Teppiche decken ihn. Den der Thüre gegenüberstehenden Raum nimmt der Diwan ein, welcher von einer Ecke des Zimmers zur andern läuft. Hier, auf den schwellenden Polstern, ruht der Hausherr während des größten Theils des Tags, hier ordnet er seine Geschäfte, hier empfängt er seinen Zuspruch. Die unzugänglicheren Theile des Hauses liegen verborgen: in ihnen walten und weben, herrschen und gebieten die Frauen. In dem „Harem", zu deutsch das Unantastbare, des Hauses dringen zu wollen, ist ein Sacrilegium, dessen kein Fremder ungestraft sich schuldig machen würde; ich kann deshalb auch nur von seltenen, verstohlenen Blicken berichten, welche man zuweilen von dem platten Dache aus auf die Dächer der Nachbarshäuser thun darf, und dann gar oft Gestalten wandeln sehen kann, die eher Mohammeds Paradies, als der liebenden Muttererde anzugehören scheinen. Ich versichere den Leser, daß manche dieser Frauengestalten mir Gesichtszüge gezeigt haben, wie wir sie uns kaum träumen lassen; und so hingerissen und übermannt ward ich manchmal von dem morgenländischen Zauber solcher Frauenschönheit, daß ich im Stillen mit Freiligrath ausgerufen habe:

„Liebt mich einmal ein Weib,
O Gott, so gleich' es diesem Bilde!"

Bei Allah und seinem Propheten! Kairo hat Frauenblumen, wie sie in wenig anderen Städten blühen; in Kairo begreift man, warum der Märchenerzähler, wenn er Frauen schildert, dazu die glühendsten, farbenprächtigsten Bilder der Natur ablauscht; denn seine Herrin ist das Wunder ihrer Zeit, die Tochter der Schönheit, die Herrin der Milde, die Königin,

Digitized by Google

welche mit den Sonnen ihrer Augen herrscht und mit den Rosen ihres Mundes gebietet.

Ich preise Gott, der Tag und Nacht gemacht,
Der Tag ihr Antlitz und ihr Haar die Nacht.

„Ich preise Den, der solche duftige Blüthen schuf zur Freude, zur Wonne für den glücklichen Sterblichen, dem es vergönnt ist, sie zu pflücken. Kennst du die Giraffe, die mildäugige? Sie neidet meine Herrin um die Schönheit ihres Auges. Hast du die Gazelle gesehen, wie sie dahin schnellt durch die Wüste auf leichtem, behendem Fuße? Im Vergleich mit ihr ist sie plump und unbeholfen. Hast du die Perlen gewürdigt, die der Taucher hervorholt aus dem tief-untersten Grunde des Meeres? Neben ihren Zähnen sind sie schwarz von Farbe und häßlich. Kennst du die Nacht, die dunkle, die der unglücklich Liebende durchwacht, glaubend, daß sie ohne Ende sei? Ihr Haar ist dunkler und länger als solche Nacht. Nenne mir Den, der ihren Fuß sah, sage mir Den, der ihr die Hand reichte: mit beiden deinen Händen mußt du die ihrige fassen, denn in der einen würde sie verschwinden. O, daß ich noch reden dürfte von ihrem Leib, dessen Weiße das Elfenbein beschämt, von den dunkeln Augen, die das Herz verbrennen und die Seele durchglühen, daß man es nimmer vergessen mag, von dem blendenden, durchsichtigen Halse, von der gewölbten, blühenden Brust! Doch wo findet der schwache Adamssohn Worte, die Herrlichkeit Gottes, des Allbarmherzigen, zu preisen, wo finde ich sie, um jenes Wunder der Welt euch, ihr Männer, ihr Söhne der Araber, zu schildern?" Solche und ähnliche Worte kann man oft vernehmen zum Preise der Töchter Kairo's, noch hundert andere, viel glühendere, viel duftigere und sinnigere, die unsere Sprache nicht wiederzugeben vermag.

Doch das Interesse am Gewühl der Straßen zieht uns herab von der kühlen, luftigen Terrasse nach einem der größeren Plätze, um dort so schnell als möglich ein Reitthier zu erwerben, ohne dessen Hülfe es fast unmöglich ist, durch Kairo sich zu bewegen.

Da stehen sie, die vortrefflichen Thiere, welche allen Spott zu Schande machen, den wir auf die Esel zu häufen gewohnt sind, ebenso reich an Vorzügen, als ihre nordischen Verwandten an Untugenden. Ausdauernd, fleißig, äußerst genügsam, brav, stark und rasch, ist der Esel unstreitig das brauchbarste Thier in ganz Egypten. Ohne zu ermüden, läuft er Stunden lang, auch bei der größten Hitze, mit einem Menschen auf dem Rücken, gegen den er fast zu verschwinden scheint, in einem kurzen, so angenehmen Galopp, daß man wohl schwerlich ein bequemeres Reitthier finden kann. Der Araber liebt sein Grauroß aber auch ungemein, er verschneidet sein Haar äußerst sorgsam und kurz am ganzen Körper, so daß das Thier durchaus nicht so struppig erscheint, wie wir es zu sehen gewohnt sind.

Digitized by Google

Nur an den Schenkeln läßt man die Haare länger stehen, schneidet dort aber besondere Schnörkel und Figuren ein. Der Sattel dieser Mietheſel iſt von ganz eigenthümlicher Geſtalt, mit zwei Steigbügeln, an deren inneren Seiten ſich zugleich die Sporen befinden, und einem einfachen Zaum, vom Treiber nach Kräften aufgeputzt. Dieſe Treiber ſelbſt gehören unbedingt zu den anziehendſten Menſchen der Hauptſtadt. „Es iſt eine wahre Luſt und ein wahrer Jammer, mit dieſen Eſeljungen umzugehen. Man kann nicht einig mit ſich werden, ſoll man ſie für gutmüthig oder bösartig, für hartnäckig oder dienſtwillig, träg oder lebhaft, verſchmitzt oder unverſchämt halten; ſie ſind ein Quirl von allen möglichen Eigenſchaften.“ Man findet ſie auf jedem größeren, belebten Platze der Stadt, von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Die Ankunft eines Dampfſchiffes in Alexandria oder in Bulakh iſt für ſie ein Ereigniß. Der Fremde und in ihren Augen Unwiſſende wird von ihnen auf den erſten Augenblick erkannt; in drei und vier verſchiedenen Sprachen, die die Buben in der ſonderbarſten Weiſe verſtümmeln, wird er angeredet, und wehe ihm, wenn er engliſche Laute hören läßt! Sofort entſteht um ihn, den Geldmann, eine Prügelei, bis der Reiſende den Aufruhr beendigt, indem er den erſten beſten Eſel beſteigt und auf ihm wegreitet. Da hallt ihm dann noch eine Fluth von Spott und Schimpf nach, und Jeder, deſſen Eſelein nicht gemiethet worden war, bedauert im Herzen die Dummheit und Ungeſchicktheit des Reiters, der ſich offenbar das ſchlechteſte Reitthier erwählte. Hat man längere Zeit in Aegypten gelebt und iſt der arabiſchen Sprache kundig, lernt man dieſe Buben erſt recht kennen. Ihre Redensarten, ihre Anſichten, vor Allem aber die den Thieren geſpendeten Lobeserhebungen ſind äußerſt ergötzlich. „Siehe, Herr, dieſen Dampfer von einem Eſel, die anderen dort werden unter dir zuſammenbrechen, denn du biſt ein ſtarker Mann! dem meinigen aber iſt es ein Spaß, mit dir dahinzujagen wie eine Gazelle, wie der Falke mit ſeiner Beute, wie der Löwe mit dem Ochſen in ſeinem Maule. Das iſt ein europäiſcher Eſel, ich laſſe nur Franken darauf reiten; Kocheriner, lauf und ſchimpfe mich nicht Lügner! Kannſt du glauben, daß es ein vortrefflicheres Thier geben könnte, als Maſaut (den Glücklichen), meinen Eſel? Und ich bin Ali, der Sohn Ibrahims; was ſind die Andern gegen mich? Söhne von Narren, Enkel und Urenkel von Thörichten. Allah hat das Herz meines Vaters groß gemacht und meiner Mutter Gnade gegeben, und ich bin der Sohn von beiden. Hier iſt mein Eſel, komm, beſteige ihn! —“

Unter dem Zuſammenausreiten verſteht der Treiber, daß man reitet und er zu Fuße hinterdrein trabt. Dabei ſtachelt er noch unaufgefordert ſein Grauthier an, bis dieſes ſich in Galopp ſetzt und nun, zwar keuchend und puſtend, aber doch mit ungeminderter Eile dahinjagt. Wunderbar iſt die Ausdauer des vortrefflichen Thieres, viel wunderbarer noch aber die Ausdauer des Knaben hintendrein. Ohne Unterlaß treibt er ſeinen

Digitized by Google

Freund mit unnachahmlichem Zungenschnalzen, oder mit Schlägen, Stößen oder Stichen seines an dem einen Ende zugespitzten Stockes an und folgt ihm, so schnell der Graue läuft, ohne inne zu halten, ohne sich zu erholen; er trägt ihm noch den mit Buffbohnen gefüllten Futtersack nach, den er in jeder Mußestunde ihm anhängt. Kleine Knaben von sechs Jahren laufen schon den ganzen lieben langen Tag ihrem fast immer trabenden oder galoppirenden Esel nach, werden dabei noch oft von dem Reiter mit Waaren, Lebensmitteln und anderen Gegenständen bepackt, schreien sich fast die Lunge aus dem Leibe und sind doch immer guten Muthes, froh und frisch dabei. Ohne Ausnahme sind diese Burschen klug und verschmitzt und zu Allem zu gebrauchen. Sie sind Diener und Vertraute von Jedermann, verschwiegene Liebesboten, Neuigkeitskrämer, Kuppler; sie thun Alles, was ihnen zugemuthet wird, und selbst noch mehr; sie kennen die Wohnungen und das Wesen aller hervorragenden Persönlichkeiten, wissen sich den Launen der oft gar Sonderbares verlangenden Reisenden zu fügen, verstehen es trefflich, eine Dame mit der nöthigen Sorgfalt und Behendigkeit zu bedienen und in ihre Reden Blüthen einzuweben, wie sie aus dem Munde des Märchenerzählers knospen. Sie sind der Schmeichelei und bestrickenden Höflichkeitsformen kundig; sie thun es Jedem recht. Dem ernsten Mohammedaner sind sie ein gesetzter, stiller, ruhiger, dem Franken ein kurzweiliger, toller, streichelustiger Begleiter, der Dame ein Sklave der Frauenschönheit, ein Diener der weiblichen Anmuth. Dabei besitzen sie einen Ortssinn, ein Gedächtniß, eine Geistesgegenwart, sich aus den verwickeltsten Lagen und Bedrängnissen herauszuwickeln, daß man nur seine Freude an ihnen haben kann.

Einer dieser Burschen soll uns hinauf zur Citadelle geleiten, die, auf einem Ausläufer des Gebirgs thronend, die unbezwungene und siegreiche Hauptstadt bezwingt und beherrscht. Mitten durch das Strömen der Menge, durch das Geräusch, durch den Wohlduft, durch allen Zauber Kairo's hindurch führt uns der Weg. Durch heimliche, kühle Straßen geht es und über sonnige, von alt-ehrwürdigen Gebäuden umstandene Plätze hinweg, an Moscheen vorüber, welche die ganze Pracht des arabischen Künstlergedankens in tausendfacher Weise verkörpern, und dann endlich empor, aufwärts zu der Festung.

Innerhalb ihrer Mauern durchirrt der Fremdling mit beängstigtem Herzen und zögerndem Fuße Ruinen und Neubauten, Schutthaufen und Prachtpaläste; hier sieht er Felsenbrunnen, die bis zum Nilspiegel herabreichen, und Minarets, welche sich in den Wolken zu verlieren scheinen und wie ungeheure Leuchter um das Heiligthum der Kuppel gestellt sind; hier glaubt er den Klagelaut umgebrachter Frauen und das Wuthröcheln meuchlings gemordeter Mamelukenhäuptlinge zu vernehmen; hier meint er selbst in den Tönen des Soht geisterhafte Klänge zu hören.

Aber diese Mauern sollen nicht unsere Seele gefangene nehmen — in

Digitized by Google

die Ferne soll sie schweifen. Treten wir auf einen der Strebepfeiler über die Festungsmauer hinaus und schauen wir auf das sich unten ausbreitende Gemälde, bis die Seele trunken geworden ist und Gedichte uns im Herzen keimen, zu denen wir leider nicht die Reime finden können.

Gerade unter uns, vor uns und neben uns breitet sich die Stadt aus mit ihren 400 Moscheen und wohl 600 schlanken, zwei- oder mehrfach gegürteten Thürmen, eine wirre, gestaltenreiche Häusermasse, lebendig, tausendfarbig im Lichte der Nachmittagssonne schimmernd, von ihren Vorstädten umlagert wie eine gütige Mutter von lieblichen Kindern. Ein grüner Saum von Palmenkronen schließt sie ein, hier und da taucht auch ein frischer Palmenhain aus dem wirren Häusermeer selbst auf. Darauf folgt ein weites, in der Fülle des wasserreichen Südens schwelgendes Land, vom Grün aller nur denkbaren Schattirungen zu einem Wunderteppich zusammengewebt, von welchem sich nur Häuser und Mauern, wüste Plätze und silberne Wasseradern wie eingestickte Bilder abtrennen. „Vom Süden führt die Wasserleitung des Nils Fluthen in das Land, und majestätisch treibt der geheimnißvolle, zur Gottheit erhobene Strom seine Wogen der Insel Rodah entgegen, welche wie ein grünes Bollwerk, oder wie eine schimmernde Opfergabe von Blumen und Früchten der alten Khahira entgegenduftet. Dem paradiesischen Eilande schließen sich die Pflanzungen Ibrahim Pascha's in Fostat an; aber in dem ungeheuren Prachtbilde erscheinen diese grünen Massen nur wie ein Smaragd auf dem flüssigen Silber des segenspendenden Stromes, welcher, gleichsam einem unbekannten Nichts entquellend, wiederum in's Nichts zurückzuwandeln scheint. Doch an seinen vorübereilenden, sich ewig bildenden und ewig verschwindenden Wogen stehen als Gegensatz im fortwährenden Strome der Zeiten, die an's Meer der Ewigkeit münden, die im vollen Sonnenlichte marmorweiß schimmernden Pyramidenmassen, fest wie die Felsen, auf denen sie fußen." Und hinter ihnen dehnt sich nun wieder ohne Ende die Wüste, vor deren verderbendem Flugsande sie das in aller Farbenpracht glühende Mittelbild schützen sollen und schützen.

Da steht man fest im Anschauen und vergißt des Ortes und der Zeit. Stunde auf Stunde entrollt, die Sonne neigt sich zum Schlafengehen. Goldener werden ihre Strahlen, purpurner färbt sich ihr Duft. Neuer Glanz, neue Farben treten zu den alten, die Stadt kleidet sich in ein wunderbares Festgewand, die Palmen trennen sich schärfer von dem goldenen Grunde. Wie Abendroth leuchtet der Strom, ein Abglanz des Paradieses legt sich auf Fruchtfeld und Wüste. Funkelnde Lichter werden wach, tiefdunkle Schatten treten um so schärfer hervor. Allgemach senkt sich der Abend auf die Tiefe. Häuser und Kuppeln und Thürme verschleiern sich langsam und leise. Schon berührt der untere Rand der Sonnenscheibe den Wüstensand. Nur die Zinnen des Gebirgs und die höchsten Spitzen der Minarets funkeln und glänzen noch im vollen Sonnenlichte; die ver-

Digitized by Google

goldeten Halbmonde schimmern über den Thürmen, wie ihr Urbild am Himmel. Tiefer senkt sich die Sonne, mehr und mehr verschwimmt von der Ferne.

Jetzt ist sie versunken und in demselben Augenblicke ertönt von oben herab der Gesang des Mueddhin. Wie eine Stimme aus der Höhe erklingen die Worte, welche zum Gebet mahnen — auch in dem Herzen des Hörers klingen sie wider. Mag er beten in welcher Sprache und in welcher Weise er will, mögen ihm Worte zu Gebeten werden, oder mag ihm das Erschaute wie ein großes goldenes Buch erscheinen, in welchem er Gebete liest, ohne es zu wissen: die Stimmung seiner Seele ist die, welche ein Gebet hervorruft. — Und wenn dann der Gesang des Mahners schon lange verklungen, wenn unten das Licht der Dämmerung, der Glanz dem Nebel wich, wenn der Strom seine Dünste entsendet wie Rauch, wenn die Palmen mit dem Hauche der Nacht zu flüstern beginnen und die Menschenkinder da unten stiller werden und ihren Häusern zuwandeln: da klingt und wogt es noch immer im Herzen wie Musik, — und Klang und Farbe verschmelzen in Einem, daß man sie nimmer zu trennen weiß. Aber wie in den bewahrenden Porphyr der altegyptischen Tempel der Meißel Bilder eingrub, unvergänglich für alle Zeiten, so hat sich die zaubervolle Wunderstadt fest eingeprägt in der Seele, und noch nach Jahren erklingt ihr der Name wie eine tonreiche Weise, erscheint ihr das wunderbare Bild klar und fest, wie die Pyramiden, die Sinnbilder des Gedankens: „Auch schon hienieden kann und darf es Unwandelbares geben!“ —

Auf Wiedersehen, mein Kairo! A. Brehm.

Schloß Greifenstein.

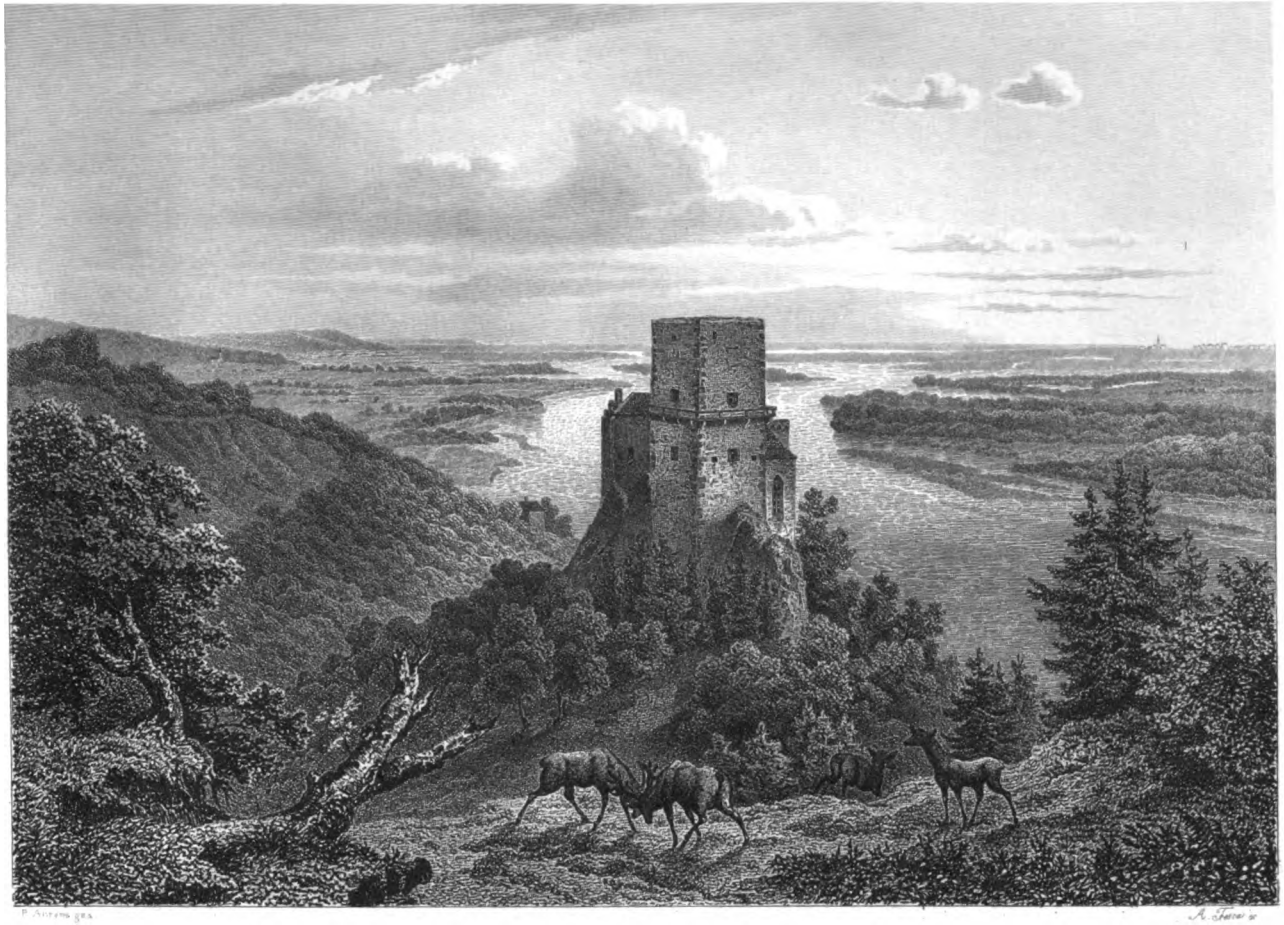
Zwischen der alten Römerstadt Tulln und Klosterneuburg, oberhalb des wiener Waldes, hoch über den Weingeländen des rechten Donauufers ragt der Greifenstein, eine dem Fürsten Lichtenstein gehörige alte Burg; weithin überschaut er das gesegnete Donauthal, und als einer der schönsten und lockendsten Punkte in der Nähe Wiens wird er von den heitern Kindern der Kaiserstadt häufig besucht.

Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google



AN DER DONAU

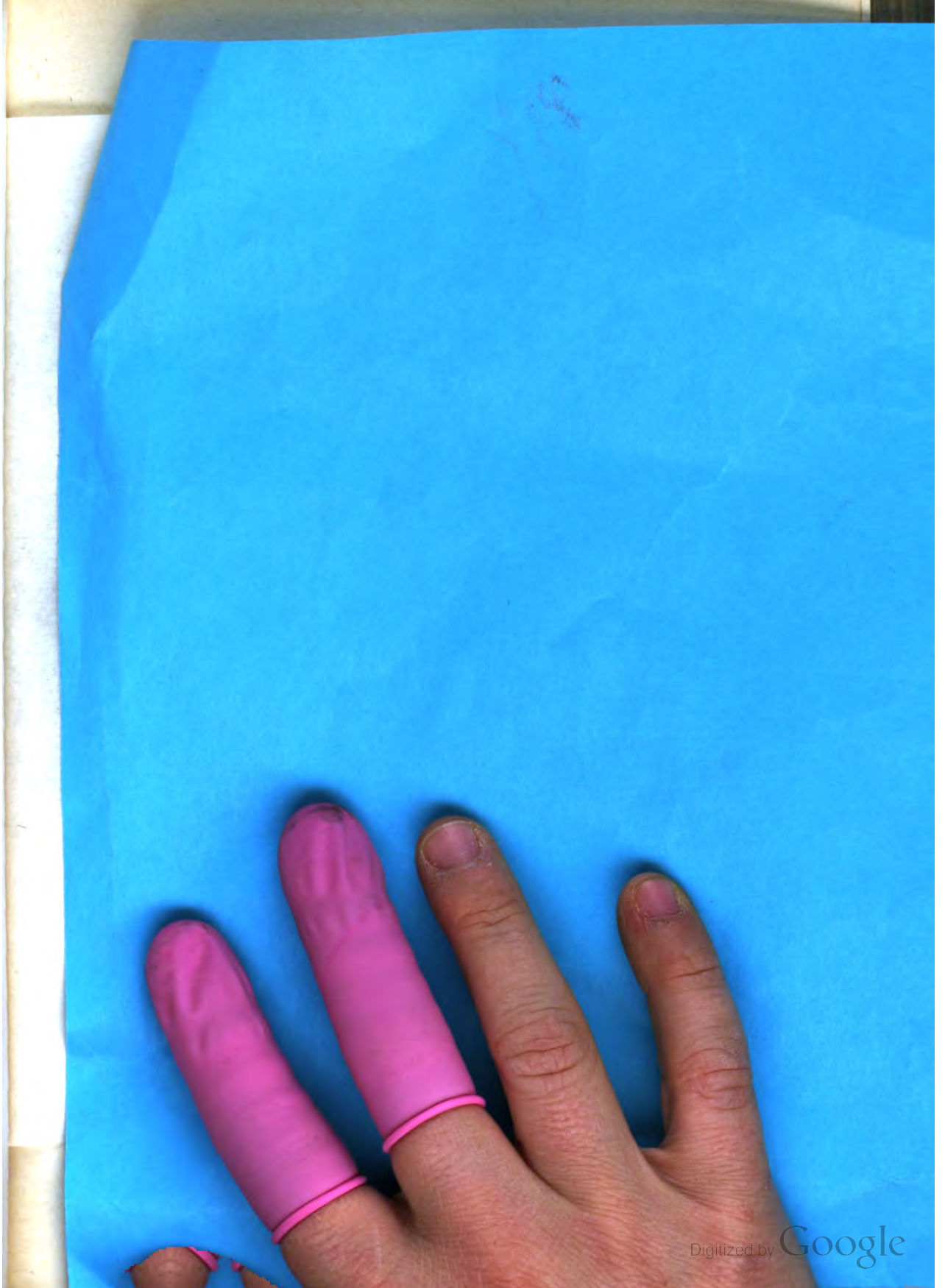
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ARGENTINA

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google

Von Rom nach Aricia.

Gönnen wir uns jetzt die Erholung eines bequemen wohlthuenden Spaziergangs — aus den vom Scirocco umnebelten Straßen Roms nach dem nahen Albaner Gebirge, wohin eine Unzahl kleiner gastlicher Ortschaften die Rom bewohnenden Müßiggänger und Fremde allsommerlich zur Villeggiatur verlocken, in einer Gegend, welche Winckelmann die „schönste Natur unter der Sonne" nannte, „eine Gegend, welche die Allmacht und der Quell der Erkenntniß des höchsten Schönen nicht wunderbarer hätte bilden können." Lassen wir uns von unserem kundigen Landsmann Adolph Stahr führen und versuchen, an seiner frischen Schilderung die poetischen Eindrücke eigenen Schauens und Erlebens mitzuempfinden:

„— — Dieses Landleben im römischen Gebirg hat etwas märchenhaft Einschläferndes, den Geist Einspinnendes. Ich fühle mich so vollkommen isolirt und abgeschieden von der ganzen Welt, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wie noch etwas da draußen vorgehen mag. Erst jetzt habe ich eine Vorstellung davon, wie in dieser Beziehung einem ächten Italiener zu Muthe sein muß. Mein Horazisches Lieblingswort, das „Oblitusque meorum obliviscendus et illis" könnte mir hier zur Wahrheit werden. Dies sorglose, ruhig hindämmernde Naturleben in Gebirg und Waldeseinsamkeit, an den entzückenden Seen von Nemi und Albano, dies Durchstreifen der kleinen Gebirgsstädte, deren malerische, epheuumrankte Verfallenheit so ruhig und so genießlich in der warmen Sommersonne schlummert, wiegt die Seele gleichsam mit in eine schlaftrunkene Ruhe ein, die unsern, von rastloser Thätigkeit und verzehrender Lebensunruhe unnatürlich angespannten Nerven so überaus wohl thut. Das ist die antike Stimmung ausruhender, geschäftsloser Sommerlust, in ruhigen und vollen Zügen von den alten Herren des Orbis terrarum genossen, wie sie die Blätter ihrer Liebeslieder zeigen, welche die Zeit zu uns herübergeweht hat. Propertius' Freund Tullus liegt am Ufer des Tiberis, und trinkt griechischen Wein aus dem Becher, den ihm Mentors Kunst

Digitized by Google

gebildet. Worin besteht sein Thun als in der Freude darüber: „wie so geschwind die leichten Kähne vorübergleiten", und in der Verwunderung: „wie so langsam die schwerfälligen Flöße von der Stelle kommen!"

Durch die Campagna, vorüber an uraltem Trümmerwerk prachtvoller Villen, Grabdenkmäler, Wasserleitungen, mittelalterlicher Thürme, von Heerden umweidet und von Falken umkreist, ging es nach etwa drei Stunden langsamer Fahrt allmälig das Albanergebirge hinauf. Die Campagna ist nach dieser Seite besonders eben, und hier finden sich die meisten Trümmerreste antiker Bauwerke. Auf der nördlichen Seite der Stadt scheint es, als hätten die Wogen der von Norden her anstürmenden Völkerfluthen Alles bis auf die letzte Spur vernichtet.

Zunächst zieht sich in der Richtung quer über die Straße hin eine Reihe von Grabdenkmälern, welche sich einst zur Seite der Via Latina erhoben, deren schnurgrade Richtung sie noch jetzt bezeichnen. Das Eine davon nennen die Antiquare den Tempel der Fortuna muliebris. Zur Rechten der jetzigen Poststraße sieht man die Ausmündung des berühmten Thals der Egeria, über dem sich auf einem Hügel der Tempio di Bacco erhebt, jetzt eine Kirche des heiligen Urban. Der runde, weißgelb schimmernde, zinnengekrönte Thurm zu seiner Linken ist das Grab der Cäcilia Metella. Etwa eine Viertelstunde weiter sieht man die Trümmer ungeheurer Prachtbauten, vom Volke Roma Vecchia genannt. Ihnen gegenüber steht ein kleiner zierlicher Bau in Tempelform auf einem Hügel zur Linken des Weges. „Des Teufels Sessel" (Seggiola del diavolo) nennt ihn das Volk, Templum Salutis die Gelehrten. „Beide mit gleich viel Recht," wie der skeptische Westphal hinzusetzt.

Die jetzige Poststraße läuft zur Seite der alten berühmten Via Appia, die, von der ersteren nur durch das dazwischen liegende Almothal getrennt, sich auf der erhöhten Fläche eines Lavastromes fortzog, welcher in vorgeschichtlicher Zeit aus den vulkanischen Ausbrüchen des Albanergebirgs gegen diejenige Seite der Siebenhügelstadt herniederfloß, wo jetzt das Denkmal der Cäcilia Metella steht. Hat man die Osteria Tavolata und die Poststation von Torre di Mezza Via passirt, so trifft bei der Osteria delle Fratocchie die alte Appische Straße mit der neuen Poststraße zusammen, und geht mit derselben vereint nach Albano hin aufwärts. Immer weiter und schöner wird die Aussicht. Zur Linken auf den Höhen und am Fuße des Albanergebirgs sieht man Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Rocca di Papa, Pallazuolo und Castell Gandolfo liegen. Zur Rechten beginnt das Meer sich zu zeigen, und die Thürme von Ostia, Fiumicino und Prattica heben sich nebst einer Menge von verstreuten Häusern und Meierhöfen aus der Küstenebene empor. Einzelne Trümmer von Gräbern begleiten die Straße bis zu dem Thore von Albano, wo zur Linken der Straße ein ungeheurer, thurmähnlicher, aus drei Stockwerken bestehender Bau die Reihe derselben abschließt. Die Antiquare haben ihn das Grabmal des Pompejus getauft,

Digitized by Google

der hier auf der Stätte der jetzigen Villa Doria, gleich nach dem Eingange in die Stadt zur Rechten der Straße, seine Villa hatte. Die Ruinen auf dem Hügel der Stadt, dem Meere zugewandt, gehören der alten Zwingburg der mächtigen Savelli, jener stolzen Barone, die einst Albano und die Umgegend beherrschten.

Nach Aricia steigt dann die Straße zuerst aufwärts, vorbei an dem, leider restaurirten Denkmal der Horazier und Kuriazier. Diese Bezeichnung mag immerhin sehr zweifelhaft sein, dennoch machte es mir einen unbeschreiblichen Eindruck, als mir so die romantische Lieblingsgeschichte meiner Knabenzeit hier als ein sichtbares Steindenkmal vor die Sinne trat. In solchen Dingen hat der Zweifel weit weniger Gewalt über die Phantasie als der Glaube. Der Mensch glaubt auch hier, was er wünscht. Und welch ein Wunsch wäre natürlicher als der, die ersten, mächtigen Eindrücke, welche unser Gemüth in der Jugend durch die älteste römische Geschichte empfangen, sichtbar und greifbar vor uns aufleben zu sehn! Das gibt bei mir den Archäologen leichtes Spiel mit ihren Benennungen, und ich glaube an das Grabmal der feindlichen Brüder und des Pompejus, wie an die eherne Wölfin auf dem Kapitol und die Bildsäule des Pompejus, zu deren Füßen Cäsar verblutete, weil es ein Bedürfniß ist, und weil sich das Gegentheil ihrer Echtheit eben so wenig wie diese streng beweisen läßt. Dies Grabmal der Horazier und Kuriazier ist von eigenthümlicher Gestalt. Auf den vier Ecken eines großen Würfels erheben sich vier abgestumpfte Kegel, welche einen größeren in der Mitte haben. Das Meiste ist freilich neuere Restauration.

Unter den in den Felsen gehauenen Gräbern, an welchen die niedersteigende Straße vorbeiführt, hat sich ein Einsiedler eingerichtet, der an der kleinen Wegkapelle Almosen bettelte. Als wir durch Busch und Wald wieder aufwärts stiegen, lag plötzlich Aricia vor uns. Die Abendbeleuchtung ließ es da oben auf seiner grünumkränzten Felsenhöhe in wahrhaft zauberischer Pracht erscheinen. Das Schloß des Fürsten Chigi mit den riesigen Bäumen seines urwaldartig verwilderten Parks bildete mit der gegenüberliegenden, von Bernini erbauten Kuppelkirche und dem graubraunen alterthümlichen Häuserknäuel der Stadt, hier und da noch von alten Mauerzinnen umschirmt, den schönsten Anblick. Tritt man aber durch das verfallende Thor in die Stadt selbst ein, so schwindet ein großer Theil dieses Zaubers. Der unerhörteste Verfall schaut einem überall aus den hohlen Augen halbeingestürzter und verlassener Menschenwohnungen entgegen. Diese Häuser, deren Steinwände meist noch stehen, während Dach und Gebälk, Fenster und Treppen verschwunden sind, hat nicht Feuer verwüstet, nicht ein Erdbeben zerstört, sie sind aus Altersschwäche zusammengesunken, weil die verarmten Bewohner nicht nachbessern konnten, und als diese ausstarben oder auswanderten, Niemand, am wenigsten der besitzende Feudalherr, es der Mühe werth hielt, sich mit einer Herstellung zu befassen.

Digitized by Google

Denn was hier liegt, bleibt liegen. Hier wie in Rocca di Papa sah ich mitten unter den übrigen Häusern solche Ruinen, die schon seit Menschengedenken Ruinen waren, und von denen mir selbst die ältesten Leute nichts zu sagen wußten, als daß sie dieselben nie anders gekannt hätten.

Unmittelbar am römischen Thore zur linken Hand steht ein neuer Palazzo, gelb verputzt, eine Seltenheit in Italien. Es ist das Sommerpalais eines Napoleoniden, des Prinzen Musignano, das einzige ordentliche, einigermaßen wohnliche Haus in Aricia, aber ohne Garten und Park. Der Palast des Prinzen Chigi ist im Innern sehr verfallen, sein Besitzer verarmt. Dieser große stattliche Palast bildet mit der gegenüberliegenden, wundervoll gebauten Kirche, die Bernini's Meisterstück heißen darf, einen schönen geräumigen, viereckten Platz, auf dem zwei prachtvolle Springbrunnen ihre Strahlen plätschernd in die schöngeformten Marmorbecken niederrauschen lassen. Die eine Seite des Platzes nach Rom zu ist offen und nur mit einer niedrigen Steinmauer eingefaßt, über welche man die weiteste Aussicht auf die nahen Waldhügel und die Campagna bis zum Meere hin genießt. An der gegenüberliegenden Seite, wo sich die Hauptstraße, die sogenannte Via Corriera nach Neapel, der Corso von Aricia, fortzieht, hielt unser Wagen vor einem großen vierstöckigen Hause. Hier wohnt der Priore des Orts, Signor Antonio Martorelli, ein stattlicher, weißköpfiger Italiener, der für die Sommermonate den Künstlern und Fremden, auch wohl Römern der Mittelklasse, die hier ihre Villeggiatur machen, Wohnung und Kost gibt.

Aber draußen klingen und rauschen die Springbrunnen, glänzt und schimmert Schloß und Kirche im hellen Mondenlicht, schlafen in träumerischem Dunkel die Wipfel der hohen Bäume des fürstlichen Parks. Und nun trete ich hinaus auf die entgegengesetzte Gallerie des Hauses, sehe den schwarzdunkeln Bergwald und weithin rechts einen glitzernden und flimmernden Streifen sich dehnen. Es ist das Meer im Mondesschimmer vom tiefdunkeln Sternenhimmel überwölbt. Alles still, tiefste, friedenvollste Einsamkeit, und in meinem Herzen fühlte ich den Klang des Goethischen: „Ueberselig ist die Nacht!“

Digitized by Google

Digitized by Google



BOLOGNA.
DER RIESENPLATZ.

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google

Bologna: der Riesenpalast.

Wer könnte den Namen Bologna lesen und gedächte nicht König Enzio's, des Hohenstaufen, dessen ruhmvolles Heldenleben hier in langer und schnöder Gefangenschaft endete? Seine Gestalt wollen wir uns vorführen, ehe wir die Stadt selbst betreten, die in so trauriger Weise mit seinem Namen verknüpft ist.

Von allen unseren alten Heldenbildern sind wenige so der Verherrlichung werth und doch so wenig verherrlicht worden, als jenes, das uns Enzio, der Kaisersohn, in seiner Jugend, Schönheit und Kraft darstellt. Geboren in Palermo, hatte er Friedrich II. zum Vater und zur Mutter dessen Geliebte, die schöne Bianca Lancia, und so vereinigte er in sich des Vaters deutsche Männlichkeit mit der Mutter italienischer Anmuth, den Helden und den Dichter und Sänger, denn schon er hat Schwert und Leier geführt, mit so begeisterter Liebe, wie sechs hundert Jahre später ein anderer Jüngling, der durch seinen Tod sich wohl ein ewiges Ehrenfest der deutschen Jugend verdient haben sollte.

Enzio war an der Hand seines kriegsgewohnten Vaters frühzeitig in die Kunst des Feldherrn eingeführt worden, und eben so früh zeigte er den selbständigen Geist des Regenten und die Klugheit des Diplomaten. Die Rittersporen verdiente er sich in seinem zwölften Lebensjahre, 1237 in der Schlacht bei Corte nuova. Drei Jahre später band die Politik ihn an ein eitles Weib, die verwittwete Herrin von Sardinien und Korsika; und um dieser Vermählung willen ernannte der Kaiser seinen Lieblings-Sohn zum „König von Sardinien". Für den Fünfzehnjährigen war diese Ehe zu wenig fesselnd, als daß er dem Dienst der Ehre dadurch auf die Länge hätte entzogen werden können. Schon im Juli 1239 rief ihn sein Vater wieder zu sich und übergab ihm als seinem „Statthalter von Italien" den Befehl in der Mark Ancona, während er selbst gegen das feindselige Bologna zog. Im Leben des herrlichen Jünglings mit den langen blonden Locken windet sich Siegeskranz an Siegeskranz, so daß endlich selbst der Papst in seiner Kirchenhauptstadt vor ihm zitterte und ihm den Bannstrahl entgegen

Digitized by Google

schleuderte. Der Himmel achtete jedoch so wenig dieses heiligen Blitzes, wie König Enzio, er verlieh ihm Sieg auf Sieg, ja, er gab in einer großen Seeschlacht, die der blühende Held im Jahr 1241 bei Livorno über die genuesische Flotte gewann, ihm über hundert Geistliche, darunter Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe u. dgl. in die Hände, wie aus köstlicher Ironie, denn alle diese Herren wollten, besonders aus Frankreich und Deutschland, nach Rom eilen, um den Papst in einer Kirchenversammlung gegen die gewaltigen Hohenstaufen zu unterstützen. Dieser Schlag kostete dem alten heiligen Vater Gregor IX. das Leben, und dieser Tod kam Deutschland zu Gute. Denn gerade damals bedrohte eine wilde Mongolenhorde von Ungarn her das Reich. Wiederum sandte der Kaiser seinen Enzio, und der junge Held, der damals zum ersten Male den Heimathboden seiner Väter betrat, schlug die Barbaren, als ob das im Auftrage seines Vaters eben nur so sein müsse, in einer großen Schlacht, worauf er nach Italien zurückkehrte, um die Waffen gegen den neuen widerspenstigen Papst Innocenz IV. zu führen. Während dieser Kämpfe widerfuhr ihm, dem stets Siegreichen, nur der Schmerz, daß seine Gemahlin sich von ihm lossagte, „weil er gebannt sei". Desto inniger schloß Enzio sich seinem großen Vater an, der in ihm Alles hatte, seinen treuesten Freund, seinen besten Feldherrn, seinen verständigsten Berather, sein liebstes Kind.

Aus unseren kurzen bisherigen Andeutungen geht wenigstens so viel als gewiß hervor, daß von allen Hohenstaufen Enzio es war, der allein Geist und Muth, Glück und Erfahrung genug hatte, um die Herrschaft dieses Kaiserhauses aufrecht zu erhalten. Er war an Leib und Seele darnach angethan, daß er eine Nation für sich begeistere, ein Heer an seine Bahn fesseln konnte. Durch seinen Mongolensieg war er bereits hoch gefeiert in Deutschland, und an den Hohenstaufen hing das Volk im Reich. Wenn ein Geschlecht es vermocht hätte, in Deutschland die Gewalt der Fürsten zum Heil des Volks zu unterdrücken, so waren es die Hohenstaufen, und von allen Hohenstaufen war es wiederum Enzio, dem für solche große That das Herz und der Geist gegeben war.

Da ward Deutschlands Hoffnung abermals in Italien vernichtet. Es war im Jahre 1247, der alte böse Kampf der Welfen und Waiblinger zerriß noch das ganze Land, als den Kaiser sein schweres Amt nach Neapel rief. Wie immer vertraute er den Norden Italiens seinem Enzio an, der seinen Sitz nach Verona verlegte. Hier traf ihn der Hülferuf des hohenstaufenfreundlichen Modena, das von dem übermüthigen Bologna angegriffen war. Enzio eilte mit einem rasch zusammengerafften Heer den Freunden zu Hülfe und hatte in der Schlacht bei Hossalata, am 26. Mai 1247, bereits den Feind erschüttert, als ein Sturz seines Pferdes plötzlich die Modenesen mit Schrecken erfüllte und zur Flucht bewog. Verwirrung ergriff die Massen, Enzio bot vergeblich alle Kraft auf, das Unglück zu wenden; es vollendete sich an ihm selbst: er ward gefangen.

Digitized by Google

Unendlicher Jubel und unendlicher Schmerz begleitete dieses Ereigniß. Bologna feierte sein glänzendstes Fest, als König Enzio, hoch zu Roß, in aller Pracht seiner Schönheit und Würde, den Triumphzug des Siegers verherrlichte; — und die bitterste Klage zerriß des Kaisers, des Vaters, Herz, dem weder Drohen noch Flehen den Sohn wiedergab. Enzio blieb der Gefangene Bologna's, so mächtig war die Stadt und so schwach war der Kaiser geworden, daß er sein liebstes Kleinod auf Erden nicht mehr mit Gewalt aus Feindeshand befreien konnte. Er starb, ohne ihn wieder zu sehn, 1250. — Wohl umgab den König ein glänzender Kerker, wohl vergönnte ihm Bologna des Weins und der Liebe, wohl schmückte Enzio selbst die öde Halle mit den Blumen seiner Dichtkunst, — aber gefangen blieb er, und wie ferne Gewitter drangen die Donner der unglücklichen Geschichte seines Hauses an sein Ohr. Todt sein Vater, todt der letzte Hohenstaufe auf dem Kaiserthron, Konrad IV., und Jahre lang vernahm er nur von dem unseligen Interregnum, das das Reich zerfleischte. Da kommt das letzte, schreckliche Gerücht an sein Ohr: Konradin hat sein Haupt auf den Block des Scharfrichters gelegt! — Da, nach einundzwanzig Jahren des Kerkerlebens, erwachte der ganze Hohenstaufe in seiner Brust. Er mußte hinaus, jetzt rief das Reich nach ihm, dem letzten Hohenstaufen. Mit der zähesten Geduld bereitete er mit wenigen treuen Genossen Alles vor zur sichern Flucht. Und schon stehen die Rosse bereit, die ihn über die Alpen tragen sollen, schon ist er, in einem Weinfaß versteckt, glücklich aus den Mauern des Gefängnisses getragen, kein Verdacht verfolgt die Träger der unschätzbaren Last, immer kürzer die Straße, immer näher das Ziel, nur noch ein Thor, das letzte, auch das ist durchschritten, — da fällt ein Auge, ein weltgeschichtlich unglückliches Auge auf eine Locke von Enzio's Haar, das sich zum Spundloch herausgedrängt hat! „Solche Locken hat nur König Enzio!" ruft der Schaarwächter, — und hin ist die letzte Hoffnung auf Erlösung — Enzio's und des armen Deutschland, das nach Einheit ringt. Noch vier harte Kerkerjahre, sie genügten, um Enzio's letzte Kraft zu brechen. Er starb 1272, nach 25jähriger Gefangenschaft, der letzte der Hohenstaufen. Wandern wir nun in die Stadt so schweren Verhängnisses. Wenn man, von Florenz kommend, den hohen Apenninenpaß Pietra mala überschritten hat, und nun, an malerischen Gebirgsabhängen vorüber, auf trefflich erhaltener Straße über Lojano und Pianora hinabsteigt in das grüne Hügelland der Delegation Bologna, zeigt sich schon von Ferne die thurm- und palastreiche Hauptstadt derselben in einer von Fruchtbarkeit strotzenden, reich bewässerten und vortrefflich bebauten Ebene.

Bologna ist oder war vielmehr bis zum Jahr 1860 nächst Rom die größte, reichste und bevölkertste Stadt des ganzen Kirchenstaates, wie sie auch zu den berühmtesten und sehenswürdigsten Städten Italiens überhaupt gehört. Ihr Umfang beträgt drei Stunden und die Zahl ihrer

Digitized by Google

Einwohner mag zwischen 70,000 und 75,000 schwanken. So grandios sie sich von Ferne dem Auge darstellt, so wenig befriedigt sie die Erwartungen des Fremden unmittelbar nach dessen Eintritt; denn die Mehrzahl ihrer Straßen ist im Verhältniß zur Höhe der Häuser nicht sehr breit und erscheinen durch die hohen gewölbten Bogengänge, die sich an beiden Seiten der großentheils drei Stock hohen, massiv gebauten Häuser hinziehen, enger, als sie wirklich sind. Bald jedoch befreundet man sich mit dem anfangs etwas düstern Bilde; denn die anziehende Architektur der alten Paläste, der ausgebildete Kunstsinn der alten Bürger Bologna's, der uns aus zahllosen Baulichkeiten fesselnd anspricht, übt eine zwingende Gewalt auf Jeden aus und hält uns immer auf's Neue wieder fest bald unter den schattig-kühlen Säulengängen, bald vor einem alten Palast, bald vor dem Portal einer Kirche, deren Bologna jetzt noch gegen hundert zählt.

Vor Bologna's Einverleibung in das neue Königreich Italien ward die uralte Stadt eigentlich von drei Herren zugleich regiert. Den Papst als Landesherrn vertrat nämlich der in Bologna residirende Kardinal-Legat, welcher als solcher aber nur die landeshoheitlichen Rechte des heiligen Vaters zu wahren hatte. In kirchlichen und religiösen Angelegenheiten mußte sich die Bevölkerung den Anordnungen und Verfügungen des Erzbischofs unterwerfen, und über die rein kommunalen und städtischen Angelegenheiten, die auf vollkommen republikanischer Basis ruhten, entschied der Gonfaloniere, der gleichbedeutend ist mit unserm Bürgermeister. Damit aber Letzterer zu keiner der Bürgerfreiheit gefährlichen politischen Macht gelangen könne, wurde alle zwei Monate ein neuer Gonfaloniere gewählt, der mit fünfzig Senatoren und acht Aeltesten der Bürgerschaft die Stadt republikanisch regierte.

Unter den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Bologna's steht oben an die ungewöhnlich große Piazza maggiore, der größte aller öffentlichen Plätze der gewaltigen Stadt, weshalb man ihm auch den Namen il Gigante (Riesenplatz) beigelegt hat. Ein geschmackvoller Springbrunnen mit stets rauschenden Wassern und eine Menge der größten und schönsten Paläste umgeben ihn und gereichen ihm zur schönsten Zierde. Ueber diese alle aber ragt wieder sowohl durch Umfang wie Pracht der mit kostbaren Fresken reich geschmückte Palazzo publico hervor.

An sehenswerthen, alterthümlichen und mit seltenen Kunstschätzen gefüllten Kirchen ist Bologna beinahe so reich wie Rom, obwohl die Zeit der Kunstmäcene für die Hauptstadt der Delegation längst schon vorüber ist. Was die Stadt in dieser Beziehung besitzt, stammt aus früheren Jahrhunderten, als Bologna der Hauptsitz der lombardischen Malerschule war und die eigentliche Pflanzstätte der norditalischen Malerkunst. Aus jenen glorreichen Tagen haben sich die prachtvollen Gemälde erhalten, welche gegenwärtig in der von Clemens XIII. gestifteten Academia delle belle arti oder Academia Clementina aufbewahrt werden. Diese große Samm-

Digitized by Google

lung, eine der reichsten und werthvollsten Italiens, enthält außer der Privatkunstsammlung Clemens XIII. auch die Schätze der Klöster und Kirchen, welche unter Napoleons I. Weltherrschaft die beutegierigen Franzosen gründlich plünderten und nach Paris führten, die sie aber später nach dem Sturze des gallischen Welteroberers wieder herausgeben mußten.

Neben dieser Academia Clementina gibt es noch eine Menge höchst schätzbarer Privatkunstsammlungen reicher und alter Patrizierfamilien.

Unter den schon erwähnten zahlreichen Kirchen nimmt der Dom oder die Chiesa di San-Petronio den ersten Rang ein. Seine größte Merkwürdigkeit ist die berühmte Mittagslinie, welche Cassini angelegt hat. Dieselbe besteht in einer zollbreiten Metallplatte, welche über den prächtigen marmornen Fußboden der Kirche in einer Länge von 180 Fuß läuft. Durch eine in der Wölbung der Kirche gegen Mittag angebrachte kleine runde Oeffnung fällt täglich genau um die rechte Mittagsstunde ein Strahl der Sonne auf den Meridian und gibt somit für das ganze Jahr immer die richtige Zeit an.

Merkwürdig und schon aus der Ferne sichtbar sind die beiden sehr nahe bei einander stehenden viereckigen Thürme, Asinelli und Garisende, so genannt nach ihren Erbauern. Italien ist das Land der schiefen Thürme. Auch die genannten beiden Thürme Bologna's, von denen der Asinelli, um das Jahr 1109 erbaut, eine Höhe von 330 Fuß haben soll, der Garisende dagegen, als dessen Erbauungsjahr man 1119 nennt, nur 130 Fuß mißt, stehen schief und neigen sich so gegen einander, daß man versucht werden kann zu glauben, sie müßten jeden Augenblick über einander fallen.

In der wissenschaftlichen Welt hat sich Bologna durch seine berühmte Universität und die zahlreichen großen Männer, welche an derselben theils lehrten, theils auf ihr gebildet wurden, einen unvergänglichen Namen in der Geschichte erworben. Die Universität dieser Stadt, die berühmteste und wahrscheinlich auch besuchteste während des Mittelalters, ward schon 425 von Theodosius dem Jüngeren gegründet. Bedeutend vergrößert im Jahre 1119, ward sie die eigentliche Stätte, wo die Wissenschaft Schutz und Anerkennung fand, und wo Jahrhunderte hindurch die freie Forschung aufgeklärter Geister den Keulenschlägen der finsterſten Barbarei nicht erlag. Was Italien, ja ganz Europa den Weisen Bologna's und den unerschrockenen Lehrern und Lehrerinnen an seiner Hochschule zu verdanken hat, ist lange noch nicht genug anerkannt worden. Ganz besonders verdankt die europäische Rechtsgelehrsamkeit der Universität Bologna jenen hohen und weit verbreiteten Ruf, welchen sie schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sich erworben hatte und von da an nach allen Ländern Europa's verbreitete. Stolz auf den Ruf ihrer Gelehrsamkeit schlug die Stadt eigne Münzen, welche die Inschrift „Bononia docet“ (Bologna lehrt) trugen.

Eine eigenthümliche Anziehungskraft für viele Jünglinge mochte die Universität Bologna dadurch haben, daß häufig Frauen, welche akademische

Digitized by Google

Grade sich erworben hatten, selbst als Lehrer das Katheder bestiegen. Als Lehrerin des römischen Rechtes zeichnete sich im vierzehnten Jahrhundert die Tochter eines der gelehrtesten Professoren der Rechtswissenschaft aus. Es war sehr gewöhnlich, daß die Tochter des Vaters Stelle vertrat, wenn dieser die angesetzten Vorlesungen, durch irgend etwas verhindert, nicht halten konnte. Die gelehrte Professorin pflegte dann ihrem lauschenden Zuhörerkreise, hinter einem Vorhange sitzend, die Gesetzbücher zu erklären. Diese Sitte, gelehrte Frauen als Lehrerinnen Erwachsener auf einer Universität zuzulassen, hat sich in Bologna bis auf die neuere Zeit erhalten, wo unter Andern Clotilda Tramboni ausschließlich griechische Literatur vortrug.

Außer der Universität besitzt Bologna noch heute eine Malerakademie, eine Sternwarte, eine Ingenieur- und Artillerieschule, ein spanisches Kollegium, eine medicinisch-chirurgische Gesellschaft und mehrere andere der Wissenschaft und Kunst dienende Institute.

In den nächsten Umgebungen der Stadt liegt auf dem Berge Monte della Guardia das Dominikaner-Nonnenkloster Madonna di San Luca, ehedem und bis in die neueste Zeit berühmt durch ein Madonnenbild, welches der Sage nach von dem Evangelisten Lucas gemalt worden sein soll. Dieses Kloster war von jeher ein überaus besuchter Wallfahrtsort. Damit nun die Gläubigen auf ihrer frommen Bergfahrt weder durch Wind noch Wetter in ihrer Andacht gestört oder gar davon zurückgehalten werden möchten, baute man von der Stadt bis zum Gipfel des Berges einen in seiner Art einzig dastehenden Säulengang, der 654 Schwibbogen zählt. Von diesem zweigt sich ein anderer Bogengang ab, der ebenfalls ungefähr eine halbe Stunde lang ist und nach dem im Jahre 1801 angelegten, von Arkaden umgebenen Campo Santo, dem größten Kirchhofe in Italien, führt, der sich durch eine Menge theils alter, theils neuer Grabmonumente auszeichnet. Ein anderer nahe gelegener Berg, Paterno genannt, wird häufig besucht der daselbst vorhandenen Schwerspathe wegen, welche die sonderbare Eigenschaft besitzen, daß sie, setzt man sie zuvor längere Zeit den Sonnenstrahlen aus, später im Dunkeln leuchten. Sie führen den Namen „Bolognersteine" und ihre Leuchtkraft wurde zuerst im Jahre 1602 von einem durch diese Entdeckung berühmt gewordenen Schuhmacher, Namens Vincenzio Cascariolo, beobachtet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google

Der Wallenstätter See.

Kein deutsches Auge kann auf dem dunkelgrünen Spiegel dieser Fluth ruhen, den die Alpen mit wilden Felsenwänden und ihrem Mattengrün umrahmen, ohne an die Trauer um einen edeln Todten gemahnt zu werden, der ein deutscher Märtyrer für sein Vaterland war und als verbannter Mann in diesem See sein Grab fand.

Die Natur mag mit all ihrer Herrlichkeit und Größe uns hier entgegentreten, es gelingt ihr nicht, über die Erhabenheit der Idee emporzuragen, die den Geist erfüllte, dessen Hülle in diesen Fluthen erstarrte. Höheren Glanz verleiht nichts auf der Erde, als das goldene Licht der Freiheit, und wer für sie das Leben einsetzte, dem schmückt sie mit unvergänglichem Glanz die Grabesstätte, und läge sie im hintersten Friedhofswinkel. — Und dieser Glanz ist es, der für unser Auge selbst auf die Pracht dieses Alpenbildes noch den Widerschein höherer Weihe legt.

Es war am 16. August 1860, da fuhr von Murg aus ein alter Schiffsmann einen gar „stattlichen Herrn und so freundlich und jovialisch, wie er noch keinen gesehen", in seinem Kahn auf den See hinaus. Vom Föhn leicht gekräuselt glänzten herrlich die Wogen in der heitern Sonne. Wenn aber das Wetter so schön ist, dann liegt der See in seiner ganzen verführerischen Lieblichkeit da, dann „lockt" er im eigentlichen Sinne den Wanderer zum Bade. Wie hätte da der „stattliche Herr" widerstehen können, der so oft schon das Baden in schöner Natur als einen der vollkommensten Genüsse gepriesen, als die Art und Weise, in welcher der Mensch am innigsten und vollsten sich in die Natur versenken, sich mit ihr Eins fühlen könne! Er folgte fröhlich der Lockung, und dem alten Schiffsmann ward es selber wohl um's Herz, wie der schöne Mann in der Fülle der Lebenskraft vor ihm stand, und wie er sich reckte in der Wonne des Wohlbefindens, und wie er kopfüber in den See sprang und tauchte und um den Kahn herum schwamm, mit dem Schiffer plaudernd und scherzend. Plötzlich schwieg der gewandte Schwimmer, zwei, drei Minuten darauf sah ihn der Schiffsmann einen Augenblick fast aufrecht im Wasser stehen, dann

Digitized by Google

neigte sich sein Haupt auf die Brust, und lautlos sank er in die Tiefe. — Ein Nervenschlag hatte ihn getroffen, die vollste Wonne des Lebens hatte die Schranken des Lebens gesprengt. Der verzweifelnde Schiffer fuhr noch lange mit dem Schiffchen auf der verhängnißvollen Stelle umher. Der See ist dort 360 Fuß tief. Der Versunkene kam nicht wieder. Laut weinend kehrte der treue Schiffsmann allein an das Ufer zurück und brachte die traurige Kunde.

Des Schiffers Klageruf hallte in ganz Deutschland wieder. Das deutsche Volk war ärmer geworden um einen seiner edelsten, tapfersten und treuesten Kämpfer für seine nationale Erhebung und seine politische Freiheit.

Heinrich Simon von Breslau, so kennt ihn das Volk von 1848 her. Was er schon vorher für Recht und Fortschritt gewirkt, darnach hatte man im Sturm jener Tage weniger gefragt. Am Grabe eines Mannes fragt man gern: Was hat er gethan? Und wir stehen hier an seinem Grabe. Lassen wir denn das Leben dessen, der da drunten ruht, an uns vorübergehen.

Am 29. Oktober 1805 war er zu Breslau geboren. Er hatte die glückliche Kindheit der Wohlhabenden und ward für den Gelehrtenstand vorgebildet; seine Jünglingsjahre brachte er mit dem Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften in seiner Vaterstadt und in Berlin zu, dann trat er, nach dem gewöhnlichen Lebenslauf der sogenannten Studirten, in den Staatsdienst. Nachdem er an verschiedenen Oberlandesgerichten gedient und zuletzt noch Mitglied des Oberappellationsgerichts zu Greifswalde gewesen, kehrte er in seine Vaterstadt als Rath am Stadtgerichte derselben zurück.

In dieser Zeit machte Heinrich Simon sich bereits in seinen Berufskreisen als Schriftsteller einen Namen; das Volk lernte ihn erst kennen, als er aus diesen Kreisen schied. Es waren die Zeiten der romantischen Reaktion in Preußen ausgebrochen, die bedeutend gefährlicher wirkten, als die dermalige galoppirende feudalistische Reaktion; jene legte zuerst die unsaubere Hand an das bisher in Preußen heilig gehaltene Rechtswesen. Da schleuderte ihr der zürnende Mann seine Schrift: „Die Unabhängigkeit der preußischen Richter" in's Gesicht, die, wie es damals hieß, „den Gelehrten zum Manne des Volkes und den Beamten zum Bürger machte". Und so geschah es. Heinrich Simon verließ den preußischen Justizdienst zu Ende des Jahres 1845. Es war zugleich die Zeit der aufsteigenden Stimmung in ganz Deutschland, die jedoch damals vorzugsweise mit religiösen Gegenständen beschäftigt wurde. Dennoch fand dieser Schritt allgemeine Anerkennung, und als erst die Schrift: „Mein Austritt aus dem preußischen Staatsdienste" (Leipzig 1846) die Gründe seines Handelns offen dargelegt hatte, ehrte sich der preußische Richterstand selbst damit, daß viele Glieder desselben aus allen Theilen der Monarchie ihm eine Adresse und einen

Digitized by Google

silbernen Pokal mit der Inschrift „Virtuti“ (dem Mannesmuthe!) übersandten.

Heinrich Simon war auf einen höheren Posten emporgerückt, er war aus einem königlichen Rechtsbeamten zum Wächter des Rechts für das Volk geworden. Dieser neue höhere Dienst erforderte schon im nächsten Jahre sein öffentliches Auftreten auf dem Kampfplane der Politik. Es war das romantische Verfassungspatent vom 3. Februar 1847 erschienen. Das Volk mußte belehrt werden über Werth oder Unwerth dieses Aktenstücks der Königsgnade, und es erhielt diese Belehrung in Heinrich Simons berühmter Schrift: „Annehmen oder Ablehnen?“ In welchem Geiste sie redet, daran werden unsere Leser sich gern noch nach 18 Jahren durch folgende prophetische Worte aus derselben erinnern lassen:

„Es ist ein Unsegen für die Fürsten, die Wünsche des Volkes nicht zu hören. An die Stelle unterdrückter Reformen tritt über kurz oder lang die Revolution. Der Freiheitsgedanke in Deutschland ist ein unendlich tieferer und inhaltsvollerer, als er es im Jahre 1640 in England, im Jahre 1789 in Frankreich war. Möge also Gott den König von der Ansicht erlösen, daß Eine Persönlichkeit ausreichend sei für das Glück eines Volkes, daß Vorsätze und Gelübde auch des bedeutendsten Mannes einem edeln Volke genügen können. Die Geschichte zweier großer, nicht edlerer Völker hat diese Ansicht gerichtet. „Die Ursache alles Unglücks ist, Sire, daß Ihre Nation keine Verfassung hat“ — so sagte der edle Minister Malesherbes Ludwig XVI. wenige Jahre vor dem Ausbruche der furchtbaren Staatsumwälzung. Und als der die englische Revolution herbeiführende und ihr als Opfer fallende König Karl I. die Abgeordneten des dritten Parlaments aufforderte, sich in Bezug ihrer Rechte auf sein königliches Wort zu verlassen, welches ihnen mehr Schutz als irgend welches neue Gesetz verleihen würde, da antwortete die aus freien Männern bestehende Kammer, welche für ein großes Volk andere Bürgschaft verlangte, als das Wort eines Menschen, — mit der jetzigen Grundlage der englischen Verfassung, mit der Bill der Petition ihrer Rechte. Gott verhüte, daß aus ähnlicher Lage der Verhältnisse ähnliches Unheil entstehe! Aber die Geschichte wäre eine Beschäftigung für Kinder, wollte man nicht aus ihr lernen.“ —

Die Antwort der Regierung auf diese Mannesmahnung waren gerichtliche und polizeiliche Verfolgungen. Gegen diese schrieb er: „Aktenstücke zur neuesten Geschichte der preußischen Polizei“ (Leipzig 1847); jenen machte der 18. März 1848 ein Ende, denn schon am 21. und 22. März stand Heinrich Simon an der Spitze einer Deputation seiner Vaterstadt Breslau, welche vom Könige für das preußische Volk die Urwahlen für eine neue Verfassung und alle einem freien Volke zukommenden Rechte forderte und erlangte. —

Digitized by Google

Heinrich Simon hatte als Mitglied des Vorparlaments und des Fünfziger-Ausschusses gewirkt und nahm für die deutsche Reichsversammlung die Wahl als Abgeordneter von Magdeburg an. Wie und wo dieser Mann in der Paulskirche stand, das brauchen wir unseren Lesern nicht erst zu sagen; es wäre sehr traurig, wenn sie das schon vergessen hätten. Er hielt treu aus bis zum letzten Mann, bis zur Reichsregentschaft des Rumpfparlaments, zu deren Mitglied er gewählt war, und bis zum gewaltsamen Ende der gesetzlichen deutschen Volksvertretung.

Da begannen die Tage der Flüchtlingschaft für Tausende treuer braver deutscher Männer, und auch für Heinrich Simon. Er ging von Stuttgart nach Zürich. In der Heimath eröffnete das Gewaltrecht seine Untersuchungshallen und Strafkerker. Auch gegen Heinrich Simon strengte die preußische Regierung eine Anklage auf Hochverrath an, und obwohl er ihr das Recht, ein Mitglied der deutschen Nationalversammlung zur Rechenschaft zu ziehen, absprach, so ward er dennoch, auf ein Schuldig von Geschworenen, vom Gerichtshof zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, natürlich in contumaciam.

Dem von den Gerichten seines Vaterlandes Verurtheilten blieb nichts Anderes übrig, als sich auf dem freien Boden der Schweiz eine neue Heimat zu gründen. Auch ein neues Feld der Thätigkeit zeigte sich bald für den tüchtigen Mann. Er unternahm die Wiederbelebung alter eingegangener Kupfererzgruben am Müntscherstock im Süden des Wallenstätter See's. Später gewann er für diese Unternehmung die Mittel einer Aktiengesellschaft und konnte dem Betrieb einen größern Maßstab verleihen; nach und nach vergrößerte sich sein Montanbesitz, und die Leitung so ausgedehnter Geschäfte schien seine ganze Thätigkeit umzugestalten. Wenigstens blieb er der schweizerischen Politik fern. Deutschland verlor er nicht aus dem Auge: dafür sorgte seine treue Liebe, der in diesen Jahren seiner Verbannung gerade die bittersten Schmerzen bereitet wurden. „Er wußte, daß seine Mutter, die heißgeliebte, deren Stolz und Augenlicht er war, mit dem Tode ringe — und er stand nicht an ihrem Sterbebette. Er drückte dem Vater, dem greisen, nicht die Augen zu. Er wußte, daß daheim bei den geliebten Seinen junge Glücksblüthen sich entfalteten, und er hat sie nimmer geschaut. Voll, wie das Glück, so hat er auch all diesen und vielen andern Schmerz ausgekostet in seinen tiefsten Tiefen." —

Es war eine geschäftliche Inspektionsreise, die ihn nach Murg und in sein großes schönes Grab führte. Er war eben von einer Reise in Oberitalien heimgekehrt. Einem Freunde schrieb er am 11. August 1859 darüber: „Sobald ich von einer kleinen Revisionstour zurück bin, die ich heute antrete, muß ich Ihnen von einer prachtvollen Partie erzählen, die ich mit Karl Hilty, verlockt durch die Eisenbahnen, nach Mailand, Genua, Turin gemacht, wo ich mit voller Brust Italien im edelsten Glanze ge-

Digitized by Google

sehen, einen Apoll im Siegeskampfe. Komme doch endlich auch unser Land daran!" — Er hat sein Deutschland gemeint, das er nicht wiedersehen sollte. Er starb. Das freisinnigste preußische Blatt hat ihm die Grabrede gehalten. „Er starb," sprach dasselbe, „in einem Moment der höchsten Steigerung seines Wesens, in vollster Gesundheit, viel geliebt, und das Maß des Glücks, das ihm beschieden, bis zum Grunde genießend. Er starb in der fröhlichen Hoffnung auf die Zukunft Deutschlands, nach dessen Einheit und Freiheit er nach jahrelangem Sehnen, wie Moses von dem Berge der Verheißung, ausschaute. Und dennoch hat er den größten Schmerz des Mannes erfahren: er starb in der Verbannung." — Der Wallensee hat den Leib des Ertrunkenen nicht zurückgegeben, er hält sie fest in krystallenen Netzen, die edle schöne Beute; aber sein Andenken lebt im Herzen des deutschen Volkes: er schließt sich dem herrlichen Geisterzuge aller jener Tapfern an, die jemals für die höchsten Güter der Menschheit gestritten und gelitten haben.

„Der tiefe See ist sein wildes Grab,
In Freiheit liegt er begraben;
Die Kurfirsten blicken traurig herab
Auf ihn, den gekürt wir haben.
Den Hutten beherbergt der andere See
Mit einsamen Inselborden:
Die Brüder in Gedanken und Weh
Sind nun auch Nachbarn geworden.

Nun wollen wir glauben, daß es so kommt:
Daß sich beide nächtlich besprechen,
Was Deutschland, ihrem theuren, frommt,
Und wie die Fessel zu brechen.
Ihr Wort, von Wind und Wellen belauscht,
Wird flüsternd weiter getragen,
Bis es empor in der Heimath rauscht
In Auferstehungstagen."

So hat ein deutscher Dichter dem großen Todten nachgerufen. — Aber nicht bloß die Deutschen feierten ihn, auch die Schweizer bewiesen, wie hoch ihn die neue Heimath in Ehren gehalten: die Gemeinde Murg beschloß einstimmig, dem Bruder Heinrich Simons „in Anerkennung der Verdienste, welche dieser sich um die ganze Gegend erworben", einen Platz auf hoher, freier grüner Matte als Ruhestätte der Gebeine des Verunglückten, und, wenn der See den Leichnam nicht herausgeben sollte, behufs der Errichtung eines Denkmals, zum Geschenk zu machen. Zur Herstellung eines solchen Denkmals trat im September 1860 in Berlin ein Kreis von Männern zusammen, die es aussprachen: „Dem deutschen Volke kommt es zu, durch Errrichtung des Denkmals sich selbst zu ehren." Und im verflossenen Jahre, am Todestage Heinrich Simons, am 16. August 1862, ward die Feier der Weihe dieses Denkmals für einen „Vorkämpfer für des deutschen Volkes Freiheit und Recht" von vielen Deutschen auf

Digitized by Google

der „in der Sonne glänzenden Smaragdwiese", wie der Gefeierte sie einst selbst genannt, und zugleich auf dem Wallenstätter Grabessee begangen.

Der Dampf hat auch diesen Alpensee zu unserem Nachbar gemacht und alle Gefahren, mit denen er früher die armen Schifflein zwischen seinen Felsenrippen bedrohte, längst überwunden. Es gehörte früher allezeit, wenn dem Wetter nicht vollkommen zu trauen war, Muth zum Wagniß einer Fahrt auf seinem Rücken, denn da der See, die Stelle im Südosten, von wo aus wir ihn im Bilde betrachten, ausgenommen, allenthalben von 2—3000 Fuß hohen Wänden umgeben ist, die großentheils senkrecht von der Fluth aufragen und eben so unter ihr 3—400 Fuß bis zum Grunde des Bettes hinabsinken, so bot er dem Schifflein, das von einem Sturm überrascht wurde, nur selten einen bergenden Winkel, sondern zerschellte es nach harter Todesnoth der Menschen. Jetzt spottet der Dampfer des erzürnten Elements und fährt die ganze Länge des See's von $3^1/_4$ Stunden mit gleicher Sicherheit, so daß die Männer von Glarus und St. Gallen, denen er gemeinsam angehört, nicht so viel Klagen mehr über ihn führen müssen, wie ehedem, wo er so manchmal den Flor der Trauer über die Familien gebracht hat. Ja, selbst die Eisenschiene hat den Weg hieher gefunden, und sie führt nicht nur zu ihm hin, sondern sie ist Herr über seine ragenden Felsenmauern geworden, hat sie durchbrochen und Schlünde überbrückt und schon am 1. Juli 1859 ein Eröffnungsfest der „Wallenseebahn" gefeiert. Die vereinigten Schweizerbahnen haben durch dieses Stück ihren letzten Ring erhalten. Aber es ist auch ein kühnes Stück Arbeit gewesen; es hatte gegolten, nicht nur die himmelhohen Felsen zu bewältigen, auch tosende Bergwasser und Rüfenen waren zu überwinden, und so hatte denn die Bahn auf einer Strecke von $3^1/_2$ Kilometer Länge nicht weniger als zehn Tunnels, bis zu 900 Fuß Länge in Urkalk und Granit, sechs Brücken über große Wildbäche und Rüfenen, unzählige Wegeüberwölbungen und das Ausfüllen mehrer Felsspalten mit 100 Fuß tiefem Seewasser nöthig. Das Werk macht seinen Meistern Ehre und jedem Reisenden Freude; es kann sich mit Recht neben jene Alpenstraßen stellen, die für immer als wahre Wunder der Straßenbaukunst gelten werden.

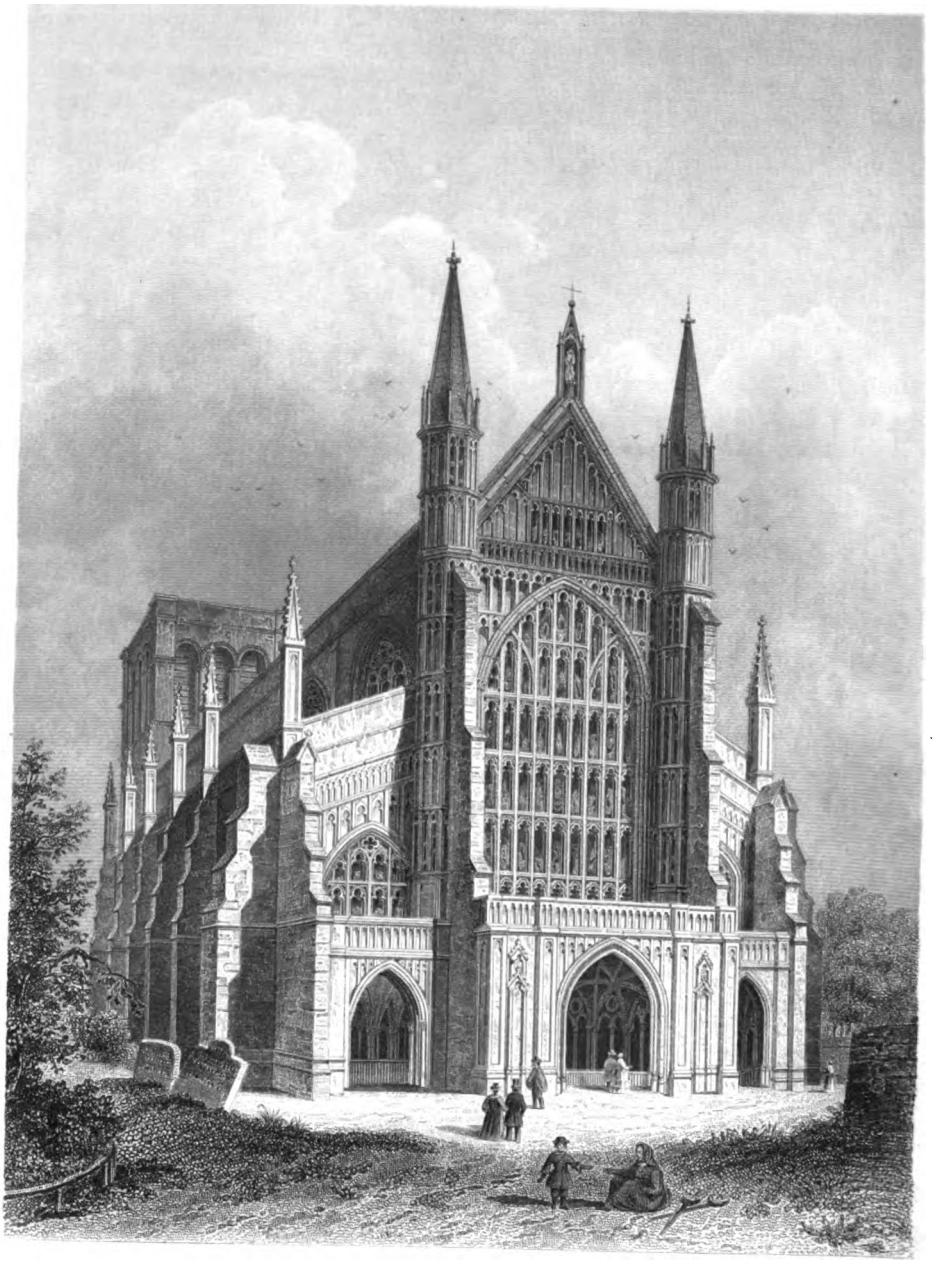
F. Hofmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Tempelruine Koum-Ombo in Egypten.

Noch ein Bild aus dem alten Wunderlande Egypten, eines der räthselhaften Denkmale jener frühen Kulturepoche der Menschheit, in deren mütterlichem Schooße der Keim unserer abendländischen Bildung sich entwickelte. Es sind die Tempeltrümmer von Koum-Ombo, Ueberbleibsel der alten Stadt Ombos, unterhalb Assuan, am östlichen Ufer des Nil gelegen. Sie sind im prächtigsten Styl erbaut, aber vom Wüstensand großentheils verschüttet. Eine noch freie und besonders malerische Ansicht gewährt die dem Flusse zugewandte Vorhalle des Tempels. Säulen und Wände desselben sind mit scharfgehauenen Hieroglyphen und Bildern bekleidet, deren Farben hie und da noch in frischer Schönheit prangen.

Winchester

und seine historischen Erinnerungen.

Welche merkwürdige alte Stadt ist Winchester! Die ehemalige Hauptstadt des Königreichs, die Residenz der britischen, sächsischen und normännischen Herrscher, der Lieblingsaufenthalt der späteren Fürsten und ihrer Gemahlinnen, fast bis zum Ausbruche der Revolution von 1688, Jahrhunderte lang die triumphirende Nebenbuhlerin von London selbst, die einst mehr als neunzig Kirchen und Kapellen enthielt, deren ärmlichste

Digitized by Google

Häuser jetzt auf den Grundmauern ehemaliger Paläste und Klöster stehen, und in deren bis auf den heutigen Tag prachtvollen Kathedrale die Gebeine mächtiger Könige, schöner und frommer Fürstinnen und stolzer Aebte und Prälaten ruhen, die früher nicht nur das Schicksal dieser Stadt, sondern des ganzen Reiches lenkten. Da liegt sie, — eine entthronte Königin! und Wenige kennen sie in ihrer jetzigen Oede und Verlassenheit! Aber wo ist der Ort in England, der größeres Interesse erwecken könnte, der mehr Gegenstände antiker Schönheit und nationaler Erinnerungen aufzuweisen hätte? Hier ruhen die Gebeine Alfreds, und hier wurde er muthmaßlich geboren; denn in Wincheſter residirte damals der königliche Hof. Auf jeden Fall verlebte er hier seine Kindheit und ersten Jünglingsjahre. Von hier zog er aus, um jene Schlachten zu schlagen, welche das Land von den wilden Dänen befreiten, und hier, nachdem er für sein Reich und sein Volk mehr gethan hatte, als je ein Monarch vor oder nach ihm, fand er sein Grab, welches ein Ort der Verehrung für die späteren Generationen wurde. Mit ihm ruhet hier die Asche seiner Angehörigen, seines Vaters Ethelwolf, welcher die Talente des Sohnes erkannte und die einstige Größe desſelben prophezeite, — die seiner edelen Mutter, welche dem kindlichen Herzen des Sohnes erhabene Gefühle einflößte, und die seiner Brüder und Kinder. Auch Canut ruhet hier, der einst seinen schmeichlerischen Höflingen jenen unvergeßlichen Verweis an der Meeresküste von Southampton gab, und William Rufus, dessen Leichnam auf einem gemeinen Köhlerkarren aus dem New-Forest dahin gebracht wurde, wo Walter Tyrrels Pfeil die Grausamkeiten des Getödteten gerächt hatte.

Ohne der Fabeln zu erwähnen, welche altenglische Geschichtsschreiber von einem König Brutus erzählen, der in Wincheſter residirt haben und ein Abkömmling des Helden Aeneas von Troja gewesen sein soll, läßt sich historisch ein hohes Alterthum der Stadt nachweisen. Sie war unzweifelhaft das Caer-Gwent der keltischen Britten, die Venta Belgarum der Römer, und das Wintanceaſter der Sachsen. Ihre Geschichte beginnt fast mit der christlichen Zeitrechnung. Julius Cäsar selbst scheint nicht dort gewesen zu sein, aber ein Theil seiner Truppen muß die Gegend besucht haben, da die Eisenplatte einer römischen Fahne, welche seinen Namen und sein Bildniß trug, in der Nähe des Ortes, tief im Sande vergraben, gefunden worden ist. Hier hauste Caractacus, — von den Kelten Arviragus genannt, — der tapfere Nachkomme des Cassibelaunus, der edele Sohn des Cymbelin, den Shakespeare in seinem Drama gleiches Namens verewigt hat. Wer kennt nicht sein würdevolles Benehmen, während er sich als Gefangener in Rom befand, die großmüthige Behandlung, welche er von dem durch sein Unglück und seine Festigkeit gerührten Kaiser Claudius erfuhr, und seine Rückkehr nach Britannien, um in Venta mit seiner neuen Gemahlin, der Römerin Gewissa, zu herrschen? Sein Urenkel Lucius soll der erste christliche König in Britannien, und überhaupt in

Digitized by Google

Europa, gewesen sein. Er wurde von den alten Chronikschreibern „Lever Maur" (in Keltisch: „das große Licht") genannt, gründete Kirchen in den damals vorhandenen acht und zwanzig Städten des Landes, und erbaute in Caer-Gwent, oder Venta, eine prachtvolle Kathedrale. Er war der letzte der den Römern tributpflichtigen Könige von Britannien, denn nach ihm bemächtigten sie sich selbst der Regierung und behielten sie, bis sie endlich im 4. Jahrhundert die Insel ganz verließen. Hier war es auch, wo Boadicea, die tapfere Königin der Iceni, zur Zeit, als Caractacus herrschte, ihrem Schicksal erlag. Empört durch die Mißhandlungen, welche sie selbst und ihre Töchter von den Römern erlitten, und ihres Reiches beraubt, hatte sie geschworen, die Feinde zu vertilgen oder aus dem Lande zu verjagen, sammelte ein Heer von 230,000 Kriegern, überfiel und zerstörte London, Verulam und andere Städte, ließ Alles vertilgen, was römisch hieß oder mit Rom in Verbindung stand, und langte endlich vor Venta, der damaligen Hauptstadt des Landes, an. — Hier jedoch empfing sie der römische General Paulinus und schlug ihr Heer in einer Schlacht, deren Kampfplatz die Leichen von 80,000 britischen Kriegern bedeckten. Durch diesen unglücklichen Ausgang zur Verzweiflung getrieben, tödtete sich Boadicea durch Gift, und statt triumphirend, wie sie erwartet hatte, in die Hauptstadt einzuziehen, wurde nur ihr Leichnam hineingebracht, um dort verscharrt zu werden.

Während der nachfolgenden Dynastie der sächsischen Könige in England war die Stadt, als Sitz des Königthums, besonders der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten. Vor dem tapferen Sachsen Cerdic mußte Uther Pendragon, König Arthurs Vater, weichen und Caer-Gwent, oder Venta, verlassen, welches darauf unter dem Namen Wintanceaster die Hauptstadt der West-Sachsen wurde. Hier herrschte Ceaulin, der bei Wimbledon, in Surrey, Ethelbert, den ersten christlichen König von Kent, schlug, und Kinegils, der große Fürst, welcher, nachdem er alle seine Feinde besiegt hatte, den christlichen Glauben annahm, von St. Birinus 625 getauft wurde, und dann den Bau einer Kathedrale in Wintanceaster begann, welche sein Sohn Kenewalk vollendete. Hier herrschte ferner, nach einer Reihe tapferer Fürsten, Egbert, welcher zuerst die sächsische Heptarchie unter einer Krone vereinigte und Wintanceaster zur Hauptstadt von England erhob. Er hatte als Jüngling längere Zeit in der Hauptstadt des Frankenreichs gelebt und sich nach Karls des Großen Beispiel zu bilden gesucht, dessen Tugenden und Tapferkeit er auch sehr bedurfte, da unter seiner Regierung die wilden Dänen ihre Invasionen begannen, die Städte einäscherten und das Land verwüsteten. Hier, in der Kathedrale dieser Stadt, unterzeichnete und überlieferte Egberts Sohn, Ethelwolf, der Vater des großen Alfred, jene durch ihre Folgen so wichtige Urkunde, — die Zehntenkarte aller Ländereien in England; und hier, wie erwähnt, lebte der tapfere, weise und fromme

Digitized by Google

Alfred, „das Wunder der Geschichte", wie ein Historiker ihn nennt, ein Fürst, dem weder als Herrscher noch als Mensch ein Fehler vorgeworfen werden konnte. Er war, nach Hume's Ausspruch, im Privatleben eben so groß wie im öffentlichen, und konnte in der That als das Muster eines vollkommenen Charakters gelten. Der kühnste Unternehmungsgeist verband sich in ihm mit der ruhigsten Ueberlegung, die beharrlichste Ausdauer mit der leichtesten Gewandtheit, die strengste Gerechtigkeit mit der größten Milde, so wie Sinn und Neigung für die Wissenschaft mit unermüdlicher Thätigkeit; und als habe die Natur ein solches Wunderwerk aus ihrer Hand auch im schönsten äußeren Lichte erscheinen lassen wollen, besaß Alfred in demselben Maße alle physischen Vorzüge, einen kräftigen, wohlgebauten Körper, eine würdevolle Haltung und offene, einnehmende Züge.

Aber was hat Alfred gethan, um ein solches Lob zu verdienen? In dem kurzen Zeitraume von kaum dreißig Jahren verjagte er zahlreiche Heere der Dänen aus dem Lande, obgleich er häufig gegen mehrere derselben, welche an verschiedenen Orten erschienen, gleichzeitig kämpfen mußte. Die Gefangenen ließ er taufen und vertheilte sie in die von ihnen selbst verwüsteten Landstriche zum Wiederanbau derselben. Er errichtete eine Art von Landwehr und übte sie so ein, daß die Leute zu jedem Augenblicke unter Waffen treten und einem in das Land fallenden Feinde entgegen gehen konnten. Auch war er der Erste, welcher eine Flotte gründete. Die von ihm errichtete Polizei war so vortrefflich, daß in kurzer Zeit in ganz England ein Zustand von Sicherheit herrschte, wie er früher noch nie da gewesen. Die sieben Reiche, welche unter seiner Krone vereinigt waren, wußte er so innig zu verbinden, daß alle Theile, von den Grenzen Schottlands bis zur südlichen Meeresküste ihm Gehorsam leisteten, und selbst die Fürsten von Wales seine Oberherrschaft anerkannten. Was von König Arthur gefabelt worden war, verwirklichte Alfred. Er war nicht blos der Gründer der Monarchie ihrer geographischen Ausdehnung nach, sondern auch ihrer Konstitution und Gesetze. Nachdem er sechsundfünfzig Schlachten zu Wasser und zu Lande geschlagen hatte, ging er an das nicht minder schwere Geschäft, dem Reiche die zu seinem Gedeihen erforderlichen inneren Einrichtungen zu geben. Er entwarf ein Gesetzbuch, welches später zwar verloren gegangen ist, aber dennoch für die Grundlage des jetzt in England geltenden gemeinen Rechts gehalten wird, und theilte das Land in Grafschaften (Shires), Gaue (Hundreds) und Gemeinden (Tithings), die von besonderen Beamten verwaltet wurden. Zweimal im Jahre traten in jeder Grafschaft die Schwurgerichte zusammen, und zweimal alljährlich versammelten sich die Landstände. Niemand konnte wegen eines Vergehens gestraft werden, ohne daß zwölf vereidete Freisassen den Fall untersucht und ihr Urtheil darüber gesprochen hatten. Auf diese Weise wurde der Grund zu dem jetzigen Gerichtsverfahren und dem Parlamente gelegt. Aus dem Auslande suchte er ferner die gelehr-

Digitized by Google

testen und geschicktesten Männer nach England zu ziehen, um durch sie Kunst und Wissenschaft zu verbreiten, und legte den Grund zu der Universität Oxford. Den Handel und Manufakturen jeder Art unterstützte er nach Kräften, baute die von den Dänen eingeäscherten Städte wieder auf, namentlich London und Wincheſter, und zwar mit größerer Pracht als vorher, und errichtete vier neue Klöster als Musterbilder architektonischen Styles, in deren einem, dem „Newan Mynstre“ (neuen Münster) seine Gebeine beigesetzt wurden. Alles dieses vollendete er, während sein Körper von der Pein einer unheilbaren Krankheit gefoltert wurde; und um sein Werk zu krönen, hinterließ er dem Volke in seinem Testamente, als ein unsterbliches Legat, die Erklärung: er sterbe mit dem Wunsche, daß ein jeder Engländer immer so frei sein möge, wie seine eigenen Gedanken!“ — Ein großes Wort aus dem Munde eines siegreichen Herrschers!

Man sollte glauben, die Liebe und Verehrung der Engländer hätte so groß sein müssen, daß sein Grab für immer die heiligste Stätte des Landes, ein Wallfahrtsort für Pilger aus allen Theilen desselben geworden wäre; allein dem war nicht ganz so. Eine stattliche Abtei wurde zwar in Hyde Meadow, nahe bei Wincheſter, erbaut, um Alfreds Gebeine aufzunehmen, welche auch in feierlicher Prozession und unter frommen Gesängen aus dem von ihm selbst errichteten Münster dahin gebracht wurden; allein als zur Zeit der Reformation die Aufhebung aller Klöster und Abteien stattfand, entging auch dieses Gebäude seinem Schicksale nicht; es wurde niedergerissen, um die Materialien verwerthen zu können, und die Gräber Alfreds, seiner Gemahlin Alswitha, seines Sohnes Edward und vieler anderen Abkömmlinge fielen in die Hände der Zerstörer. Was jene Zeit ungethan ließ, vollendete das vorige Jahrhundert, in dessen Laufe — ein Zuchthaus auf der Stelle erbaut wurde, wo dieser große Fürst und Wohlthäter des Landes im Kreise der Seinigen geruht hatte.

Alfreds Nachkommen führten den sächsischen Scepter 165 Jahre lang, mit alleiniger Unterbrechung der kurzen Dauer von Canuts und seiner Söhne Dynastie; aber kein Alfred stand unter ihnen auf. Manche derselben waren zwar tapfere Fürsten, wie Athelstan der Siegreiche, Edgar der Prachtliebende, der sich von sieben Königen in einem Kahne auf dem Flusse Dee fahren ließ; allein Andere, wie Ethelred der Unfertige, der vor den Dänen aus dem Lande fliehen mußte, und Edmund mit dem eisernen Arm, der brave und unglückliche Monarch, welcher genöthigt wurde, den Feinden einen Theil des Landes abzutreten, zeigten durch das Sinken des Reiches unter ihrer Herrschaft nur zu deutlich, wie weit der unsterbliche Alfred über ihnen erhaben gewesen war.

Dessen ungeachtet trägt jene Periode der sächsischen Herrschaft eine malerische Färbung, die man in keiner anderen Zeit der Geschichte findet. Sie zeigt eine gewisse rohe Einfachheit des Lebens, eine Mischung von

Digitized by Google

Verbrechen und romantischen Begebenheiten, die sich nur in einer solchen Zeit und unter solchen Verhältnissen ereignen konnten. Nur von wenigen Dienern begleitet, pflegten die Monarchen in den Wäldern zu jagen, und speisten sorglos und unbewacht in ihren offenen Hallen, so daß sie Gefahren und Angriffen ausgesetzt waren, die in späterer Zeit nicht der niedrigste Edelmann zu fürchten hatte. In die Speisehalle des jungen Edmund, Alfreds Enkel und Athelstans Nachfolger, zum Beispiel, trat eines Tages, während eines festlichen Mahles, der berüchtigte Räuber Leolf, und nahm an der Tafel Platz. Dem Befehle des empörten Königs, die Halle zu verlassen, Hohn sprechend, blieb er sitzen und schwelgte nach Belieben, bis Edmund, statt ihn durch seine Diener hinauswerfen zu lassen, selbst aufsprang und den Räuber bei der Kehle ergriff, aber während des Ringens von ihm erdolcht wurde. Edwy, sein Neffe, welcher gegen den Willen der Kirchenfürsten, des Erzbischofs Odo von Canterbury und des mächtigen Mönchs St. Dunstan, die schöne Lady Elgiva, eine angeblich zu nahe Verwandte, geheirathet hatte, wurde am Tage seiner Krönung gewaltsam aus dem Zimmer seiner Gemahlin geschleppt; letztere im Gesichte mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt und verbannt, und als sie später in das Land zurückzukehren wagte, auf Befehl Odo's erst gelähmt und dann unter Martern getödtet, während der König, exkommunicirt und verjagt, kaum achtzehn Jahre alt, gleichfalls seinen Tod fand. Edgar, sein Nachfolger, ein Bewunderer weiblicher Schönheit, wurde um die Liebe der schönen Elfrida, Tochter des Grafen von Devonshire, von seinem Günstling Athelwald betrogen, der, von ihm an die Dame abgesendet, sich in sie verliebte, dem Könige aber, um sie selbst heirathen zu können, berichtete, daß sie nicht schön sei, und später, nach der Entdeckung, der gemeinsamen Rache des Königs und der Dame zum Opfer fiel. Edward, der Sohn und Nachfolger Edgars, ein lebensfroher Jüngling von neunzehn Jahren, eines Tages auf der Jagd in der Nähe des Schlosses Corfe bei Winchester, welches seine Stiefmutter Elfrida bewohnte, verließ sein Gefolge, um bei Letzterer einen kurzen Besuch abzustatten, und wurde, während er an der Schloßpforte, zu Pferde sitzend, einen ihm gereichten Becher Wein trank, auf ihren Befehl von hinten erdolcht. Das schöne und ehrgeizige Weib aber, nachdem es erst ihren Gatten Athelwald hatte ermorden lassen, um sich mit König Edgar vermählen zu können, und nun auch Edgars Sohn, aus einer früheren Ehe, um ihren eigenen Sohn Ethelred auf den Thron zu bringen, wurde plötzlich von Reue und Gewissensbissen ergriffen, verließ ihren königlichen Hofhalt im Schlosse Corfe, erbaute im Walde Harewood, nahe bei der Stelle, wo ihr erster Gatte der Mörderhand erlegen war, ein Kloster, und brachte daselbst unter strengen Bußübungen, Fasten und Gebeten den Rest ihres Lebens zu, und fand dort ihr Grab. Ihr Sohn, Ethelred der Unfertige, Edwards Nachfolger, war es auch, welcher den höllischen Plan zur Niedermetzelung aller Dänen im König-

Digitized by Google

reiche, die seine Waffen nicht zu besiegen vermocht hatten, faßte und ausführte. Er erließ geheime Befehle, daß an einem bestimmten Tage das Volk aufstehen und über die unbewaffneten, in seiner Mitte lebenden Dänen herfallen solle. Im Jahre 1002 begann das Blutbad in Winchester und bildete den Schluß zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Königs mit Emma, der schönen Tochter Herzog Roberts von der Normandie. Aber furchtbar wurde die That am Reiche und namentlich an Winchester gerächt. Wuthglühend landeten die Dänen unter Sweyn, eroberten das Land, verjagten den König Ethelred, welcher sich nach der Normandie zu seinem Schwiegervater flüchten mußte, und machten die Einwohner zu Sklaven. In der Kathedrale von Winchester war es endlich auch, wo des siegreichen Canuts Wittwe, die Königin Emma, sich der Feuerprobe unterwerfen und über neun rothglühende Pflugschaaren mit bloßen Füßen wandeln mußte. In Gegenwart des Königs, sämmtlicher Bischöfe und einer zahlreichen Volksmenge schritt sie über das glühende Metall, ohne die geringsten Verletzungen zu empfangen, und wurde auf diese Weise von allen gegen sie erhobenen Anklagen frei gesprochen, im Triumphzuge nach der Abtei Wherwell zurückgeführt, wo sie seit dem Tode ihres zweiten Gemahles, Canut, in stiller Zurückgezogenheit gelebt hatte.

Solche Scenen fanden in und bei der königlichen Stadt Winchester während der sächsischen Herrscherperiode statt. Allein die Normannen eroberten das Land, und London begann die bisherige Residenz zu verdunkeln. Seitdem Alfred London wieder erbaut hatte, und die Landstände sich alljährlich zweimal daselbst versammelten, traten die Vortheile seiner natürlichen Lage als Hauptstadt eines großen Reiches deutlicher hervor, und seine Macht und Bevölkerung nahm deshalb schnell zu. Ein großer Fluß bietet immer die geeignetste Lage für eine große Hauptstadt, und die Themse war nicht nur ein bedeutender Strom, sondern stand auch durch ihre Mündung in einer solchen Beziehung zu dem Kontinente, daß die Wichtigkeit derselben nicht lange übersehen werden konnte. So lange die einzelnen Theile des Reiches nicht innig genug mit einander verbunden waren, um einen Einfall fremder Feinde schnell abwehren zu können, hatte eine von der englischen Küste und namentlich von den nördlichen Küsten des Kontinents, der die wilden Horden der Barbaren ausströmen ließ, entfernte Hauptstadt, wie Winchester, eine günstige Lage; allein die Normannen waren ein mächtiges Volk, und die für sie nothwendige Verbindung mit ihrem Mutterlande, welche nur durch Schiffe erhalten werden konnte, die wiederum einen Hafen erforderten, machte London zum Sitze der Macht, während Winchester die Hauptstadt des Landes und der Vergnügungsaufenthalt der herrschenden Familie blieb. Hier sah sich William der Eroberer im Paradiese seiner Wünsche; denn seine Herrschsucht war kaum größer als seine Leidenschaft für die Jagd. In dieser alten Stadt, dem Königssitze von drei vorangegangenen Dynastien, erbaute er des-

Digitized by Google

halb eine Veste, um die Eingeborenen in Zaum zu halten, und einen Palast, der an die nördliche Seite der Kathedrale stieß, wo noch jetzt Mauerreste sichtbar sind. Die Stadt lag in einem schönen, fruchtbaren Thale, von einem klaren Strome bewässert und von einer reizenden Landschaft umgeben, welche namentlich durch die wildreichen Waldungen von Hempage, Woolmer und New-Forest für ihn reizend war. In Winchester hielt er sich deshalb häufig auf, und eben so sein Sohn, William Rufus, der, wie erwähnt, auch hier begraben wurde, nachdem er durch Tyrrels Pfeil im New-Forest seinen Tod gefunden hatte. Hier auch wurde der königliche Schatz aufbewahrt, hier war lange Zeit die Münzstätte, und unter allen folgenden Königen, bis Edward III., blühte die Stadt.

Noch manche merkwürdige Begebenheit ereignete sich in Winchester im Laufe der späteren Jahre. Hier mischte sich Alfreds Geschlecht mit der normännischen Dynastie durch die Verbindung Mauds, der Urenkelin Edmunds II., des letzten Königs aus sächsischer Linie, mit Henry I. Hier hatte die sächsische Prinzessin ihre Jugend im Kloster verlebt und bereits den Schleier genommen, hier wurde sie vermählt, und hier fand sie, nach einem an Frömmigkeit und Wohlthaten reichen Leben, ihr Grab. Hier focht ihre Tochter, die Kaiserin Mathilde, Wittwe Heinrichs V. von Deutschland, die heißen Kämpfe gegen Stephen, während deren der größere Theil der Stadt, mit zwanzig Kirchen, dem königlichen Palaste und mehreren Klöstern, eingeäschert wurde, und Mathilde selbst das Leben nur mit großer Mühe rettete. Hier ließ sich Richard I. (Löwenherz), nach der Rückkehr vom Kreuzzuge und seiner langen Gefangenschaft in Deutschland, zum zweiten Male krönen; und hier sah das ganze Land die Schmach und Entehrung seines verächtlichen Bruders John, welcher, nach Bedrückungen und Erpressungen jeder Art, und nachdem er thörichter Weise in einem Streite um die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Canterbury sich gegen den Papst Innocenz III. aufzulehnen versucht hatte, von Letzterem in den Bann gethan, knieend an der Kirchpforte in Winchester um Vergebung seiner Sünden bitten und fortan das Reich als ein Lehen vom Papste empfangen mußte.

Auch die meisten der folgenden Könige und Königinnen besuchten Winchester, und hielten hier Festlichkeiten oder Parlamentsversammlungen. Henry III. wurde hier geboren, und trug davon den Beinamen Winchester; Henry IV. feierte hier seine Vermählung mit Joan von Bretagne, und Henry VI., der unglückliche Monarch, welcher später seines Thrones beraubt und im Gefängnisse kaltblütig ermordet wurde, besuchte die Stadt, um die Einrichtung der berühmten Wykehamschen Schulanstalt näher kennen zu lernen und die von ihm in Eton gegründete danach zu bilden. Auch Henry VIII. stattete mit Kaiser Karl V. von Deutschland hier einen Besuch ab, und verweilte mehrere Tage, um die Alterthümer, Klöster und religiösen Anstalten des Ortes in Augenschein zu nehmen. Später erschien

Digitized by Google

er noch einmal, aber in anderer Absicht. Es geschah, um daselbst, wie in allen anderen Theilen des Reiches, die Klöster und Kapellen aufzuheben und ihre Güter zu konfisciren. Von jener Zeit an begann Winchesters Verfall. Die verlassenen Gebäude wurden niedergerissen oder sanken in Trümmer. Die werthvollen, aus dem Alterthume herrührenden Denkmäler der Frömmigkeit, die Geschenke Egberts und Ethelwolfs, des großen Canut und seiner Gemahlin Emma, wurden fort geschleppt und in den Schmelztiegel geworfen, um ihren Metallwerth zu gewinnen, und sämmtliche Andachtshäuser ihrer Kostbarkeiten beraubt.

Die spätere Geschichte dieser schönen alten Stadt bietet nur traurige Bilder. Unter der Herrschaft Maria's, der Blutigen, und ihrer Schwester Elisabeth waren hier die wichtigsten Ereignisse nur Religionsverfolgungen und Hinrichtungen um des verschiedenen Glaubens willen. Jakob I. machte Winchester zum Schauplatze der schmachvollen Verurtheilungen Sir Walter Raleighs und der Lords Cobham und Grey, in denen dieser Pedant und Tyrann unter dem Vorwande angeblicher Verschwörungen nur seine Privatrache zu nehmen suchte. Sein unglücklicher Sohn Karl I., der für die niedrigen, ihm vom Vater eingeflößten Regierungsgrundsätze büßen mußte, wurde, ein trauriges Bild gefallener Größe, nach der entscheidenden Schlacht von Naseby als Gefangener und ein dem Tode Geweihter durch Winchester transportirt. Bald darauf erschien Cromwell, und ließ die Spuren zurück, welche auch hier, wie an so vielen anderen Orten, bis auf den heutigen Tag erkennbar sind. Das königliche Schloß wurde auf seinen Befehl in die Luft gesprengt, die Befestigungen der Stadt, so wie viele Kirchen und öffentliche Gebäude, niedergerissen, und die Kathedrale seinen Truppen als Pferdestall überwiesen, wo sie ihren puritanischen Eifer durch Zertrümmern der Monumente und gemalten Fensterscheiben und Verstümmeln der steinernen Heiligenbilder kund gaben. Sein Sohn Richard Cromwell dagegen, welcher die Neigung des Vaters, mit einem Panzerhemd unter den Kleidern und zwei Pistolen unter dem Kopfkissen zu schlafen, nicht theilte, und deshalb weislich das Protektorat niederlegte, zog sich nach Winchester zurück, und erreichte hier, von dem nachfolgenden Könige Karl II. unbelästigt, das hohe Lebensalter von achtzig Jahren. Letzterer, — wie schließlich zu erwähnen ist, — gewann für die Stadt eine eben so große Vorliebe, wie sie die sächsischen und normännischen Könige gehegt hatten, und ließ auf den Fundamenten des alten von Oliver Cromwell zerstörten Schlosses einen neuen Palast erbauen, welcher, so weit er überhaupt vollendet worden, noch jetzt steht, und von ihm und seiner Maitresse, der Herzogin von Portsmouth, oft bewohnt wurde.

Gegenwärtig gewährt Winchester einen von dem, was es früher war, sehr verschiedenen Anblick. Die ehemalige Pracht ist verschwunden, das bewegte Leben und Treiben eines königlichen Hofhaltes ist verstummt, und die

Digitized by Google

glänzende Hauptstadt ist zu einem stillen, geräuschlosen Landstädtchen herab gesunken, das trauernd der vergangenen Größe gedenkt. Aber wohin man sich in den Straßen wendet, überall begegnen dem Auge Gegenstände, welche von dem hohen Alterthume des Ortes zeugen, — hier eine massive, mit Epheu überwachsene Pforte, und dort der spitze Giebel eines ehemaligen Hospitals oder gothische Thüren, welche in verfallene Gebäude führen, die einst Klöster oder Paläste waren, jetzt aber Wohnungen der ärmsten Bürger sind. Hohe Gartenmauern und andere weite Umzäunungen stehen verödet, und Nischen, mit antiken Figuren der Heiligen, alte Denksteine, in den Mauern neuerer Gebäude angebracht, und Trümmer zerstörter Kapellen zeigen sich dem Blicke. Wenn man die in grader Richtung von Osten nach Westen laufende Hauptstraße verfolgt, und das alte, massive, normännische Thor erreicht hat, gewahrt man dicht neben demselben, auf einem kleinen Hügel stehend, die Kapelle des heiligen Stephan, welche früher die Schloßkapelle war, jetzt aber als Gerichtslokal benutzt wird. Ihr Aeußeres ist unscheinbar, desto schöner aber das Innere, an dessen einer Wand eine große runde Tafel hängt, angeblich König Arthurs Tafel, der, den britischen Minstrels zufolge, hier seinen Hof gehalten haben soll, — eine Sage, deren Ungrund jedoch einleuchtet, da Winchester, wie historisch nachgewiesen, schon unter seinem Vater, Uther Pendragon, von den Sachsen eingenommen worden war. In geringer Entfernung von der Kapelle befindet sich der Palast Karls II., ein schwerfälliges Gebäude im griechischen Style. Es steht auf den Fundamenten des von William dem Eroberer sechs Jahrhunderte früher erbauten Schlosses, das Zeuge mancher blutigen That gewesen war. Hier, zum Beispiel, mußte, nachdem Königin Isabelle, mit ihrem Buhlen Mortimer, ihren unglücklichen Gemahl Edward II. besiegt hatte, der Schädel des ehrwürdigen Grafen von Winchester, der beinahe neunzig Jahre lang in Tugend und Rechtschaffenheit gewandelt hatte und der treue Anhänger seines rechtmäßigen Fürsten geblieben war, auf Befehl des grausamen Weibes über der Schloßpforte bleichen. Aber einen noch schrecklicheren Anblick muß es gewährt haben, als Edmund von Woodstock, Graf von Kent, Edwards II. eigener Oheim, nachdem er für die Treue gegen seinen Monarchen und Blutsverwandten zum Tode verurtheilt worden war, von Morgen bis Abend auf dem Schaffot vor dem Portal des Schlosses stand, weil keine Hand zu finden war, die das Henkeramt an ihm verrichten wollte, bis sich endlich ein gemeiner Verbrecher, um sein eigenes Leben zu retten, dazu bereit erklärte. Rechts vom Thore erhebt sich der St. Katharinen-Hügel, mit Spuren eines ehemaligen römischen oder britischen Lagers. Hier wurde der mächtige sächsische Graf Waltheof auf Befehl Williams des Eroberers enthauptet, weil er den Versuch gemacht hatte, das normännische Joch abzuschütteln, und viele Jahrhunderte lang blieb der Hügel aus diesem Grunde ein heiliger Ort für die sächsische Bevölkerung.

Digitized by Google

Mitten in der Stadt erhebt sich ihre größte Merkwürdigkeit, die ehrwürdige, schon im siebenten Jahrhundert von Kinegils und seinem Sohne Kenewalch erbaute Kathedrale, deren getreues Abbild der vorstehende Stahlstich gibt. Wer durch den Haupteingang auf der nördlichen Seite den Kirchhof betritt, kann sich eines feierlichen Eindrucks beim Anblicke dieses alten, majestätischen und von heiliger Stille umgebenen Gotteshauses nicht erwehren. In Mitten einer stillen Stadt belegen, herrscht hier die tiefste Stille, während die zahlreichen Grabsteine, welche den grünen Rasen bedecken, und die hohen Lindenbäume den Fremden willkommen zu heißen scheinen, der sich diesem Tempel und Ruheplatze so vieler Generationen naht.

Die Kathedrale ist reich an Sehenswürdigkeiten, deren Aufzählung jedoch nicht in unserem Plane liegt; nur einige derselben mögen schließlich Erwähnung finden. Beim Eintritt durch das mittlere Portal kommt man dicht an der Stelle vorüber, wo Alfreds Gebeine, Anfangs im „Newan Mynstre" beigesetzt, einige Zeit ruhten, bis sie nach der auf Hyde Meadow erbauten Abtei gebracht wurden. Im östlichen Theile der Kirche befindet sich die Kapelle, in welcher Maria die Blutige ihre Verbindung mit Philipp II. von Spanien schloß, und der Stuhl, auf dem sie bei dieser Gelegenheit saß. Eine einfache, im Fußboden liegende schwarze Marmortafel bezeichnet hier auch das Grab des im New-Forest getödteten Königs William Rufus. Vor dem Hochaltare, auf beiden Seiten desselben, gewahrt man sechs Kisten, welche, auf schönen Pilastern ruhend, die Gebeine mehrerer sächsischen Fürsten enthalten, die in den mit der Kathedrale früher häufig vorgenommenen Veränderungen und Umbauten in Gefahr geriethen, zerstreut zu werden, und deshalb, wie eine Aufschrift sagt, schon im zwölften Jahrhundert von dem Bischof de Blois gesammelt und in diese Kisten niedergelegt wurden. Es sind die Ueberreste von Kinegils, Kenewalch, Ethelwolf, Alfreds Vater, Edmund, Alfreds Sohn, Königin Emma, Canuts Gemahlin, und Prinz Edred, dem jüngsten Sohne Edwards des Bekenners. — Der bauliche Zustand der Kathedrale ist im Ganzen noch gut, so daß dieses merkwürdige Denkmal einer längst vergangenen Zeit noch manches Jahrhundert überdauern kann.

Du Bois.

Digitized by Google

Gmunden und die deutschen Nordalpen.

Als wir vor Kurzem von dem reizenden Traunsee Abschied nahmen, versprachen wir recht bald zu seinen romantischen Ufern zurückzukehren. Wir thun es, um unsern Begleiter in das deutsche Alpenland einzuführen und lassen ihn von hier aus die Vorwerke jener granitnen Felsenriesen schauen, welche in unnahbarer Majestät ihre Eiskronen gen Himmel recken, die unwandelbaren Hüter der deutschen Grenzmarken, die ewigen Quellenburgen der nach zwei entlegenen Meeren sich scheidenden Gewässer.

Vom Norden kommend haben wir die Ufer der Donau verlassen und durchwandern erwartungsvoll das Vorland der deutschen Alpen.

Weithin gestreckte Flächen sind mit Waldungen durchzogen; hier und da ein Dorf, ein Weiler in ihnen; Waldzäune verhüten das Einbrechen des Wildes in die zerstreuten Saatfelder; die Forste selbst bilden ein buntes Gemisch aller Holzarten; Buchen und Tannen, Eichen und Fichten prangen in herrlicher Fülle; ihre Gruppirung unterhält dich, während sie dir jede Fernsicht versperren. Der Weg führt dich nun unversehens und unerwartet an den Rand eines Abgrundes. Tief unter dir erblickst du eine neue Erscheinung, einen mächtigen Alpenstrom. Pfeilschnell schießen seine weißgrünlichen Wogen zwischen unzähligen weißen bebuschten Kiesinseln dahin; die Thalwände sind eingestürzte Schutthalden, welche dir ein Bild des Bodens geben, auf welchem du bisher wandeltest; langgeflügelte Möven umschwirren in großer Zahl die Inselwelt des Stromes, an der hie und da auch noch Biber hausen. Weithin breitet sich oben der Strom aus; über den Waldkranz aber zieht, in violetten Duft gehüllt, in seltsamem Gezack die Kette der Alpen hin, entweder geröthet und umrandet von den Morgenstrahlen, oder vergoldet von der untergehenden Sonne. Eine Mauer überragt die andere.

Der Weg wird jetzt bergig, der vorher locker aufgeschichtete Kiesboden wird jetzt fester zusammengekittet; Eichen gewinnen die Oberhand. So erreichst du, aus dem Schatten des Waldes tretend, eine zweite Region; dein Standpunkt eine Höhe. In dem vorigen Bilde kamen schon einzelne

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Anklänge herüber aus der Alpenwelt; in der Tiefe die eigenthümlichen Scenen eines Alpenstromes, oben der blaue Kranz der Alpen; aber es waren nur einzelne, abgebrochene Töne. Hier ist ein ganzes, ein großes Alpenbild ausgestellt, das in seinem Ganzen, wie in seinem Einzelnen, der Alpenwelt angehört. Unter dir eine weite Fläche, horizontal den Fuß des hoch aufsteigenden Gebirges umsäumend; auf ihr wechseln im buntesten Gemische Wald- und Häusergruppen, mit denen das Ganze wahrhaft übersäet ist; der Silberglanz der Schindeldächer läßt auch die kleinste Hütte zwischen dem Dunkel der Wälder erkennen; hohe weiße Kirchthürme bezeichnen größere Orte. In einiger Ferne siehst du wieder die weiße Bahn des Alpenstromes, hie und da blitzt seine Fluth durch die Gruppen der Wälder. Dicht unter der steilen Höhe aber windet sich schon wieder ein anderer Fluß hin, doch ganz verschiedener Natur, als jener wilde Alpensohn; klar, smaragdgrün und kräftig, aber ohne Wildheit eilen seine Fluthen dahin, ohne durch Inseln und Bänke sich zu theilen. Es ist eine Seenymphe, die den Gebirgsstaub und ihre Wildheit in einem See abgestreift hat. Dort unter jenem grünen Höhenzuge voller Orte dehnt sich die blaue Fläche eines weiten Seespiegels aus, vielleicht der Ueberrest jenes großen Sees, dessen weiter, jetzt trockener, Boden vor dir liegt. Aus der grünen weiten Fläche, im wahren Gegensatz zu ihren Horizontallinien, bauen und thürmen sich die blauen Bergkolosse schnell und kühn auf, die vorderste Reihe in dunklen Waldmantel gehüllt; die dahinter aufsteigenden kahlen, die Sonnenstrahlen zurückwerfenden Felsenstirnen zeigend; hie und da ein weites Eingangsthor, durch das ein großes Alpenthal sich zur Ebene öffnet und einen Blick in die Gebirgswelt gestattet. Niedliche Bauernhäuser, weiß, mit grünen zierlichen Gallerien und Fensterläden, weit vorspringendem und bunt bemaltem, flachem, steinbelastetem Giebeldache, laden dich ein. Ein stattlicher Markt mit ebenso schönen, malerischen Alpenhäusern, hie und da mit Frescomalereien geschmückt, oder auch ein Städtchen mit seinen dachlosen, fast orientalischen Häusern, nimmt dich zum Schlusse des heutigen Tages unter sein sehr wirthliches Obdach auf.

Voll freudiger Erwartung und Sehnsucht blickst du aus deinen Fenstern in die nun schon ziemlich nahe gerückte Gebirgswelt. Die vorhin noch weite Reihe der unabsehlichen Bergkette hat sich jetzt zusammengezogen; die hohen hinteren Berggipfel sind untergegangen hinter den Vordermännern, und nur hie und da treten aus dem Hintergrunde einer Thalespforte schroffe nackte Wände des höheren Kalkes hervor, oft noch überspannt mit dem Schneezelte eines Riesen aus der inneren Centralkette; aus dem allgemeinen Blau, in welches früher die Berge gehüllt waren, treten schon die dunkeln grüngemischten Töne des Waldes, und aus dem helleren Duft der Höhen dringt schon der saftige Schmelz der Matten herab. Zwar sind auch die Kalkalpen in ihren verschiedenen Gruppen sehr mannig-

Digitized by Google

faltig gebildet und stellen unzählige Bilder auf; um aber nicht zu weit zu gehen, wählen wir nur noch einige Bilder, die wenigstens die Hauptzüge der Kalkalpen wiedergeben. Wir folgen dem letztgenannten Flusse aufwärts und er geleitet uns zu einem jener schon von weitem sichtbaren Eingänge. Nachdem du einige sanftgewölbte, mit dem prächtigsten Grün überkleidete Hügel überstiegen hast, öffnet sich das Gebirge durch ein weites Thal, das sich im Hintergrunde durch Felsenwände verengt; doch seine ganze Fläche bis dicht unter deinen Standpunkt ist mit einem prächtigen Spiegel ausgegossen, von den schillernden Farben eines Malachits durchleuchtet. Du besteigst ein Fahrzeug, einen sogenannten Einbäumler, um das Seethal hinanzufahren, da kein anderer Weg möglich ist. Noch erblickst du in der Tiefe jedes Steinchen, jede Pflanze, nur mit dem Smaragd des Seewassers überzogen. Jetzt bricht auf einmal der grüne Felsboden unter dir ab, du klammerst dich fester an den schmalen Rand deines Fahrzeuges, indem es hinfährt über den nächtlichen Abgrund, in dessen Tiefe nur die Felswände und Hörner ebenso tief hinab spiegeln, als sie über dir aufragen. Dort tritt ein Felsenriff kühn in die dunkle Fluth herein; so nahe es ist, so klein und zwerghaft erscheint der Nachen mit seinen Schiffern, der eben unter ihm hingleitet. Kaum hast du das Kap umfahren, so öffnet sich ein neues Bild. Senkrecht und starr, wie bisher nur einzelne Wände hervortraten, bauen sich jetzt die beiderseitigen Thalmauern auf; nur in dünnen Reihen wagen sich Fichten und Tannen auf den Kanten der Felsen hin. Ueber eine Terrasse erhebt sich ein zweites Stockwerk von Felsen, deren Zacken hoch in den flimmernden Ferndust der Höhe aufsteigen; Schneefelder ziehen in den Furchen tief herab; Wolkensäulen rauchen aus den Schneetobeln auf, gleich den Rauchsänlen eines Vulkans; hier bricht aus dem Schooße des Berges ein mächtiger Wassersturz hervor, dort schwebt eine Wasserstaubsäule von rother Marmorwand herab, ohne den See zu erreichen.

Während du in den Alpen der Centralkette die von unten bis weit hinauf grün bematteten Berge erblicktest, wo der Wald nur gruppenweis die unterste Region umschattete, so umnachten hier in den Voralpen große zusammenhängende Forste fast die ganzen Berge; nur hie und da tritt ein Felsenriff hervor, und erst in bedeutender Höhe lichtet sich der Wald zu den grünen Matten der Gipfel und Rücken, doch noch überstrickt von dem Zwergwald des Krummholzes; nur bisweilen leuchtet der reine Schmelz der Matten herab. Dort oben deutet dein Führer die braunen, kaum sichtbaren Pünktchen als die Sennhütten an, und schon verkündet das Gejauchze ihrer Bewohner das freiathmende frohe Leben dort oben. Doch nur erst, wenn du selbst oben geschwelgt hast auf den freien Höhen über der tieferen Welt, wenn du dort oben geruht hast in den Strahlen der Abendsonne, wenn es schon unten dunkelte, wenn du das freudige Begrüßen von Berg zu Berg vernommen hast, dann erst wirst auch du alle

Digitized by Google

dieſe Stimmen, die dir vielleicht jetzt noch wie unartikulirte Töne vorkommen, verſtehen, dann erſt wird bei ſolchem Anblick und ſolchen Tönen dein Herz mit Sehnſucht erfüllt nach oben. Um nun in dem großen Buche der Alpennatur leſen zu lernen, machſt du dich auf den Weg nach jener Höhe, jenem Gipfel, von dem die einladenden Töne herabſchweben.

Mühſamer, als du es vielleicht dachteſt, war der Weg herauf zu dem erſehnten Ziele; mancher Schweißtropfen floß, ehe du zur Ruhe kamſt. In der Sennhütte am Feuer abgetrocknet, vielleicht auch etwas umgekleidet und geſtärkt durch Kaffee oder Sahne, eilſt du aus dem dunkeln Käfig hinaus in's Freie und ſetzeſt dich auf ein kühn vortretendes Felſenhorn, das über ſchwindelnder Tiefe ſchwebt. Schöner Abend; die Sonne dem Untergange nahe; unter dir allenthalben dick in Nadelholz gehüllte Berge, auf deren Köpfe du ſchaueſt und in deren Schluchten du die ſilbernen Bäche hinabeilen und ſtürzen ſiehſt. Weithin iſt die Nacht dieſer Wälder unter dir ausgebreitet; ſie wird durchglüht von dem Feuer der Abendſonne; nur in den Thälern und Schluchten nachtet es ſchon. Dort draußen aber breiten ſich weithin, unabſehbar die hügeligen Ebenen des Flachlandes, die du bisher durchzogeſt, aus denen du heraufblickteſt zu den duftigen Höhen; blaue Seeſpiegel füllen hie und da die Tiefen aus. Ernſt und majeſtätiſch ſchauet die innere Gebirgswelt her. Von den grünen Matten aber jenſeitiger Berge erſchallt jetzt das Gejauchze, und geht von Berg zu Berg; auch die Sennerinnen deiner Hütte ſtimmen ein. Jetzt iſt die Sonne hinab und tiefer, feierlicher Ernſt liegt auf der nächtlichen Welt da unten; nur die Rauchſäulen der Köhler, welche hie und da aus dem Dickicht der Wälder langſam aufſteigen, verrathen, daß ſelbſt in der dunkeln undurchdringlichen Wildniß da unten noch Thätigkeit herrſcht. Die zunehmende Dämmerung beengt immer mehr den Geſichtskreis; nur das Zirpen einer Schneelerche oder das Geklingel einiger noch zwiſchen Klippen und Krummholz umherirrenden Ziegen unterbricht die feierliche Stille. Da macht ſich der Nachtwind aus ſeinem Lager auf, du hörſt ihn unten in ferner Tiefe die Wälder durchrauſchen, und er treibt auch dich in dein Obdach, um dich zu neuen Beſchwerden, aber auch neuen Freuden und Genüſſen, zu ſtärken.

Kaum erwachſt du, ſo kletterſt du von dem Heulager unter dem Dache herunter an die Thür, denn Fenſter gibt es nicht, um nach dem Wetter auszuſchauen. Aber welcher traurige Wechſel! Dichte Nebelwolken treiben über die benetzten Blöcke und das bethaute Gras; die einzelnen halbverbrannten Fichten, die geſtern überſehen wurden, treten nun als Hauptgegenſtand des Bildes auf; jetzt nähern ſie ſich wie Rieſen mit ausgeſtreckten Armen, jetzt entfernen ſie ſich wieder, in dichtere Nebel gehüllt. War der geſtrige Abend ein Rauſch der Natur, ſo iſt dieſes ihr Katzenjammer; geſtern war es ein glänzender Ballſaal, heute der frühe Morgen nach jenem Feſte in demſelben Saale. Der Nebel und die Kälte treiben

Digitized by Google

dich zurück in die Hütte, wo die Sennerin unterdessen das Feuer geschürt und den Kaffee gesotten hat, der trefflich zur Sahne schmeckt. Durch mehre Anzeichen des Wetters aufgemuntert, geht es frisch auf der schlüpfrigen Bahn aufwärts zum Gipfel; vielleicht schließt sich noch lustiges Sennervolk an. Muthig kämpfst du dich durch das Labyrinth des Krummholzes durch und arbeitest dich über ein Klippenmeer hinan zu dem ersehnten Gipfel, und zugleich aus dem Getreibe der Wolken hinaus in den blauen Aether. Die ganze Tiefe ist mit einem undurchdringlichen Wolkenmeer bedeckt; nur die höchsten Felsengipfel starren als öde Felseneilande aus dem Oceane; im Süden aber die ganze Gipfelreihe von Eisbergen (der Centralkette), vielleicht Spitzbergen; die ersten Strahlen der Morgensonne vergolden sie schon, oder vielleicht die Mitternachtsonne des Polarkreises. Abgeschnitten von aller Welt, bist du auf ein ödes Felsenriff verschlagen. Die ganze Welt liegt unter dir begraben, du allein bist übrig geblieben. Mit dem ersten Gruße der Morgensonne an den südlichen Eiszinnen erhebt sich der Morgenwind von Norden nach Süden und setzt den Ocean unter dir in Bewegung. Wie die Wogen der Brandung, schlagen die vom Nordwind gejagten Wolken an den senkrechten nördlichen Absturz des Berges; doch nur als leichter Flor berührt dich bisweilen ihr luftiger Schaum. In wilder Unordnung, wie ein geschlagenes Heer, treiben sie unter dir hin. Plötzlich öffnet ein heftiger Windstoß den Grund des aufgeregten Meeres; schwarz und blau liegt es da unten, denn noch deckt Dunkel die Tiefen; du glaubst in die ewige Nacht der Hölle zu blicken und als ein Paradies erscheint dein ödes Eiland gegen die Nacht des Abgrundes; doch gleichsam nur, um deine Neugier zu erregen, deine Aufmersamkeit zu spannen, zerriß der Wolkenschleier; denn ehe du noch die Tiefe beobachten kannst, verhüllt sie schon ein neues Heer von Wolken. Jetzt geht auch für dich die Sonne auf und schweigend betrachtest du die weit ausgebreitete wollige Wolkensteppe; fast unmöglich, dünkt es, daß du gestern da unten weiltest, daß du heute noch da hinabsteigst. Von der Sonne aufgeregt, wird das Getreibe der Wolken wilder, als vorher; du glaubst jetzt in den dampfenden Krater eines Vulkans hinabzusehen; wirbelnd steigen die Wolken, an die Felswand getrieben, gleich Rauchsäulen empor; jeden Augenblick glaubst du von ihnen umhüllt zu werden; doch kaum erreichen sie die Höhe deines Gestades, so zerrinnen sie in nichts. In tiefe furchtbare Schluchten und Abgründe der Wolken fällt dein Blick; eine finstere Nacht gähnt dir entgegen. Eben erwartest du, daß sich der Abgrund öffne, um dir Feuer und Flammen entgegenzuschleudern, dich zu verderben. Da öffnet er sich wirklich, wo er am schwärzesten ist; aber statt des Verderbens, statt der Finsterniß lacht dir ein heiteres, reizendes Bild, ein Paradies, aus dem Risse der Wolken entgegen. Ein bunter, vielleicht nie gesehener Farbenwechsel wird jetzt in ebenso bunter Reihenfolge unter dir hingezaubert; immer größer werden die Risse der Wolken, immer mehr löst sich ihre

Digitized by Google

Decke in einzelne Abtheilungen. Jetzt erst kannst du nach und nach das bunte Gewirr in schwindelnder Tiefe enträthseln; jetzt erst begreifst du die Erhabenheit deines Standes; in senkrechte blaue Tiefe fährt die Felsenwand nieder, umlagert von den waldigen Vorbergen; dort bricht mitten aus nächtlichem Schlund der blaugrüne Spiegel eines Sees hervor, halb noch umstanden von Steilwänden und dunkeln sich spiegelnden Waldbergen, halb in die weite bunte Ebene des Flachlandes sich ausstreckend; im Süden baut sich eine Mauer über die andere auf; jede sucht es der anderen durch starre Wildheit zuvorzuthun; stolz spiegeln auch sie sich in prächtigen unter ihnen ausgegossenen Seen. Rosenroth, fast mit dem Schnee, der sie umlagert, wetteifernd, überragen die Hörner des Hochkalkes die tieferen Gebilde. So schroff ihre Umrisse sind, so grotesk ist der Wechsel von Licht und Schatten, bis sie in der Tiefe das sanftere Kleid der Matten oder das dunkle Gewand der Wälder umhüllt; wie ein fernes silbernes Gewölk schwebt über allen die mit Eis bepanzerte Kette der Tauern. Wiederum nach Norden gewandt, breitet sich als Gegensatz zu dem Gezack, Gehörn der öden Felsgebilde der Garten des Flachlandes aus, ein Horizontalgestreif von Blau, Grün, Gelb und Roth in allen möglichen Tönen, je nachdem Aecker und Wiesen, Getreide- und Saatfelder, Wälder und Moose, nahe und ferne, mit einander wechseln; hie und da durchfährt ein glühender oder blauer Streifen die duftende Ferne, einen See oder Fluß verrathend; die Häusergruppen der Städte und Dörfer gleichen weißen Sandkörnern, in Unzahl über die Fläche ausgestreut. Schwer hält die Trennung von einem Punkte, der in so kurzer Zeit eine wahre Zauberwelt vor deinem trunkenen Auge vorbeiführte.

Obgleich jene aus Kalk gebildeten Gebirgszüge, die wir auf den Karten als die deutschen Nordalpen bezeichnet finden, nur als Trabanten angesehen werden müssen, welche ihre Entstehung dem eigentlichen Hochgebirge zu danken haben, so erfüllen sie doch mehr als diese den Fremdling mit Furcht und Grauen, mit Bewunderung und Entzücken wegen der Grandiosität ihrer Bildung. Der mit den Verhältnissen Unbekannte wird öfters den Diener für mehr halten, als den Herrn, wozu das unmittelbar aus der Tiefe der Längenthäler prallige und jähe Aufsteigen der Kalkalpen in ihrer ganzen Größe nicht wenig beiträgt, während sich die meistens höheren Uralpen nur langsam und in sanften Formen südwärts aufbauen; die Kalkalpen schwingen sich in dem Abstande einer Stunde vom tiefsten Einschnitte zur höchsten Zinne bis 10,000 Fuß; die Uralpen kriechen wohl zu höheren Massen, aber oft in 12—15 Stunden, wohlbedächtig hinan.

Die Nordalpen gleichen den sturmbewegten Wogen des Oceans, welche, vom Nordwinde getrieben, im Süden an den Grundfesten der Erde branden; von ihnen zurückgewiesen, bäumen sie sich wuthentbrannt dagegen und überschlagen sich. Schon von den Ufern der Donau an kräuselt

Digitized by Google

sich die Fluth des Alpenvorlandes wie vom Nordwinde erregt; stärker schon treiben die Wellen im Süden der bayerischen Hauptstadt, und plötzlich beginnt auf und zwischen unsichtbaren unterirdischen Urfelsriffen die schäumende Brandung, Woge an Woge, eine immer größer, als die andere. Die letzte Wogenreihe ist die höchste, und wirft sich plötzlich und jäh in die Tiefe des Abgrundes, aus welcher die ganze Masse von der Donau aus sich nach und nach aufgebaut hatte.

Wer einmal auf einem Hochgipfel der Kalkalpen stand, wird sich leicht in seiner Einbildungskraft auf den Mastkorb eines Schiffes versetzt sehen, das in sturmbewegten Wogen umhertreibt, besonders da er dieses Bild im Kleinen ganz in der Nähe, auf den Seespiegeln in der Tiefe, haben kann.

Demnach läßt sich die ganze Masse der Nordalpen als ein aus der Tiefe aufsteigendes, gegen Süden bis in die Nähe der Centralalpen sich erhebendes Gebirge ansehen, das dann plötzlich den letzteren gegenüber abbricht, und durch ein großes Längenthal oder oft auch nur durch eine Einsattelung von jenen getrennt wird.

Es lassen sich keine auffallenderen Gegensätze, keine eigensinnigeren Gebilde denken, als die Erscheinungen in den Kalkalpen. Der Geolog, wie der Botaniker, der eben die Centralalpen kennen gelernt, muß sich hier auf ganz Verschiedenes gefaßt machen; der Maler, der seine Gegenstände der Welt der Uralpen entnahm, muß nur andere Farben, andere Töne mischen; der Plastiker, der die geschmeidigeren, sanfteren Gestalten der Mittelkette plastisch nachbildete, bedarf nur eines schärferen, spitzigeren Griffels, um alle die Kanten und Risse anzudeuten, die dem Kalkgebilde eigen sind. Ja selbst das Wasser, mag es nun als flüssiges Element sich zum See stauen, oder als Bach über Felsblöcke dahin rauschen, oder als Fluß seine Wogen forttreiben, oder mag es als weite Schnee- und Eisdecke Klüfte oder Hochflächen überspannen, oder mag es in Dunstgestalt die Hörner der Kalkalpen als Wolken umlagern, tritt hier in anderen Formen und Farben auf, als dort. Sanft gewölbt erheben sich die vorderen Reihen der Centralalpen; ihre Rücken, Kanten, Kahre und Risse sind durch die Atmosphäre abgeschliffen und abgerundet, ihre Formen daher gemildert. Dazu kommt der prächtige Mantel der Pflanzendecke, der diese Riesen bis zu ihren Gipfeln umhüllt. Die herrlichen violettduftigen Schattenlinien auf dem Schmelze der Matten verrathen noch den Knochenbau der Berge; ihr Fuß ist umlagert von dem Blaudunkel der Waldungen, welche sich nach oben zuerst in Gruppen theilen; auch diese werden immer lichter, und nur einzelne, vom Sturme gegen die Bergwand getriebene, halb abgestorbene Fichten und Lärchen klimmen noch gegen die Höhe empor; das kriechende, demüthige und geschmeidig zähe Krummholz kommt aber doch noch weiter, als die hochauffahrende stolze Tanne. Erst im tieferen Hintergrunde der Thäler baut sich eine höhere, kahlere Bergwelt auf,

Digitized by Google

welche oft nochmals von der höchsten innersten Kette überragt wird. Dann steigt das Braun, Grau oder Schieferblau der nackten Felsenmassen tiefer herab und durchbricht den Rasenteppich. Breite Schneefelder spannen sich zwischen den braunen Wänden und Hörnern aus, oder weite Eisfelder überziehen Thal und Höhe, und hüllen Alles in die sanftere blendende Decke des Schnees. Wie an den Vorbergen nur von den steilsten Gräthen und Spitzen das Gewand der Pflanzenhülle durchrissen wurde, so durchschneidet auch hier der scharfe Rücken, oder durchsticht der nadelförmige Gipfel den Schneemantel.

Versetzen wir uns aus einer Urgebirgsgegend in das Hochgebirge der Kalkalpen, in eine Gegend voller Zauberei, wo wir plötzlich, in Zeit einer Stunde, die buntabstechendsten Farben durchwandern, ja sie mit einem Blicke übersehen können.

Du stehst auf einer Wiese, deren Grün, deren Ueppigkeit alle Beschreibung übertrifft, durchrauscht von eben geborenem Quellwasser, beschattet von einer riesigen Ahorngruppe, deren Blätter gerade so viel Licht durchscheinen lassen, um ihr Grün im schönsten Glanze zu zeigen; neben dir das zierliche Bauernhaus mit vorspringendem Giebeldach und Altan, dessen Schlagschatten die Lichtpartien nur um so mehr hebt; davor sprudelt der kräftige Brunnen, an dessen Fülle sich die Mäher laben. Was ist aber jener Malachit, oder jene Grünspanfläche, die so ganz eigenthümlich zwischen dem Saftgrün des Baumlaubes oder den dunkeln Wänden hervorschimmert? Es ist der Spiegel eines Sees. Eben so überrascht, erhebst du den Blick zu den Formen und Farben hoch oben über dem Laube der Bäume, da erheben sich Zacken und Wände von nie gesehener Gestalt; dort eine hohe im Grauduft der Höhe aufstrebende Wand, aus welcher nur hie und da einige Pfeiler vortreten in den Glanz der Sonnenstrahlen; dort prangt eine ungeheure Pyramide im weißröthlichen Lichte der untergehenden Sonne, nur gefurcht von Schattenlinien und überstreift von Schlagschatten. Hier ist kein Uebergang der Farbentöne, sondern die grellsten Farben-grenzen unmittelbar an einander. Hier das üppigste Saftgrün der Wiese und des Laubes, das unmittelbar an die blaugrüne Fluth stößt, die wiederum durch einen lichtgrünen Uferstreifen vom Grau der Felsenwände geschieden wird, umdüstert von dunkeln Forsten, aus deren Nacht oft unmittelbar die nackten, weißen, völlig pflanzenleeren Wände senkrecht zum Himmel emporstarren.

Wie die Farben, sind es auch die Formen in den Kalkalpen, welche große Gegensätze bilden. Aeußerst, fast durchaus abgerundet, mit wenigen Ausnahmen, ist die untere Stufe mit den schönsten Matten überkleidet oder von dichten Forsten beschattet. So scharf in isolirten Bergspitzen der heißen Zone die Schneeregion abgeschnitten ist, ebenso scharf scheidet sich hier plötzlich, oft in unbedeutender Höhe, und selbst bisweilen ohne scheinbaren Grund, die Pflanzenregion von der pflanzenleeren. Diese Grenze

Digitized by Google

richtet sich nicht nach der Höhe, sondern wahrscheinlich nach dem Aufsatz der verschiedenen Kalklagen, wie nach ihrer Schichtung. An vielen Kalkalpen reicht diese Grenze theilweis bis auf die Thalsohle, und wo sie dann höher hinansteigt, scheint die untere bewachsene Stufe nur eine Schuttanhäufung aus den oberen Gegenden zu sein. An solchen Stellen, wo der kahle Fels herabsteigt bis auf den Boden, gewähren die Kalkalpen, je nach ihrer Beleuchtung, den niederdrückendsten oder großartigsten Anblick, den die Alpenwelt geben kann. Nur selten wird man in der Urgebirgswelt solche Riesenwände aufsteigen sehen, wie hier in den Kalkalpen, und zwar gerade die höchsten Massen derselben. Dahin gehört z. B. der Dachstein. Diese Bergmassen, von 9—10,000 Fuß absoluter Höhe, stürzen fast senkrecht auf ein niedriges, von ihnen selbst aufgehäuftes Fußgestelle; an der ganzen übrigen vielfach zerrissenen und oben ausgezackten Wand, welche im Mittags- oder Morgenlichte blendendweiß erscheint, haftet kein Hälmchen, — ein furchtbar schauerlicher Anblick.

Bemerken wir schon in dem Hinansteigen solche Gegensätze zwischen den abgerundeten Formen der unteren Stufe und den aus dieser oft senkrecht aufsteigenden Wänden, so findet man des Wunderbaren noch mehr, wenn man auf der Scheitelhöhe der Kalkalpen ankommt. Die vorherrschende, dem Kalke eigenthümliche, Bildung ist die Hochebene, unter der man sich freilich keine leicht gangbare Fläche denken darf; und wer einmal auf solchen hinwanderte, wird lieber den Berg noch einmal hinansteigen, als einen solchen Weg machen. Sie nehmen gewöhnlich ein weites Gebiet ein, und die ganze Fläche besteht aus dicht neben einander liegenden größeren und kleineren Kesseln, die sich oft zu weiten Thalkesseln erweitern, oder auch theilweise im wahren Gegensatze aus lauter rundlichen Erhebungen, die wie Kugelabschnitte neben einander liegen und, von Wasserströmungen gefurcht, kleinen Gletschern nicht unähnlich sehen. Die höchsten Flächen, welche aus jenen, dem Pflanzenwuchse abholden, Kalke bestehen, sind völlig starr, nackt und kahl; die Rücken, welche zwischen jenen kreisrunden Mulden hinziehen, sind mit der Zeit so ausgewaschen, daß sie auf das Täuschendste den Rückenwirbeln eines Riesenthieres ähneln, und es ist nicht immer leicht, auf ihnen hin zu schwanken. Das Einzige, was das Auge bisweilen erfreut, ist hie und da ein kleiner kreisrunder Spiegel in der Tiefe jener ringförmigen Kessel mit erhöhtem Rand. Steigen solche Kessel in größerem Umfange tiefer hinab, vielleicht in eine andere Kalkzone, so breiten sich üppige Matten um die Spiegel solcher Seen, ohne sichtbaren Abfluß, aus. —

Das war ein Gang in die deutschen Voralpen, deren Charakter sich am ausgeprägtesten in Oesterreichs Salzkammergut findet. Die gelungenen Bilder von Ischl und dem Traunsee, welche dieser Band bereits enthält, illustriren einige der besuchtesten und in der That frappantesten Par-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

en jener Landschaft, und das Bild, welches diesen Artikel einleitet, er= inzt nur wieder das vom Traunsee.

Gmunden, als Städtchen unbedeutend, ist hart an das aufsteigende fer des Sees gebaut und gewährt, von diesem aus gesehen, einen sehr omantischen Anblick. Die zahlreiche Menge der während der Badesaison = und zuströmenden Fremden beleben die Stadt ungemein. Die Bade= sellschaft, welche meist der Soolbäder wegen sich hier einfindet, ist keine exklusive wie in Ischl, aber eine um so heitere und ungenirtere, und in ren Reizen steht die umgebende Natur der jenes Retiro der hohen Aristo= atie in nichts nach. — Wir laden Denjenigen, welcher die deutschen Vor= pen in dem geschilderten Charakter kennen lernen will, vorzugsweise ein, ach Gmunden zu gehen.

Bielefeld.

„Hie Welf! — Hie Waiblingen!" Dieser laute Schlachtruf s deutschen Mittelalters, — der jetzt nur noch in federspitzigen diploma= schen Noten durch die deutschen Kabinette geht — erscholl seiner Zeit auch ber die braunen Strohdächer, unter denen die wackern Webersleute des eundlichen Lutterthals in der Grafschaft Ravensburg (im alten Wes= go=Gau), schon seit lange mit ihrer Hände Geschick den weitausreichen= n Ruhm ihrer Gewebe zu Faden geschlagen hatten. Auch durch die rosa der Leinen=Industrie spinnt sich der buntschillernde Faden der Ro= antik. Schwer und blutig waren die Kämpfe, die von der starken Veste parrenburg bis hinab in das Thal, bis in den Herd der stillen und eißigen, wohlhabenden und geehrten, scharf bedrängten Stadt Biele= ld sich hinzogen: die Kämpfe zwischen dem Grafen Ravensberg, dem Baiblinger, und dem Grafen von der Lippe, dem Welfen. — Schon atte dieser das Löwenbanner seines erlauchten Freundes Heinrich auf nem Thurme der Veste des Sparrenberges aufgepflanzt, als der Ravens= erger wieder anstürmte, den Feind vertrieb, das Löwenbanner abriß und e Fahne mit den „Sparren" seines Wappens aufpflanzte. Die dadurch

Digitized by Google

so getaufte Sparrenburg schaut jetzt nur noch ins schönen Trümmern in das reiche, gesegnete Thal und hinüber zu den waldigen Ausläufern des Teutoburger Waldes. Ein neuerer Theil der Burg dient als Gefängniß.

An diese kriegerischen Erinnerungen reihen sich noch andere, jenen Ereignissen gleich nachfolgende, Kämpfe an: Im Jahre 1204 nahm Hermann von Ravensberg auch Theil an dem Kriege, den wieder deutsche Fürsten auf deutschem Boden mit einander führten: an dem Kriege zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben; der Ravensberger kam dadurch in Kampf mit dem kriegerischen Bischof Hermann von Münster und seine Stadt mußte schwer darunter leiden. Der Bischof belagerte und eroberte sie, ließ ihre Mauern niederreißen und sich ein eigenthümliches Denkmal von ihren Bürgern errichten: sie mußten allen in der Nähe der Stadt prangenden Eichen die Köpfe abschlagen. Die guten Bürger trösteten sich indessen nach guter deutscher Art mit dem Gedanken, daß es so doch immer noch besser sei, als wenn es ihre eigenen Köpfe wären. Und trotz all dieser erlebten Drangsale trat Bielefeld 1270 dem großen Hansabunde als reiche und berühmte Stadt hinzu, sendete es schon damals seinen Flachs, seine Gewebe und sein Garn weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Im Jahre 1287 bestätigte Graf Otto III. der Stadt bedeutsame Privilegien; wohl dieselben, welche später unter dem ehrwürdigen Titel: „Bürgersprüche" gedruckt erschienen. Sie wurden 1326 auf's Neue bestätigt von Otto IX., zugleich mit dem Stadtrecht, das Bielefeld schon früher von Münster angenommen hatte. Des höchsten Aufschwunges erfreute sich die Stadt aber im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, wo ganze Schaaren tüchtiger Weber der Niederländer vor dem Drucke Philipps II. und seiner zwei Nachfolger flohen, sich theilweise in Bielefeld niederließen und hier die Weberei in solchen Flor brachten, daß dieselbe wetteifern konnte mit Gent, Antwerpen, Brügge und anderen weltberühmten Weber-Orten. Bielefelds „Schleier" oder „klare Leinewand" wurden immer stärkere Gewebe seines Wohlstands. Jetzt versendet die mit 10,000 fleißigen Einwohnern bevölkerte Stadt nur an feinem Hemdenleinen und Damast jährlich 70,000 Stück; abgesehen von dem übrigen gröberen Leinen und von seinem reichen Versandt an Flachs und Garn. Außerdem blühen noch Fabriken in Seide, Leder, Tabak ꝛc. —

An den Ursprung Bielefelds knüpft sich eine romantisch-heilige Sage aus dem Jahre 704, vom heiligen Sceibertus, doch ohne allen historischen Grund. Andere Forscher leiten den Namen Bielefeld her von den „Bielen", Beilen, womit die ersten Begründer den Wald fällten, auf dessen Boden sie ihre Wohnungen bauten. Wieder Andere behaupten, er käme von dem alten Heidengötzen Biel her, der hier verehrt sei, und schließlich sagt man: die bei Gründung Bielefelds schon vorhanden gewesenen „Bielen-Höfe" hätten dem neuen Orte den Namen gegeben. Akten des Klosters Corvei sprechen von einer Schenkung „Bilenfeldes" an das

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Kloster unter seinem Abte Adelgar im neunten Jahrhundert; aber von wem die Schenkung herrühre, ist uns nicht bekannt geworden. — In wissenschaftlicher und religiöser Richtung hat Bielefeld zwei bedeutende Männer gestellt: Gobelin Persoen, 1414 als Dekan angestellt; ein feuriger, gelehrter Vorbote der Reformation, und Hermann Hammelmann, 1552 Prediger an der Kollegienkirche der heiligen Maria, ein tüchtiger Vorkämpfer der Reformation. — Besondere Merkwürdigkeiten, Kunstgegenstände und Bauten hat Bielefeld keine, wenn man nicht die Grabmäler einiger Ravensbergischen Herrschaften und Paderborner Bischofe in der gothischen Kirche St. Maria dahin rechnen will. Sehr schön und geschmackvoll aber sind die Parkanlagen des Johannisbergs, und von ihm wie vom Sparrenberg aus, hat man eine köstliche Aussicht auf den wohlthuend freundlichen Ort, auf seine weiten, lachenden Bleichen, auf die rothschimmernden Dächer seiner Weberhäuschen in der Vorstadt und fernhin auf die hügeligste fruchtbare Ebene, abgeschlossen durch träumerisch aufsteigende Waldeshöhen, die uns magnetisch hinziehen zu den Tannen des Teutoburger Waldes.

A. Schloenbach.

Aus dem Glarnerland.

Rechts am Westende des Wallensee's erschließt sich das Felsenthor eines kleinen, verhältnißmäßig wenig besuchten, aber an Naturschönheiten und Interessantem nichts desto weniger sehr reichen Landes. Die Linth entströmt demselben, um ihre geschiebereichen Fluthen in das Seebecken zu wälzen. Ein weiches, dunkles Grün bekleidet die Thalsohle und zu beiden Seiten steigt eine schroffe, gewaltige Gebirgswelt auf. Die engen Thalräume wimmeln von einer emsig thätigen Bevölkerung, die, weil der beschränkte Boden zu ihrer Zahl in großem Mißverhältniß steht, sich zumeist industrieller Thätigkeit hingibt.

Der heilige Fridolin, der Apostel der Thalschaft, den das Land noch heute im Wappen führt, hatte im zehnten Jahrhundert die von ihm ge-

Digitized by Google

gründeten Kolonien seinem Kloster Säckingen geschenkt. Das uralte Geschlecht derer von Tschudi verwaltete das Meieramt. Oesterreich aber verschaffte sich Einfluß, dann Gerechtsame und zuletzt Herrschaft über das Glarnerland, und schickte seine Ritter als Vögte desselben. Bündnisse mit den freigewordenen Waldstätten der Eidgenossen sollten nicht geduldet werden; vielmehr suchten sie die Thalleute zu Leibeigenen zu machen. Darob brach der gerechte Unwille aus. Quer durch's Thal bauten die Glarner eine Schutzmauer, deren Reste noch zu sehen sind, verbanden sich unter einander und wagten im Vertrauen auf Gott und ihr gutes Recht den ungleichen Kampf. Am 9. April 1388 trieben die in Eisen gewappneten Heere der Ritter das armselige Hirtenhäuflein über seine Schutzmauer zurück, und drangen mordend und sengend nach des Thales Tiefe vor. Die armen Glarner gaben den Tag für verloren. Da stießen 30 Schwyzer zu ihnen, echte Söhne der Freiheit voll Muth und Kraft; die riefen auf's Neue zu den Waffen, stellten sich mit den gesammelten Glarnern auf und empfingen den heranziehenden Rittertroß mit einem Hagel von Steinen und Felsstücken, Schrecken und Verderben verbreitend, wie eine Lauine. Unordnung kam in die schwerfälligen Truppen und als die Vorderen zurückdrängten, warf sich die Nachhut auf die Flucht — 1700 Gewappnete lagen erschlagen am Boden. So rettete Glarus seine Unabhängigkeit.

Und dieser klassische Kampfesboden ist zugleich so reich an Majestät und Anmuth, an Gletschern und Alpen, an wilden Felsen und sanften Weiden, an rieselnden Quellen und donnernden Wasserfällen, wie kein zweiter in der Schweiz. Unser Bildchen, der Brumbach (oder Braunwaldbach), ist nur ein blindlings herausgegriffenes Stück aus dieser wundervollen Welt. Möge es den Leser einladen, dieselbe mit eigenen Augen zu schauen, wozu wir ihm als kundigsten Führer unseres Landsmannes Berlepsch neues Reisehandbuch empfehlen.

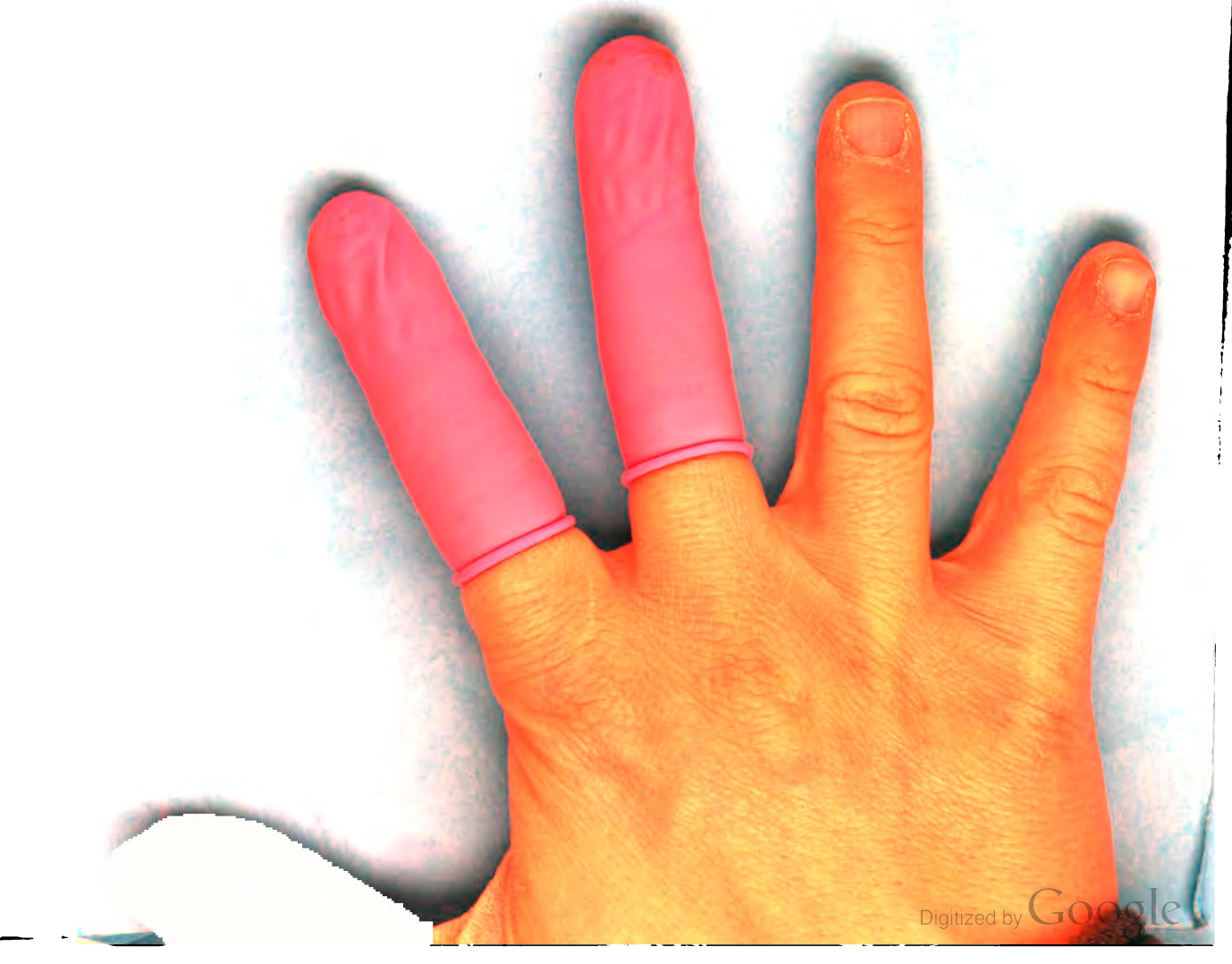
Der Brumbach, aus der Vereinigung der Gewässer der Braunwaldalp gebildet, gehört weniger den imposanten als den malerischen Wasserfällen an. Er drängt sich durch eine enge umbuschte Felsschlucht hinab und löst, eine Menge kleiner Wasserfälle bildend, sich theilweise in silbernen Staub auf. In der Nähe des reizenden Stackelberger Bades rauscht er in die Linth.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der PÄPSTLICHE PALAST im PERUGIA

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

Der päpstliche Palast in Ferrara.

Ferrara ist eine italienische Stadtleiche, ein verödeter mittelalterlicher
turfitz, der, trotz seiner 26,000 Einwohner, auf den Fremden den
druck der Verlassenheit hervorbringt. Einst war es in diesem an herr=
en Palästen und schönen Bauten noch jetzt reichen Platze anders, als
päpstliche Palast von Ferrara noch von den Herzogen von Este bewohnt
de und Palazzo ducale hieß. In diesem Palast spiegelt sich das
ickfal der ganzen einst so bedeutenden Stadt und eines guten Theils
liens. Als die Herzöge von Este noch in ihm hausten, war er ein
mittelalterlicher Pracht, zugleich aber auch ein Zufluchtsort der Mu=
die hier die Leier Ariost's und Tasso's stimmten. Damals zählte
rara unter die reichsten, größten und schönsten Städte Italiens und
e eine Bevölkerung von 100,000 Seelen. Seine Lage in einer Nie=
ung des Po ward von der betriebsamen Bevölkerung jener Zeit dazu
utzt, seine Umgebungen durch zahlreiche Kanäle und kunstvolle Wasser=
ungen in einen Garten zu verwandeln. Herrliche Olivenwälder, im=
grüne Wiesen, von Getreide strotzende, mit Reben umrankten Ulmen
chzogene Felder umflochten die volkreiche Stadt mit einem freundlichen
nz. Jetzt umlagern sie endlose Sümpfe, deren giftige Ausdünstungen
mde und Einheimische als schleichende Fieber überfallen. In dem
zen Fürstenschloß von Ferrara fand der vom Papste verfolgte, unsterb=
e Dichter Tasso gastliche Aufnahme. Ihm zum Unheil schlug sein
z zu laut für die schöne Fürstin Eleonore. Anstatt vor der neuen
ahr zu fliehen, sog sein Auge sehnsüchtiges Entzücken an der hohen
uengestalt, der von den Huldgöttinnen kein Reiz, keine Anmuth ver=
war. Das ward als ein Bruch des Gastrechts angesehen, und
Eifersucht warf den unglücklichen Dichter in den Kerker, wo er von
79—86, acht lange Jahre, schmachtete. Ob er, als seine Glieder
ten umklirrten, das Haus Este und seinen prunkenden Hofstaat zu Fer=
verflucht? Fast sollte man es, wenn man jetzt Ferrara betrachtet,
uben, denn man wird da unwillkürlich an Uhlands herrliches Gedicht:
es Sängers Fluch" erinnert. Mit der Herrlichkeit des Fürstenglanzes

Digitized by Google

nahm es auch bald ein Ende, denn schon 1598 riß der habgierige Papst Klemens VII. das Herzogthum Ferrara an sich. Was ist Fürstenherrschaft gegen die Willkür und Vergewaltigungssucht der Pfaffenwirthschaft! Wer je die trostlose Einöde der römischen Campagna betreten und ihren Fieberhauch geathmet, der, aber nur der vermag zu beurtheilen, was es heißt, unter dem Krummstab des Papstkönigs zu leben. Unwillkürlich summen Einem da die Worte der heiligen Schrift von der Wüste, durch die der böse Geist irrt, in die Ohren. Der Tyrann soll noch geboren werden, der es verstünde, mit den römischen Papstkönigen um die Wette Land und Leute zu verderben. Seit 1598 haben sich die blühenden Gefilde um Ferrara in Sümpfe verwandelt, seitdem sind die stolzen Paläste dort verfallen und haben ihren Glanz mit dem Moder der Ruinen vertauscht, seitdem ist die Bevölkerung der einst so lebhaften Stadt von 100,000 auf 26,000 Seelen herabgesunken. Ein Reisender, der Ferrara 1850, als es noch kein Königreich Italien gab, besuchte, schildert den Eindruck, den es auf ihn hervorgebracht, mit den kurzen Worten: „Die Mönche und die vermummten Mitglieder frommer Brüderschaften, die mir während meines mehrstündigen Aufenthaltes in Ferrara in Schaaren zu Gesicht kamen, rechne ich gerade nicht zu den Sehenswürdigkeiten. Es schien mir in der That hier Alles einen so entschieden geistlichen Anstrich zu haben, daß ich mich einigermaßen wunderte, daß der Schaffner des Eilwagens kein Abbate und der Postillon kein Kapuziner war.“ Der geistliche Anstrich der Stadt verhinderte, nach demselben Reisenden, übrigens nicht, daß die Umgegend und namentlich die Straße nach Bologna von Raubgesindel wimmelte. Das Brigantaggio ist ja hauptsächlich eine Frucht der Pfaffenwirthschaft, und ohne daß Rom die Hauptstadt Italiens ist, wird es auch in den unglücklichen neapolitanischen Provinzen kein Ende nehmen, in welche der fromme Antonelli, dessen Oheim bekanntlich selbst ein Räuberhauptmann war, die mit dem St. Petrspfennig bezahlten und ausgerüsteten Briganten schickt. Und wie viele dumme deutsche Michel steuern noch heutigen Tages zum St. Petrspfennig bei! Im vergangenen Jahre erst ist es der Regierung des Königreichs Italien und der großen patriotischen Hingebung der Nationalgarde gelungen, die Räuberbanden, die zwischen Ferrara und Bologna ihr Wesen trieben, auszurotten. Wo die Pfaffenwirthschaft und der Despotismus solche Erbschaft hinterlassen, da braucht man sich nicht zu wundern, daß nun nicht gleich Italien das gelobte Land werde. Mit dem Kanonendonner von Solferino hat Ferrara seine neueste Epoche begrüßt, indem es das päpstliche Joch abschüttelte. Seitdem ist der ursprünglich herzoglich estensische, dann päpstliche Palast das Stadthaus geworden, auf dem die Trikolore mit dem Kreuze von Savoyen lustig flattert. Der Fluch des Dichters ist gesühnt, ein neues Leben erwacht, das Leben gesetzlicher Freiheit, das den Segen der Arbeit kennt und die unter der langen Geistesknechtung in Sümpfe verwandelten Felder

Digitized by Google

eder in blühendes, fruchtbares Land verwandeln wird. Ich sagte, daß rrara jetzt eine Stadtleiche sei. Aber der göttliche Hauch, der die Wie= geburt Italiens zu Stande gebracht, beginnt doch schon die ersten gal= nischen Zuckungen neuen Lebens in ihr wieder hervortreten zu lassen. e Eisenbahn verbindet Ferrara jetzt mit Ancona und führt ihm vom eere neuen frischen Verkehr zu. Da, wo das Dampfroß der Lokomotive naubt, setzen sich die Keime zu neuem Emporblühen städtischen Lebens nell an. Die Klöster sind bereits zum Theil in Kasernen verwandelt r werden zu Fabrikanlagen benutzt, und ihre früheren Bewohner sind, nn sie nicht mit der mageren Pension aus der Cassa ecclesiastica irchenkasse) fürlieb zu nehmen für gut finden, gezwungen, irgend einen zlichen Berufszweig zu ergreifen. Mit der Entvölkerung der Klöster t die Entvölkerung der Gefängnisse Hand in Hand, denn die öffent= e Moral hebt sich überall, wo die Asyle gottseligen Nichtsthuns, die Sprüchwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang" nur zu sehr ahrheiteten, aufgehoben werden. Wann wird erst das letzte Kloster deutschem Boden geschlossen werden? Italien ist uns jetzt schon manchen Stücken voraus, und doch hatte ein Theil der traurigen jorität des deutschen Parlaments zu Frankfurt am Main im Jahre 48 die Stirn, Italienern und anderen Völkern das Recht freier natio= er Existenz abzusprechen. Deutschland hat den Fluch jener wahnwitzi= Aussaat in den traurigen Reaktionsjahren bitter einernten müssen. d doch gibt es immer noch genug deutschthümelnde sogenannte Groß= tsche, die davon phantasiren, die nichtdeutschen Völkerschaften Oester= chs mit Hülfe des Korporalstocks und ähnlicher Kulturmittel zu germa= iren. Nur Bedientenseelen können wünschen, Andere zu knechten, der die Freiheit reife Mann gönnt Jedem das gleiche Recht. Gebe Gott, wir Deutsche den Schlachtruf Garibaldi's: „Solidarität aller Völker" nehmen und uns nicht länger von offiziellen und offiziösen Scribenten hören und im Interesse des dynastischen: divide et impera zum Prü= knecht anderer Nationen gebrauchen lassen. Deutschland wird nur n frei und einig werden können, wenn es sich an die italienische und ische Bewegung anschließt, statt dieselbe und in ihr sich selbst zu be= pfen. — In Ferrara residirt jetzt auch, wie in den meisten italienischen ädten, ein Comitato di soccorso della libera stampa (Hülfscomitée freien Presse), das ein Kapital durch regelmäßige freie Beiträge sam= lt, um damit eine gänzlich unabhängige Presse zu unterstützen und ihr e reichen Fonds zu Gebote zu stellen, über welche sonst nur offiziöse ätter verfügen. Diesen Comitati di soccorso della libera stampa dankt Italien seine wahrhaft freie Presse, die trotz eines Ministers Rat= zi, der gar gern den Bismark Italiens gespielt hätte, sich nicht ein= üchtern läßt in ihrem beständigen Kampfe für größere Ausdehnung der lksrechte und baldige Ergreifung der Initiative zur gänzlichen Einigung

Digitized by Google

der Nation. Diese Comitati lassen aber auch aus ihren Vereinsmitteln Bücher drucken, die sich besonders zur Belehrung und Aufklärung des Volkes eignen, oder unterstützen Buchhändler, die sich der Herausgabe und Verbreitung solcher Bücher widmen. Auch das verdiente in Deutschland nachgeahmt zu werden. Es würde die sicherste Garantie für wahre Freiheit der Presse sein, über deren Bedeutung Sheridan im englischen Parlament sich einst in den treffenden Worten ausließ: „Lieber kein Parlament, lieber keine Ministerverantwortlichkeit und kein Steuerbewilligungsrecht, aber eine freie Presse, denn mit dieser würden wir uns gar bald alle anderen Freiheiten zu erringen im Stande sein." —

Wer Ferrara besucht, möge nicht unterlassen, das Haus Ariost's und sein jetzt in der öffentlichen Bibliothek ausgestelltes marmornes Grabmal zu besuchen. Wem es aber gelüstet, den Kerker Torquato Tasso's kennen zu lernen, muß dem Armenhospital einen Besuch abstatten. Wenn er dann wieder durch die schönen, marmorgedielten Säle des alten Herzogsschlosses pilgert, erscheint ihm vielleicht das Bild der holdseligen Eleonore, das einst einen Dichter bezauberte und von dem man längst nicht mehr wissen würde, daß es so schön gewesen, wenn ein Tasso nicht seinetwegen in die Nacht des Kerkers gestiegen wäre, in jene Nacht, in der das schöne Italien so lange lag. Doch nun dämmert ja das helle Morgenlicht über dem herrlichen Land, das bald neuer Waffenklang durchrauschen wird, denn die letzten Schlachten müssen geschlagen werden, um die Pforten Roms zu öffnen und Italien in Wahrheit zu einigen.

Eduard Rüffer.

Kloster-Ruine Walkenried.

Der romantische Gefühlsluxus und die religiöse Traumseligkeit lieben es wohl noch heute, an alten Klostergeschichten, an alten verwitterten Klosterruinen sich in ein lebhaftes Echauffement zu versetzen. In ein sehr ungesundes, in ein sehr unberechtigtes Echauffement, dünkt uns. Jede einigermaßen gebildete Geschichtsauffassung wird den wirklichen Lichtseiten im Mönchsthum ohne Zaudern und Widerspruch gerecht werden; gewogen aber und

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



WALKENRIED

Digitized by Google

Digitized by Google

rglichen mit der weitüberragenden Summe ihrer Nachtheile, kann über Beurtheilung jener Institution nicht der leiseste Zweifel bei einem den- nden Kopfe obwalten. In der Rohheit und Barbarei der ersten Epoche s Mittelalters waren die Klöster in der That ein nicht zu unterschätzen- s Moment der humanen Civilisation, der Kulturentwickelung überhaupt. it dem Emporkommen indeß der Städte und des freien Bürgerstandes tten diese Anstalten ihre Mission erfüllt, und ihr weiterer Fortbestand r geradezu ein Anachronismus, ein direktes Auflehnen gegen die For- rungen des geänderten Zeitgeistes. Mit dem 13. Jahrhundert werden die öster — hier oder dort eine vereinzelte erfreuliche Ausnahme immerhin gestanden — Alumnate für den monopolisirten Müssiggang, Pflanzstät- für Vergehen, Leidenschaften und Laster, welche so zahlreich, arg und reiend, daß dieselben der Nimbus des erborgten Heiligenscheins, in den Schwarz- und Braunkutten sich geraume Zeit vor den Augen der großen asse sehr geschickt zu hüllen verstanden, nicht mehr zu decken vermag. In n Urtheil wird schwerlich Uebertreibung oder Irrthum mit unterlaufen: s in der ersten Hälfte des Mittelalters durch Klöster und Mönche Gutes d Anerkennenswerthes gewirkt war, in der zweiten Hälfte der Epoche an eben diesen Stätten mehr als das Hundertfache zusammengesündigt rden, um jene bessern Leistungen aufzuheben und völlig in Vergessenheit bringen. Entartet, zu Herbergen aller Thorheiten einer irre gehenden rnunft herabgesunken, legen die Klöster, als die Reformation ihre auern und Riegel öffnete, ein sprechendes Zeugniß für jene große ge- ichtliche Wahrheit ab, welcher eine erhöhte Beachtung oft auch in unsern gen zu wünschen wäre, für die Wahrheit, daß jeder Versuch, eine aus- ebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam fest- halten, jedes Unternehmen, das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen, ichviel von wem oder auf welchem Gebiete der Versuch unternommen rd, nothwendig unterliegen und scheitern muß.

Unsere Illustration zeigt die Trümmer eines Klosters, welches seiner it eine reiche, stolze Hochburg der mittelalterlichen Hierarchie gewesen. alkenried, am südlichen Rande des Harzes malerisch gelegen, war ein 12. Jahrhundert erbautes Cisterzienserkloster, weit und breit berühmt, d von uns noch jetzt angestaunt wegen seiner kolossalen und prachtvollen auer-Fragmente, den Ueberresten einer der schönsten und größten Kir- n, die der Orden in Deutschland besaß. Die Herrlichkeit dauerte nicht ge; die Stürme des Bauernkrieges, später des 30jährigen, rüttelten ch an dem stolzen Bau zu Walkenried, und ließen nichts als jene Rui- n, die der Landschaft heutzutage als eine anmuthige Staffage dienen.

Thad. Lau.

Digitized by Google

Liverpool.

Es sind jetzt einige Jahre, da stand ein englischer Edelmann, der nunmehr verstorbene Lord Erskine, auf einem von den Hügeln, welche Liverpool mit den Tausenden seiner Dächer und den Mersey mit den Tausenden seiner Masten überschauen. Der Führer dieses edlen Herrn war ein Kaufmann aus Liverpool. „Mylord," sagte der schlichte Bürger, indem er seine Hand erhob, um das vor ihnen ausgebreitete Bild zu umschreiben, „Alles, was Sie hier in weitem Umkreis unter sich erblicken — jene ungeheure Häusermasse, welche gleich einem andern Venedig an und in dem Wasser steht — welche von jenen zahlreichen Docks durchschnitten wird — welche von jenen freundlichen Wohnsitzen wohlgestellter Männer schimmert — welche der lebendige Sitz des Handels und der bunte Schauplatz von eleganten, aus seinem Wohlstand entspringenden Vergnügungen ist — wo die Industrie ein heiteres Gesicht hat — wo Reichthümer im Ueberfluß sind, so wie jedes Ding, welches einen Mann, der die Blüthe einer großen Gemeinschaft und eines großen Staates zu sehen wünscht, entzücken muß: Alles dieses, Mylord, ist durch die Industrie und den geordneten Fleiß von einer Handvoll Männer geschaffen worden, seit der Zeit, wo Sie ein Knabe gewesen!"

Da nahm der edle Herr seinen Hut ab und sagte: „Ehre der Industrie und dem Fleiße der Bürger von Liverpool!"

Und einst, im Parlamente, wo er diesen Vorfall erzählte, setzte er hinzu: „Ich hätte ein Stock oder ein Stein sein müssen, wenn ich von *solch* einem Bilde *nicht* ergriffen worden wäre!"

In der That — so ist es. Wer einen Begriff vom unendlichen Gewühl einer Hafenstadt haben und zugleich lernen will, wie solche Städte mit ihrem immensen Reichthum entstehen und in fabelhafter Vergrößerung beständig zunehmen, der kann es nirgends so gut, als hier in Liverpool. Der wirklich kaum glaubliche Wachsthum Liverpools hält mit dem der westlichen Kontinente, deren Hafen und Zwischenstation für die ganze östliche Welt es ist, gleichen Schritt. Vor 200 Jahren war der Hafen nichts, als eine Fischerbucht, welche unter dem Magistrat von Chester stand. Im Jahre 1709 belief sich die Anzahl aller Schiffe, welche Cargo

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

rladen hatten, auf nicht ganz 400, und zu Anfang des Jahrhunderts tte es nur die beiden Kings- und Queen-Docks. Heut mißt der Quai, lcher den Hafen entlang läuft, fünfzehn englische Meilen; mehr als 0,000 Schiffe laufen in demselben jährlich ein und aus, und die Docks trecken sich über eine Bodenfläche von 203 Acres. Noch vor hundert hren hatte Liverpool nicht mehr, als vier kleine Wirthshäuser, und so ring dachte man von den Straßen, daß sie nicht einmal Namen führten. eut sind die Hôtels von Liverpool die glänzendsten im ganzen Königreich, d Bondstreet und Lordstreet stehen an Pracht und Ausdehnung vielleicht nzig der Regent- und Oxfordstreet in London nach. Im Jahre 1700 tte die Stadt nicht ganz 5000 Einwohner; der Census von 1861 ergab ehr als 400,000. Diese Ziffern sprechen mehr, als Worte sagen könn- n. Es gibt auch eine Poesie der Zahlen — jene Poesie des Ungeheuern d Unermeßlichen, welche, in Verbindung mit dem Meere und dem eltHandel, einen Ferdinand Freiligrath begeistert hat, und nirgends, bst in London nicht, habe ich sie tiefer empfunden, als hier in Liverpool.

Mein erster Gang war an die Docks. Hier, wo die dunkeln Ware- uses stehen mit ihren Schätzen fremder Zonen, in stunden- und stunden- nger Reihe, hier, wo die Schiffe sind und die Möven, welche über dem eiten Strome fliegen: hier war mein Gang von Früh bis Spät. Es aubt es Niemand, wie herrlich solch ein Hafengang ist! Die Gedanken d immer auf der Wanderschaft, und der Geruch von Zimmet, von cker und Tabak, welche dem Krämer nur Handelsartikel sind, erregen der Seele des Beschauers Bilder voll südlicher Glut und zaubern ihm renen voll fremden, wilden Lebens vor die Augen! Wenn ich in verpool bin — und ich bin oft dagewesen und liebe die Stadt und den fen — so ist mir, als stünde ich auf der Schwelle der neuen Welt. iesen Thurm, diese Dämme grüßt der feuchte Blick des Australienfahrers, enn er nach monatlanger Seefahrt den theuren Boden des alten Konti- ntes zuerst wieder betreten soll; hierher sendet Brasilien seine Farbe- lzer, hierher Mittelamerika seinen Zucker, hierher Nordamerika seine aumwolle. Und auf einem dieser Dreidecker zu stehen, wenn in der akelage der Wind knattert und am Bugspriet, dem „bow", ein brauner atrose hängt, um die salzschaumzerfressene Gestalt — den Lord Canning er mag sein den heiligen Georg oder die Amazone — zur neuen Fahrt u zu firnissen — oder am Uferdamm zu wandeln und den stämmigen Lastenwald zu sehen und das seltsame Leben, welches darin herrscht; die geheure Bewegung auf dem Wasser, welche durch das stete Kommen d Gehen von den Dampfern der Uferstationen verursacht wird; das rast- se Arbeiten der Menge in den Warehouses und das Rollen in den unter- dischen Eisenbahnen; das Rasseln und dumpfe Gedröhn von zahllosen rachtkarren, welche schwer beladen durch das immerwährende Gewühl

Digitized by Google

der Quai's hinauf und herab sich bewegen .... das Alles zu sehen, das Alles zu hören, „dies nun heiß' ich mein Vergnügen!"

Und dann der Strom selber, der Mersey, welcher hier, kaum eine Stunde von seiner Mündung entfernt, in breiter Majestät das Meer fortzusetzen scheint, und gleich ihm seine Fluth und Ebbe hat. Welch ein prachtvoller Blick, ihn so ganz von Häusern auf beiden Seiten umgeben, von Schiffen bedeckt zu sehen! Freilich hat er auch seine Gefahren. Bei Nebel ist es zuweilen unmöglich, ihn nur zu kreuzen; und bei Sturm scheitern oft sogar auf ihm Schiffe, welche den Wogen des Meeres entgangen sind, andere reißen sich von den Ankern los und bohren das Fahrzeug, auf welches Wind und Strömung sie wirft, in den Grund. Aber bei klarem Wetter, an hellen Nachmittagen gibt es nichts Schöneres und Großartigeres zugleich, als eine Stromfahrt auf dem Mersey. Stromauf sind die Ufer höchst malerisch — auf der einen Seite die reiche Staffage der Schiffe, des Takelwerks, der Flaggen und des Mastenwaldes, ein stundenweites Gewirr von Tauen und Stangen mit den weißen Segeltüchern darin, dürr und starr wie ein Wald zur Winterszeit mit Schneestreifen; gegenüber der wirkliche Wald, Grün vom Schimmer des vollen Sommers, mit reichen Wiesenhügeln und lieblichen Dörfern in Rosenhecken.

Stromab, wo es zum Meere geht, sollte man an späten Nachmittagen fahren. Dann dämmern alle Ufer und jener bläuliche Duft, den man auf englischen Abendlandschaften erblickt, verschönt landeinwärts die Hügel und Wälder und Städte (denn Liverpool gegenüber haben sich neue, große Städte in den letzten Jahren erhoben). Nach der Seeseite ist der Blick ganz frei und das Wasser glänzt vom letzten Abendschein. Auch der Leuchtthurm mit seinen wechselnden Flammen — bald golden und bald purpurroth — beginnt dann in die Dämmerung hinaus zu strahlen. Auf den Schiffen pflegt Musik zu sein, die den Wellenschlag harmonisch begleitet. Je dunkler der Himmel wird, um so mehr blitzt ein Licht nach dem andern herauf; hier von einem und vom andern Ufer, dort im Wasser an den Schiffen, welche, wenn sie ankerfest liegen, ein gelbes Licht haben, und wenn sie fahren, mit einem grünen durch die Nacht segeln. Wie viel bunte Lichter, welche, gleich eben so viel farbigen Steinen, über den dunkeln Mantel des Stromes ausgestreut liegen! Und in dem feinen Nebel, der sich jetzt über uns zusammengezogen hat, erscheinen einzelne Sterne, wie Diamanten in einem schwarzen Schleier — bis wir uns auf beiden Seiten in unendlichen Lichteralleen sehen, als deren mächtigster Punkt die Kuppel des Leuchtthurms am Rande der Küste erscheint. Dahinter beginnt die ungeheure Nacht des Weltmeers.

Kommt, laßt uns eine Weile am Hafendamm von New-Brighton zu Füßen des Leuchtthurms verweilen. Laßt uns, auf die Holzplanken gelehnt, die Wellen sehen, die sich im weißen Sande müde verlaufen, und Derer gedenken, welche jetzt auf der Höhe derselben in einsamen Schiffen

Digitized by Google

dahinziehen; laßt uns das dumpfe Brausen des Windes aus nebeliger Ferne vernehmen, und von den Segeln träumen, die es mit seinem Rauschen füllt. . . .

In der Stadt aber, in den erleuchteten Gassen des Strandes geht es um diese Zeit lustiger her. Da tanzen und singen und trinken die Matrosen, welche heimgekehrt sind, in hunderten von kleinen Häusern, und verspielen ihr Geld, das sie auf der langen Fahrt sich mühsam erwarben, und herzen ihr braunes Mädchen, indem der Dudelsack schrillt und in sonderbarer Begleitung mit ihm sich die Fiedel und die Flöte mischt. Eine Straße dieses Quartiers am Hafen wird ganz von Schwarzen und Halbschwarzen bewohnt, drei oder vier andere von ewig betrunkenen Schifferdirnen, ein ganzes Stadtviertel zeigt Laden an Laden, die den auslaufenden Seemann und sein Schiff für die Weltreise versorgen oder dem heimkehrenden auf's Neue langentbehrte Genüsse gewähren. Aus diesem Gewirr meist enger und schmutziger Gassen erhoben sich, als ich Liverpool zum ersten Mal sah, zwei großartige Gebäude, das Sailor's Home, ein kasernenartig angelegtes, vom Prinzen Albert, „dem Guten," gegründetes Institut, in welchem der fremde Matrose für die Zeit seines Aufenthalts am Lande ein gegen Diebstahl und sonstige Unfälle gesichertes Unterkommen fand, und das Custom House, das Zollhaus. Das Sailor's Home, ein wahres Musterbild seiner Art, welches vielfache Nachahmung, zum Beispiel auch in Hamburg gefunden, ist ein Raub der Flammen geworden, kurze Zeit vor dem Tode seines fürstlichen Begründers; das Zollhaus aber steht noch. Es repräsentirt den Reichthum dieser Stadt. Die in ihm erhobenen Zölle betragen mehr als vier Millionen L. St. jährlich. Von den im ganzen Königreich aufgebrachten direkten Steuern zahlt London die Hälfte und Liverpool den vierten Theil. Kolossal, wie dieses Verhältniß auf den ersten Blick erscheinen mag, würde man bei näherer Prüfung doch noch etwas mehr erwarten, wenn man nämlich erwägt, daß der Hafen von Liverpool ein halb Mal so viel Handel hat, als der Hafen von London. Aber — abgesehen von anderen Posten, die in der weltstädtischen Bedeutung Londons ihren Grund haben — erklärt sich die Differenz daraus, daß London vorzugsweise der Hafen ist für Zucker, Thee, Kaffee, Tabak und namentlich Spirituosen, den Artikeln, welche am höchsten besteuert sind; während der Import von Liverpool sich wesentlich auf die minder hoch besteuerten Rohprodukte, und namentlich Baumwolle beschränkt, von welch letzterer es in der That der große Stapelplatz ist. Es hat sich daher in den beiden letzten Jahren des nordamerikanischen Bürgerkriegs ein beträchtlicher Ausfall ergeben, welcher mit der Arbeiternoth in Lancashire fast gleichen Schritt gehalten; und wirklich hat sich der Gesammtbetrag des englischen Handels im abgelaufenen Jahr (1862) um zwei Procent sogar gegen das schon an sich ungünstige Jahr 1861 vermindert. Aber wenn Jahre brillanten Wohlstandes werthvoll sind, um

Digitized by Google

zu zeigen, was England thun kann, so ist auch ein Jahr der Noth nicht werthlos, um zu zeigen, was England aushalten kann. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß keine von den gefürchteten Folgen der Blockade der amerikanischen Baumwollenhäfen sich den Finanzen und dem Handel von England fühlbar gemacht hat; selbst der Noth in Lancashire, für welche jetzt bereits die Krisis begonnen hat, ist durch die lokale und nationale Wohlthätigkeit begegnet worden, und die Moral der geschilderten Ereignisse bleibt, daß Einflüsse von Außen viel weniger im Stande sind, den Wohlstand eines Landes zu untergraben, als Thorheit im Inneren, und daß der Handel von England auf einer viel zu breiten Grundlage ruht, um durch Unglücksfälle gestört zu werden, welche einen Theil betreffen, und mag es selbst der wichtigste Theil seiner mannigfaltigen Industrie sein.

Einen nicht minderen Antheil an Liverpools steigender Bedeutung als der Import, hat der Export aus den englischen Fabrikdistrikten, welche sich ringsum anschließen. Die Natur selber hat Liverpool zum Hafen derselben vorherbestimmt, und das Porzellan von Staffordshire, die Garne und der Calico von Manchester, der Stahl von Sheffield und das Eisen von Birmingham haben keinen andern Weg, um in die Welt und die Hände der zahllosen Festlands- und überseeischen Konsumenten zu gelangen. Zwischen Manchester und Liverpool allein passiren täglich 16,000 Centner Güter!

Obgleich nun Liverpool keineswegs den soliden Reichthum von Manchester besitzt, da das Vermögen seiner Reichsten beständig auf dem Meere schwimmt und in jedem Augenblick Schiffbruch leiden kann, so werfen doch jene Schätze von unermeßbarer Größe, welche täglich seine Marksteine passiren, genugsam ab, um es zu einer der glänzendsten Städte des Königreichs zu machen. Tretet in seine mächtigen Straßen, betrachtet seine stattlichen Plätze und fürstlichen Gebäude, um Euch noch einmal zu überzeugen, daß nichts goldenen Boden hat, als die Arbeit. Wir sprechen immer von dem Reichthum der Engländer, wenn wir die Großartigkeit und Großherzigkeit ihrer Verhältnisse mit den unsern vergleichen; aber wir denken dabei nicht immer an die Arbeit, durch welche sie diesen Reichthum erworben haben und täglich neu erwerben müssen. Nun, diese Arbeit, unermüdet und unaufhörlich, hat auch die Bürger Liverpools in den Stand gesetzt, für ihre Stadt Alles zu thun, was das Leben in derselben nicht blos bequem macht, sondern auch in einem höheren und edleren Sinne auszeichnet. Aus den Tausenden und Hunderttausenden, welche dort unten in den engen Comptoiren und schwarzen Lagerhäusern am Hafen täglich verdient werden, haben sie hier oben, auf dem Hügel der Stadt, ein Gebäude errichtet, welches zu den prachtvollsten Bauwerken seit den Tagen der Akropolis gehört. Es trägt in Gold die Inschrift: „Artibus. Judiciis. Consiliis.“ — „Den Künsten. Dem Gericht. Der Be-

Digitized by Google

rathung." Es ist das Stadthaus von Liverpool, St. George's Hall genannt, ein Monument des Bürgersinnes, so reich, so kostbar, so schön, wie keine zweite Stadt des Königreichs, vielleicht der Welt, aufzuweisen hat. Außer den Sitzungen des Schwurgerichts und des Stadtrathes, finden hier auch regelmäßige Konzerte in einem grandiosen Saale Statt. Und eines Nachmittages, als ich — die Seele noch voll von den brausenden Orgelklängen, die ich daselbst vernommen — unter den majestätischen Portikus trat und von den hohen Treppen herab unter mir die Stadt liegen sah: da mußte ich des Lords gedenken, welchen einst der gleiche Anblick gefesselt, und unwillkürlich seine Worte wiederholen: „Ehre der Industrie und dem Fleiße der Bürger von Liverpool!"

Auch könnte ich mich keiner andern Stadt entsinnen, wo die Spuren eines allgemeinen Wohlthätigkeitssinnes dem Fremden überall und auf Schritt und Tritt so vor die Augen treten. Da sind freie Bäder für das Volk, mit klarem grünem Seewasser, Winter und Sommer, frisch zuströmend. Da sind überall an den Straßenecken Brunnen mit krystallhellem Quellwasser, welche ein einziger Bürger dieser Stadt, ein junger Kaufmann, hat anlegen lassen, um die Vorübergehenden, namentlich die armen Arbeiter, vom Wirthshaus abzuhalten. Ein Anderer hat ein stolzes Gebäude, ein wahres Schloß, aufbauen lassen als — Freibibliothek für's Volk, und die Stadt hat ihm den Grund und Boden dazu geschenkt. Der Erbauer dieser Bibliothek, welche St. George's Hall gegenüber, ein würdiges Seitenstück dazu bildet, ist freilich auch ein immens reicher Mann. Es ist ein Mr. Brown, ein Handelsherr wie die übrigen, aber einer, der außer seinem schon ungeheuren Vermögen, aus seinem Geschäfte, welches hauptsächlich im Giriren von Wechseln auf Amerika besteht, jährlich noch einen Reingewinn von circa 100,000 L. St. hat.

Einem Deutschen schwindelt der Kopf, wenn er solche Dinge hört, die dem Engländer ganz natürlich erscheinen. Ja! — das englische ist doch ein großes Volk — groß im Handel, groß in der Politik, groß in der Literatur, groß in jedem Zweige menschlichen Dichtens und Trachtens. Und warum groß? Weil es zäh und unermüdlich ist in der Verfolgung seiner selbstgesteckten Ziele, sei es nun die Durchsetzung einer Reform, die Erwerbung einer Kolonie oder die Ausbeutung einer Erfindung — groß deshalb nach Außen, weil es damit angefangen hat, groß im Innern zu sein. Und wenn die Leser meiner Schriften mir vielleicht den Vorwurf machen sollten, ein zu eifriger Freund dieses Volkes zu sein, so sage ich: Zeigt mir ein anderes, das größer ist, und ich werde schweigen! So lange aber noch Deutschland zerrissen ist von jenen kleinen Eifersüchteleien, welche den Süden von dem Norden trennen, so lange nur Anläufe gemacht werden, welche zu keinem Ziele führen und Anstrengungen, die auf halbem Wege still stehen — so lange die deutsche Flotte in den Armenbüchsen stecken bleibt und die nationale Begeisterung in Reden und Gedichten ver-

Digitized by Google

pufft: so lange will ich nicht müde werden, meinem Volke das Bild des englischen zu zeigen, seine Industrie, seine Verwaltung, seine Sitten ihm zu schildern, und ihm die Lehren zu wiederholen, die ich dort — oft unter tiefem Erröthen, indem ich des Vaterlands gedachte, empfangen habe.

Julius Rodenberg.

Das Seemannshaus in Hamburg.

Gegenüber dem Stintfang oder der Elbhöhe bei Hamburg, und von dieser nur durch den breiten Stadtgraben getrennt, erhebt sich das sogenannte Hornwerk. Beide Höhen, die bedeutendsten in unmittelbarer Nähe der Stadt, berühren mit ihrem Fuße den Quai des Rummelhafens, wie man die geräumige Wasserstraße der an Hamburg vorüberströmenden Vorderelbe nennt, welche die großen und meistentheils sehr tief gehenden Seeschiffe aufzunehmen bestimmt ist. So lange Hamburg Festung war, mußten die genannten beiden Erhebungen für die Befestigung der Stadt und die Vertheidigung ihrer hauptsächlichsten Lebensader, des Elbstromes, von größter Wichtigkeit sein; denn von hier aus ließ sich der tiefe Stromarm in seiner ganzen Breite durch Geschütze von schwerem Kaliber bestreichen und die etwa beabsichtigte Okkupirung der dem Hafen gerade gegenüber liegenden Insel Steinwärder durch einen kühn vordringenden Feind wenn nicht ganz verhindern, doch gewiß sehr erschweren. Mit der Entfestigung des großen Handelsemporiums der Niederelbe kam die militärische Bedeutung erwähnter Höhen so dicht am Hafen in Wegfall. Die früheren Festungswälle wurden zum Theil abgetragen und ausgeebnet, und mit großem Kostenaufwande in jene herrlichen Parkanlagen verwandelt, die eine der schönsten Zierden der alten Hansestadt sind und nach drei Seiten hin sie wie ein breiter Gürtel von duftenden Blumen und grünen Bäumen umschlingen.

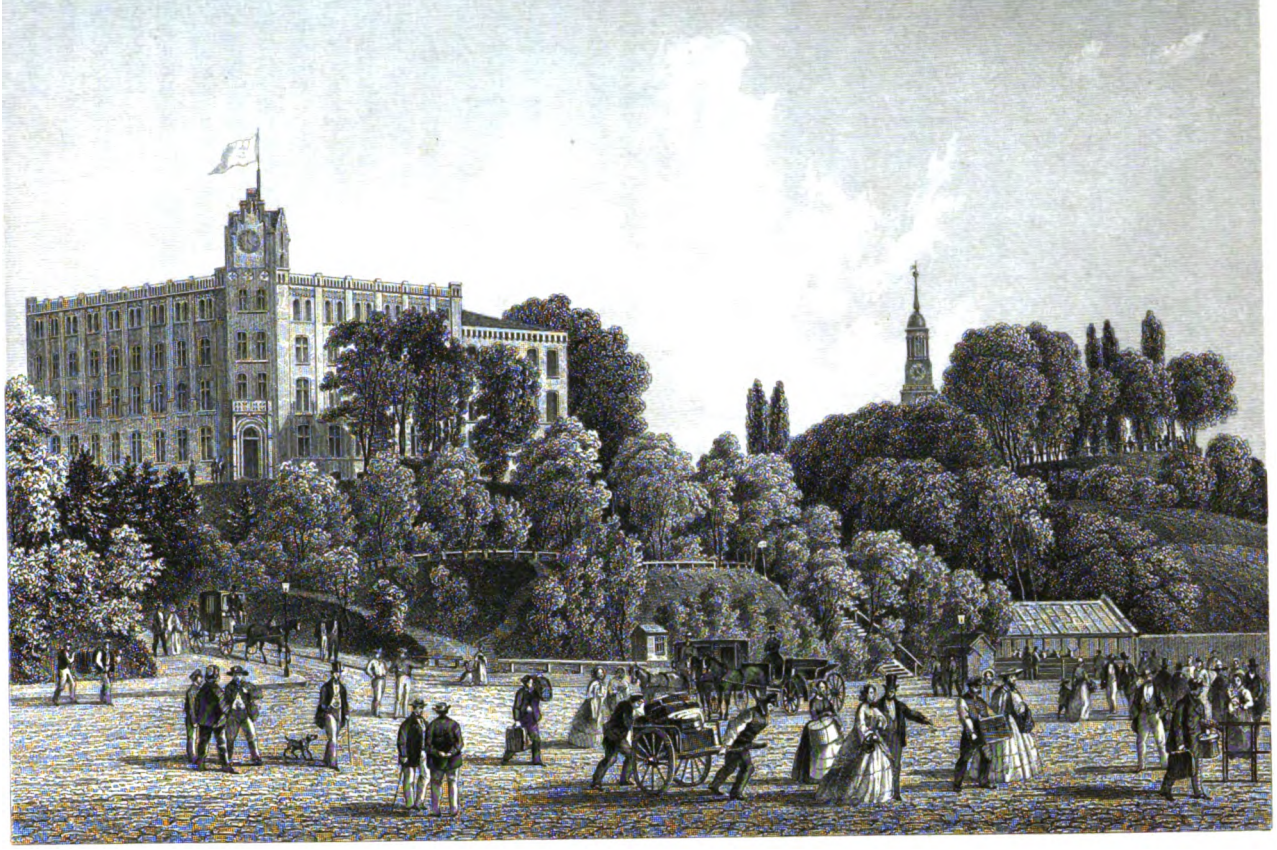
Auf dem Hornwerke erbaute die Industrie nach beendigter Entfestigung eine von Dampfkraft getriebene Mühle, deren hohen Schornstein mit

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



DAS NEUE SEEMANNSHAUS IN HAMBURG.

Bibliothek Institut in Hildesheim

Digitized by Google

Digitized by Google

iner schwarzen Rauchsäule elbaufwärts segelnde Schiffer schon bei Altona
ichtig wurden. Hier nun erhebt sich jetzt das stolze, weithin sichtbare
ebäude des deutschen Seemannshauses, dessen innere Einrichtung
n September 1861 vollendet und das im Mai des folgenden Jahres sei-
r Bestimmung übergeben wurde. Der Plan zu diesem gewaltigen Ge-
ude ward von dem Hamburger Architekten Zimmermann entworfen und
r Bau nach demselben unter der Leitung des Maurermeisters Reichardt
sgeführt. Wie alle Bauten in den steinarmen Niederungen der großen
trommündungen Norddeutschlands ist auch das Seemannshaus in Ham-
rg ein Ziegelbau, aber von so großer Solidität, daß, wenn nicht furcht-
re politische Stürme über unser Gesammtvaterland hereinbrechen sollten,
rselbe Jahrhunderte überdauern dürfte.

Das Gebäude besteht aus zwei tiefen, drei Stockwerke hohen Flügeln
t flachem Dach. Zwischen den Flügeln, diese mit einander verbindend,
hebt sich das Treppenhaus, das in einen stumpfen Thurm, den später
ne Uhr schmücken wird, ausläuft, und durch eine Glaskuppel der
eppe Licht verleiht. Aus allen Vorderfenstern des Gebäudes überblickt
an entweder den Mastenwald des Hafens, oder den majestätischen Strom
bst mit seinem ewigen Schiffsgewühl bis unterhalb Altona. Die reich
bauten, fruchtbaren Elbinseln Steinwärder, Finkenwärder, Walters-
f ꝛc. schwimmen wie grüne Oasen auf den Gewässern des Stromes und
währen das Bild eines Wohlstandes und einer rastlosen Gewerbs- und
ndelsthätigkeit, das in jedem Beschauer einen wohlthuenden Eindruck
rückläßt. Auf keinem Punkte Hamburgs erhält der Fremde einen so
ötzlichen und tiefgehenden Einblick in die grandiöse Handelsthätigkeit die-
merkwürdigen Bürgerstadt, und in die wichtigen Verbindungen, die sie
rmittelst ihrer Handelsmarine mit allen bedeutenden Plätzen des ganzen
dballes unterhält. Dieser großartigen Handelsthätigkeit und dem
eiste, der sie fortwährend lebendig erhält, entspricht auch vollkommen
r Bau und die innere Einrichtung des Seemannshauses, das wir uns
cht als eine Zufluchtsstätte für invalide, dem Leben schon großentheils
gestorbene Seefahrer vorstellen dürfen, sondern das jahraus jahrein der
ammelplatz erfahrener, seegewohnter Männer und muthvoller, unter-
hmungslustiger Jünglinge sein soll.

Nicht mit Unrecht wirft man den Seeleuten, insbesondere den Ma-
osen eine gewisse Rohheit vor, die sich oft unangenehm fühlbar macht,
enn eine große Anzahl dieser so unentbehrlichen Menschen längere Zeit
ne bestimmte Beschäftigung am Lande verweilen. Die Gewalt des Ka-
täns über die ihm untergebene Mannschaft hört auf, so wie der Matrose
s Schiff verläßt, auf dem er dient. Am Lande ist er so lange sein eige-
r unbeschränkter Herr, als sein Urlaub dauert, und, ist er „abgemu-
rt", d. h. durch Auszahlung seines Lohnes (Heuer) vor dem „Schout"
nes Dienstes entlassen worden, ein völlig freier Mann, bis eine neue

Digitized by Google

Heuer ihn bindet und wieder an Bord seines Fahrzeuges ruft. Diese Freiheit, welche eine durchaus ungebundene ist, verlockt die lebenslustigen, muskelstarken jungen Leute, die oft Monate lang in Sturm und Wetter die schrecklichsten Entbehrungen auf See erdulden und sich Arbeiten hingeben müssen, bei denen den meisten Binnenlandsmenschen vor Angst das Haar zu Berge steigen würde, zu mancherlei Ausschweifungen und Excessen, die man nicht loben kann, die sich aber durch die Verhältnisse leicht erklären und meistentheils auch bis zu einem gewissen Grade entschuldigen lassen. Je größer die Stadt und deren Seeverkehr ist, desto stärker müssen die Verlockungen für die unbeschäftigten Mannschaften vor Anker liegender Schiffe sein, besonders dann, wenn es an einem bestimmten Versammlungsorte fehlt, wo Gleichgesinnte und Gleichstrebende sich finden, sprechen und über diejenigen Gegenstände, die für sie das größte Interesse haben, sich ungestört unterhalten können.

In Hamburg ging bis jetzt jeder Seemann, der keine Verwandte in der Stadt oder in deren nächster Umgebung hatte, zu dem „Schlafbaas," bei dem er Wohnung nahm, der ihn verpflegte, d. h. ihn mit der erforderlichen leiblichen Nahrung versorgte, so weit dies gewünscht wurde, ihm sein Geld aufbewahrte, nöthigenfalls auch eine entsprechende Summe auf die zu erhebende Heuer vorstreckte, im Uebrigen aber sich um alles Andere nicht weiter kümmerte. Der Baas war demnach wirklich nur ein Herbergsvater, bei welchem der abgemusterte Matrose Kost und Logis, und, vorausgesetzt, daß er es nicht vorzog, die Nächte in den verführerischen Tanzlokalen St. Pauli's unter wilden Bacchanalien zu verschwelgen, auch eine Schlafstelle gab.

Durch die Eröffnung des Seemannshauses ist — und das haben die Erbauer desselben wohl mit bezweckt — in dem Leben der Seeleute, ganz besonders aber der Matrosen, zu Lande eine nicht unbedeutende Veränderung eingetreten. Hier soll und wird der fremde oder verwaiste Matrose, der ganz allein dasteht in der Welt, so oft das Schiff, auf dem er „angemustert" war, in den Hafen legt, eine Heimath finden, wo er ruhig wohnen kann und wo jeder billige Wunsch ihm erfüllt wird. Das Seemannshaus öffnet seine fürstlichen Pforten Jedem, der als Gast einzutreten wünscht. Es weist ihm eine Zelle, geräumige Wohnung, ein gesundes Schlafgemach mit gutem Bett und allen Bequemlichkeiten eines bürgerlich eingerichteten Hauswesens an. Zu bestimmter Tagesstunde wird ihm das Frühstück servirt und ruft die Glocke ihn zu der gemeinschaftlichen Tafel im großen Speisesaal, wo eine gute, schmackhaft zubereitete Kost seiner wartet. Der Preis für Logis, Kost und Aufwartung beträgt wöchentlich 9 Mark Courant (3 Thlr. 18 Sgr.). Für Reinigung der Wäsche ꝛc. sorgt, wie für die körperliche Verpflegung seiner seemännischen Gäste der Oekonom des Hauses, ein ehemaliger Kapitän, der in früheren Jahren ebenfalls die Meere durchpflügt hat und aus Erfahrung

Digitized by Google

weiß, wie dem von Strapatzen ermüdeten Seemanne in einem Hafenorte zu Muthe ist, welche Genüsse er sich zu verschaffen wünscht, in welcher Weise er sich am Besten unterhält und zerstreut.

Im Seemannshause ist für Alles gesorgt. Da gibt es Rauch-, Konversations- und Billardzimmer, die jeder darin Aufgenommene nach Belieben benutzen kann. Damit aber der höher Gebildete nicht genöthigt werde, stets mit dem minder Gebildeten oder alle Bildung absichtlich Fliehenden zusammen sein zu müssen, hat man die Einrichtung getroffen, daß Kapitäne, Steuerleute und Matrosen besondere Räume für sich haben, sich also, wenn sie es wollen, beliebig trennen können. Ohne Zweifel aber wirkt das Zusammenleben von Kapitänen, Steuerleuten und Matrosen in ein und demselben Hause und nach Gesetzen und Vorschriften, die für Alle gleichmäßig gelten, vortheilhaft gerade auf die weniger Gebildeten. Die Ordnung des Hauses, der sich Alle unterwerfen müssen, die aber keineswegs in mönchischer Zucht besteht, legt jedem Einzelnen einen wohlthuenden Zügel an, der den Gebildeten nicht drückt, den Ungebildeten und Rohen aber nöthigt, sich zu mäßigen und zu beherrschen. — Auch an Bildungsmitteln fehlt es in dem Seemannshause nicht. Es gibt einen geräumigen Lehrsaal, wo Vorträge über Gegenstände gehalten werden, in denen jeder tüchtige Seefahrer wohl bewandert sein muß; ferner für Leseluftige ein Lesezimmer ꝛc.

So ist denn in diesem schönen Gebäude für die Seefahrer in einer Weise gesorgt, welche der Bedeutung Hamburgs als Welthandelsstadt ebenso, wie der Bildung und den Anforderungen des neunzehnten Jahrhunderts entspricht. Der Seemann, welcher, auf unbestimmte Zeit heimkehrend von seinen Reisen oder als Fremder der späteren Heimkehr harrend, bei angenehmer Unterhaltung und in erheiterndem Umgange seine Stunden im Seemanshause verleben will, dem erschließen sich dessen gastliche Pforten, gezwungen dazu wird Keiner. Die bedeutenden Räumlichkeiten des Hauses enthalten zur Zeit 36 Schlafzimmer für Kapitäne und Steuerleute im ersten Stock, und 92 Schlafstellen für Matrosen im zweiten Stock; der dritte Stock ist noch nicht vollkommen eingerichtet. Parterre befindet sich in einem großen Saale die riesige Schenke, welche durch eine Maschinerie mit der im Souterrain gelegenen Küche in Verbindung steht, um die verlangten Speisen und Getränke ohne Zeitverlust heraufzubefördern. An die Küche grenzen die Speisegewölbe, die Wäscherei mit der Trockenkammer; ferner Vorrathskammern und die Räume zur Unterbringung des Feuerungsbedarfs. Ein gewaltiger englischer Kochherd dient zur Bereitung der Speisen, zwei Kessel von bedeutenden Dimensionen zum Kochen der erforderlichen Suppen und des unentbehrlichsten aller Gemüse, der Kartoffeln, die bei keinem Mittagsmahle auf dem Tische des Norddeutschen, ganz besonders aber der Seeanwohner, fehlen dürfen. Badezimmer sind ebenfalls vorhanden. Das ganze gewaltige Gebäude wird von Unten

Digitized by Google

bis Oben hinauf mittelst Wasserheizung erwärmt, wozu sieben sogenannte Bakon'sche Oefen im Souterrain verwendet werden.

An den östlich gelegenen Flügel schließt sich ein nur zwei Stockwerke hoher kleinerer Eckflügel an, welcher von dem eigentlichen Seemannshause durch einen kleinen Zwischenraum geschieden wird und einen besondern Eingang hat. Es ist das Hospital des Seemannshauses. Die Zimmer zur Aufnahme der Kranken sind sehr wohnlich und comfortabel eingerichtet und jede Etage hat ein eigenes Badezimmer.

Bedenkt man, daß die Zahl der Seeschiffe, einschließlich der Dampfschiffe, am Schlusse des Jahres 1862 auf 506 gestiegen war, daß jeder der fünf großen Oceandampfer „Hammonia", „Borussia", „Bavaria", „Saxonia" und „Teutonia", welche zusammen in regelmäßigen Fahrten den Verkehr mit New-York vermitteln und zugleich als Postschiffe zwischen den Vereinigten Staaten, England und Deutschland dienen, eine Bemannung von hundert Personen hat; daß ferner die Zahl der jährlich in Hamburg ankommenden Seeschiffe zwischen fünf- und sechstausend beträgt, und daß die Mannschaft aller dieser Schiffe zusammengenommen eine Seelenzahl von nahezu 50,000 Köpfen repräsentirt: so wird man zugeben müssen, daß die Errichtung einer Anstalt, wie sie jetzt in dem Seemannshause vorhanden ist, ein nothwendiges Bedürfniß für Hamburg war und für ungezählte Tausende eine Wohlthat werden kann.

Ernst Willkomm.

Tegernsee in den bayerischen Alpen.

Wenn wir wie hier ein liebenswürdiges Naturgemälde mit all seinen traulichen Reizen der Wald- und Bergesfrische und mit dem lachenden Spiegel eines Alpensee's vor uns erblicken, so möchten wir leicht glauben, daß der gebildete Menschensinn stets so viel Lust und Freude wie heutigen Tages an einer schönen Gegend empfand. Doch diese Annahme würde ein Irrthum sein, — eine Thatsache, die manche Leser befremden mag.

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google



TEGERNSEE.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Viele antike Völker, zumeist die Griechen und Römer, waren nicht ohne Geschmack für die Zauber der Natur. Fehlte ihnen auch noch die Kunst der Landschaftsmalerei, so beweist doch die räumliche Wahl für die Gründung ihrer Städte und manche Schilderung ihrer Dichter ein offenes Auge für Berg und Flur.

Doch es gab andere Zeiten, verschiedene Perioden des Mittelalters, in denen die Menschen mit Gleichgültigkeit die imposantesten landschaftlichen Schöpfungen betrachteten. Ja Alles, was das freie, blühende Walten der Natur verkündigte, wurde von der Anschauung ihres streng in sich gekehrten christlichen Geistes wie ein feindlicher Dämon angesehen. In Gebirgsgebieten, die wir jetzt mit Entzücken durchwandeln, klagte man nur über Beschwerden und Unfruchtbarkeit des Bodens; ein herabbrausender Wasserfall, den wir heut mit Staunen genießen, alterirte die Gemüther als eine unütze wüste Spielerei und die herrlichsten Wälder waren ihnen nur ein Deckmantel für heimtückische Sümpfe und versteckte Räuberhorden. Ein alter Chronist stößt folgende humoristische Seufzer aus, die wir in etwas verständlicherem Deutsch wieder geben wollen. „Es ist eitel Spott und Hohn für ein ordentlich Mann, so ihn das Schicksal lasset in ein gebirgisch Land gerathen. Er muß steigen wie ein gemein Maulthier, kann net um sich schau'n, wie er möcht', denn überall stieren die Felsen ihn an wie der höllische Trotz und wenn er sich fürchtet und fanget an, ein fromm Liedlein zu singen, so replicirt ihm das Echo, ist aber die höhnische Stimme von Belzebub."

Diese Anschauungen haben sich in ihr Gegentheil verändert. Dem Bewohner des Flachlandes sind Felsen der pikanteste Anblick, nichts thut er lieber, als sich mit der coquetten schalkhaften Göttin des Echo's zu necken und er beneidet recht herzlich jedes steigende Maulthier, welches im „Nebel seinen Weg sucht".

Wir sind aber erst durch viele Wandlungen zu unserm jetzigen aufgeweckten Geschmack für die poetische und malerische Anmuth in der Natur gekommen. Eine Zeitlang (im 15. Jahrhundert) hatte man eine manierirte Vorliebe für ganz enge, schroffe, pittoreske Gegenden. Die damaligen Modebäder und Lustschlösser mußten wo möglich zwischen spitzen Bergen eingeklemmt liegen und die Maler umschlossen ihre Städte und Burgen mit einer blauen zackigen Felsenwand, die selbst für Gemsen und Steinböcke peinlich war. Dann fand man plötzlich wieder den Inbegriff aller Schönheit in einer flachen Ebene mit Lämmerweiden und Schlehdornhecken, hinter welchen die Herren und Damen in Schäfer und Schäferinnen verkleidet Pfänderspiele aufführen konnten. Versailles und andere Lustschlösser boten dem 17. und 18. Jahrhundert ein solches Terrain im höchsten Style dar.

Aber diese Verirrungen des Naturgeschmackes, welche mit anderen Bizarrerien des Salonlebens, der Kleidertrachten und der gesellschaft-

Digitized by Google

lichen Vergnügungen Hand in Hand gingen, wichen allmälig einem gesunden Sinn.

Ein edlerer Aufschwung in der Poesie, besonders in der englischen und in der unserer deutschen Klassiker erweckte ihn zunächst; Goethe, Schiller, Voß, Geßner, Bodmer, Kleist wiesen mit geläuterter Erkenntniß das Auge der Menschheit auf die ewigen Reize der Natur hin. Die mehr und mehr aufblühende Landschaftsmalerei erschloß den Blicken tiefer und tiefer tausend Herrlichkeiten von nah und fern und so ist allmälig das Verständniß des Schönen in der Natur bei uns Deutschen, und bei anderen europäischen Kulturvölkern auf ähnliche Weise zum Allgemeingut geworden.

Es gibt in Gründen und Hügeln, in Thalschluchten und Bergeshäuptern kaum noch eine Anmuth, eine Merkwürdigkeit, an welchen der moderne Mensch ohne Empfindung vorüberginge. Er hat sich ein Urtheil für alle Gattungen der Landschaft geschult.

Es ist dem Jetztlebenden aber auch zum Bedürfniß geworden, sich hier und da eine freundliche lockende Stätte in der Natur auszusuchen, wo er sich eine Zeitlang vom Werktagsleben erquicken kann. Mit Recht! Unser Streben und Treiben im unerbittlichen Drange der Geschäfte ist heiß, anstrengend und ernst. Unsere Städte und besonders unsere großen Residenzen wachsen immer mehr; ihre Ausdehnung schneidet uns vom Genuß der Natur ab und bannt unsern Geist in den Dunstkreis des Zimmers, in den Staub des Marktplatzes. Er wird matt und erschöpft, und der Körper mit ihm.

Die friedliche Idylle der Natur mit ihren spielenden Lichtern und trunkenen Schatten, mit ihrem labenden Morgen- und Abendhauch, mit ihren frischen Wasserwogen und aromatischen Pflanzendüften bietet das einzige neubelebende Bad für Leib und Seele dar. Die landschaftliche Schönheit ist jedem Manne, jedem Weibe von Geist und Herz ein irdisches Evangelium, eine Freudenbotschaft, worin sich die Offenbarung der Vollkommenheit erhebend und liebevoll verkündigt.

Wer kann sich daher wundern, wenn die Landschaftsmalerei, ja wenn alle landschaftlichen Darstellungsarten durch den Griffel der Kunst immer zahlreichere Freunde finden und ein immer lebhafteres Bedürfniß werden? Lernen wir doch nur durch sie — Städte und Architekturen als große Staffagen der Landschaft mit eingerechnet — die Physiognomie unserer Erde kennen. Und diese Physiognomie ist das Abbild ihres verschiedenen Charakters, der so mächtig auf das verschiedene Wesen von ihren Bewohnern, das heißt von uns selbst, einwirkt.

Und wer möchte endlich nach solcher Einsicht noch darüber spotten, daß Alle, die es irgend haben können, jährlich so gern einige Wochen oder Monate auf dem Lande, wo möglich in den Bergen zubringen. Dies ist nicht zum Bedürfniß geworden, weil es eine Mode ist, sondern es ist zur

Digitized by Google

Mode geworden, weil es ein Bedürfniß ist. Wie der Hirsch im trockenen Föhrenwald schon in biblischen Zeiten nach Wasser schrie, so verlangt die Seele in den übervölkerten, überkultivirten Städten nach Freiheit und Frische der Natur. Selbst der Nichtsthuer schließt sich diesem Bedürfniß an, hat er doch die schwerste Arbeit, sich täglich 24 Mußestunden zu ennuyiren.

Das Suchen der neuen Zeit nach schönen landschaftlichen Ruheplätzen hat besonders in den Alpen die meiste Befriedigung gefunden und dorthin geht der Zug der modernen Reiseausflüge mit reger Vorliebe.

Lange Zeit war nur die Schweiz das Haupteldorado der Touristen. Einige Plätze Tyrols schlossen sich zunächst an. Nach und nach hat man sich überall hin verbreitet, wo sich das Schöne mit dem Zweckmäßigen vereint.

Jetzt sind ganz besonders die bayerischen Alpen, wenn man so sagen darf, ein Modeartikel geworden. Es gehört in der gebildeten Gesellschaft zum guten Ton, sie bereist zu haben oder wenigstens das Interessantere von denselben zu wissen. Die große Münchener Malerschule, so umsichtig als werkthätig, hat dafür gesorgt, daß die Darstellungen „aus dem bayerischen Hochlande" auf allen Kunstausstellungen heimisch geworden sind. In der That hat die Natur auch in jenen Gegenden Vieles zusammengedrängt, was zu den schönsten Eigenschaften des Alpencharakters gehört: hohe Bergspitzen bis zu 9000 Fuß; einige Gletscher; malerische Seen, imposante Felswände und endlich die stille Poesie der Sennenwirthschaft mit ihren Almenwiesen und traulichem Heerdengeläut finden sich hier in reicher Fülle vor. Das bayerische Gebirgsvolk liebt Sang und Tanz und einen heitern Lebensgenuß, weiß den sicher treffenden Stutzen beim Scheibenschießen und auf dem Wildstand zu führen, hält noch immer an einigen kleidsamen Ueberresten des alten Nationalkostümes fest und sein kecker Jodlerruf und Juchheschrei hallt, ein froher Lustgruß, eine frische Ermunterung für den müden Wanderer, in den sonnigen Thälern wieder.

So auferweckend und heiter-lebensmuthig sind auch Volk und Natur für den Reisenden bei Tegernsee.

Hier, wo mäßig hohe Voralpenberge von etwa 6000 Fuß dicht an der fruchtbaren altbayerischen Hochebene aufsteigen, zieht sich ein lieblicher blaugrüner Wasserspiegel von Norden nach Süden in diese Berge hinein. Ohne eine auffallend pittoreske Form und ohne beengende Schroffheit, umringen sie ihn mit der seltensten Ueppigkeit einer lachenden Wald- und Wiesenvegetation. Jeder vorspringende Hügelrücken der Berge ist parkartig bewachsen, wobei das verschieden wechselnde Grün der Tannen und Buchen, der Lärchen- und Ahornbäume dem trunkenen Auge angenehm schmeichelt. Um das hellleuchtende Schloß von Tegernsee mit seinen spitzen Thürmen gruppiren sich in malerischer Anmuth die freundlichen, gartengeschmückten Landhäuser, fast alle zur Aufnahme fremder Sommergäste

Digitized by Google

eingerichtet. Einzelne schöne Villen ziehen sich zwischen Busch und Baum an den westlichen Abhängen der Berge in die Höhe, während drunten am Seeufer eine weitläufige Häuserverbindung, zwischen maigrünen Matten, Hecken und Obstbäumen die Oertchen Rottach und Egern am Tegernsee anreihen. Auch hier sind dem geselligen Treiben des Fremdenverkehrs alle Wohnungen geöffnet.

Der Geschmack des weltreisenden Fremden hat nach und nach richtig herausgefunden, daß hier ein kleines Paradies gemüthlicher Ländlichkeit die Seele täglich erquickt und neu fesselt, ohne sie durch gewaltige, kühn überraschende Eindrücke abzustumpfen. Ansprechende Badeanstalten erquicken den Körper in den Fluthen des freien Naturbassins, welches nie zu kalt ist, da es nicht von Gletscherwasser gespeist wird. Seine friedlichen Wellen sind den unterhaltenden Kahnfahrten günstig und viele bequeme Schiffchen, nach englischem Muster erbaut, werden selbst von den schönen Händen der Damen hin- und hergerudert. So sehen wir hier Engländer, Amerikaner und Deutsche, besonders Norddeutsche, die heiteren Mußestunden des Sommers verdehnen und selbst der reiche, aber keineswegs auf Reisen spendable Britte freut sich des billigen, wenn auch einfachen Lebenscomforts, der hier noch das irdische Dasein viel mehr als in der kostspieligen Schweiz erleichtert. Man fährt quer über den See hinüber, um empor zu steigen zu dem schönen Plateau eines kleinen idyllischen Hochthales und dort beim „Bauer in der Au" sich an Kaffee, Honig und Bier zu erquicken. Oder man rudert den ganzen Wasserspiegel hinunter und bringt den Nachmittag in „Kaltenbrunn", einem Gute des Prinzen Karl, zu, wo sich gastliche Einkehr mit dem Anblick des schönsten Seepanorama's verbinden. Wer aber das Wasser oder überhaupt eine weitere Tour meiden will, der steigt hinauf zum „Paraplui" oder zum „Westernhof" und wartet, bis die Abendsonne ihre orangengelbe Beleuchtung und endlich ihren violett-rothen Duftschleier dämmernd über die hold gruppirten Berge wirft.

An trefflichen Fahrstraßen und schön geführten Spazierwegen mit Holztreppen, Geländern und trockenem Kiessand, der auch auf die weiche Papiersohle eines Damenschuhes zarte Rücksicht nimmt, kann nur Interlaken in der Schweiz mit Tegernsee wetteifern. Es ist die kostspielige Aufmerksamkeit des Prinzen Karl von Bayern, des hiesigen Schloßbesitzers und beiläufig bemerkt eines Wohlthäters der Armen, welcher hier durch solche Spaziergänge und öffentliche Einrichtungen einen bequemen Park im Großen gebildet hat.

Schon im Jahre 736 stifteten hier beim heutigen Orte Tegernsee die Benediktinermönche eine Abtei. Undurchdringlicher Urwald umlagerte damals die Stätte des Friedens, die zugleich einen Sammelplatz der Bildung bot, denn in jenen Tagen waren die Klöster nicht wie heute ein Lichtdämpfer, sondern eine Beförderung der Intelligenz. Die Mönche

Digitized by Google

waren Pioniere der Aufklärung und Ordnung, welche kultivirend in die wilde Natur eindrang. Deshalb machte es sich auch nöthig, wie hier, diese Gräben und feste Mauern um die Abteien zu ziehen, denn Wolf und Bär umschlichen gar unfreundlich den Klostergarten, und räuberische, oft sogar noch heidnische Horden zogen zu feindlichen Ueberfällen heran. Der Schutz des Landesherrn und Fürsten befand sich oft in weiter Ferne, und so hatte die Geistlichkeit die Pflicht, sich selbst durch ein sicheres Bollwerk zu hüten. Freilich wurde diese Pflicht auch ein unheilvoller Keim, woraus später eine weltliche Macht der Geistlichkeit willkürlich hervorschoß. Statt der demüthigen Priester im Kirchengewande ritten geharnischte Bischöfe und Pröbste zu Jagd- und Kriegsthaten, zu Lust- und Trinkgelagen in vielen deutschen Gauen aus. . . .

Das Benediktinerstift Tegernsee wurde 1804 aufgehoben; die stattlichen Schloßgebäude stammen aus dem vorigen Jahrhundert. Sie umfassen unter Anderm, was sich in Bayern für Seele und Leib schwer entbehren läßt, eine ehrwürdige Kirche und eine preiswürdige Bierbrauerei.

Wer den reizenden architektonischen Aufbau dieses Seebadeortes für gesunde heitere Menschen aus der Vogelperspektive überblicken will, sieht sich nach einem Alpenstock und einem Führer um und erklimmt binnen drei Stunden entweder im Osten den Hirschberg oder im Süden den Wallberg. Mit den weißen Schneefirnen blitzend auf dem blauen Hintergrund des Aethers umschließt die mächtige tyroler Tauernkette mit dem Großvenediger, ferner der Höhenzug bei Innspruk und das Karawendel- und Wettersteingebirge nach den Bergen zu seinen Horizont; während im Norden der schwindelnde Blick über die blaue bayerische Ebene dahinschwebt. Unten zu Füßen die friedlich umbuchtete Seefluth mit ihrem lockenden Häuseranbau, — in Wahrheit ein Gemälde, welches sich der Seele mit den schönsten Farben und Linien froher Erinnerungen einprägt!

Aber eben so überraschend und ansprechend, wie diese charakteristischen Züge in der Natur, sind auch hier einige pikante Episoden aus dem Volksleben. Der Reisende aus dem Flachlande wird von der Neuheit derselben besonders gefesselt. Sie klingen ihm noch lange im Ohr nach, denn Lust und Heiterkeit, noch so keck und ausgelassen, bleiben immer eine gar angenehme Reminiscenz in diesem ernsten Leben.

In jedem Mitsommer ein Mal rüsten sich die Besucher Tegernsee's für den Ausflug zu einem Volksfeste, welches in der Falep, im Thale der Kaiserklause, einige Stunden südwestlich mit origineller Ausgelassenheit gefeiert wird. Jeder sucht ein Fuhrwerk zu erringen und es kann nicht schaden, wenn ein paar Laternen daran befestigt sind, nicht etwa um wie Diogenes dabei Menschen zu suchen, wo an solchem Tage blos Leute sind, sondern um bei der Nacht den Rückweg zu finden, denn die Stätte der Freude bietet keinen Raum zur Herberge.

Digitized by Google

Romantisch im grünen Walde liegt die alte Försterei, in der zugleich Speise und Trank verabreicht wird. Von allen Seiten strömen nicht blos Fußgänger, Reiter und Equipagen, sondern auch die munteren Schaaren des geputzten Landvolks herzu, in ihren Sonntagsstaat gekleidet und ein lachendes Sträußl am spitzen Alpenhut. Denn hier halten die Arbeiter des Waldes, die Aufseher, Wildhüter und besonders die Holzfäller und Flößer ihr jauchzendes Tanzfest.

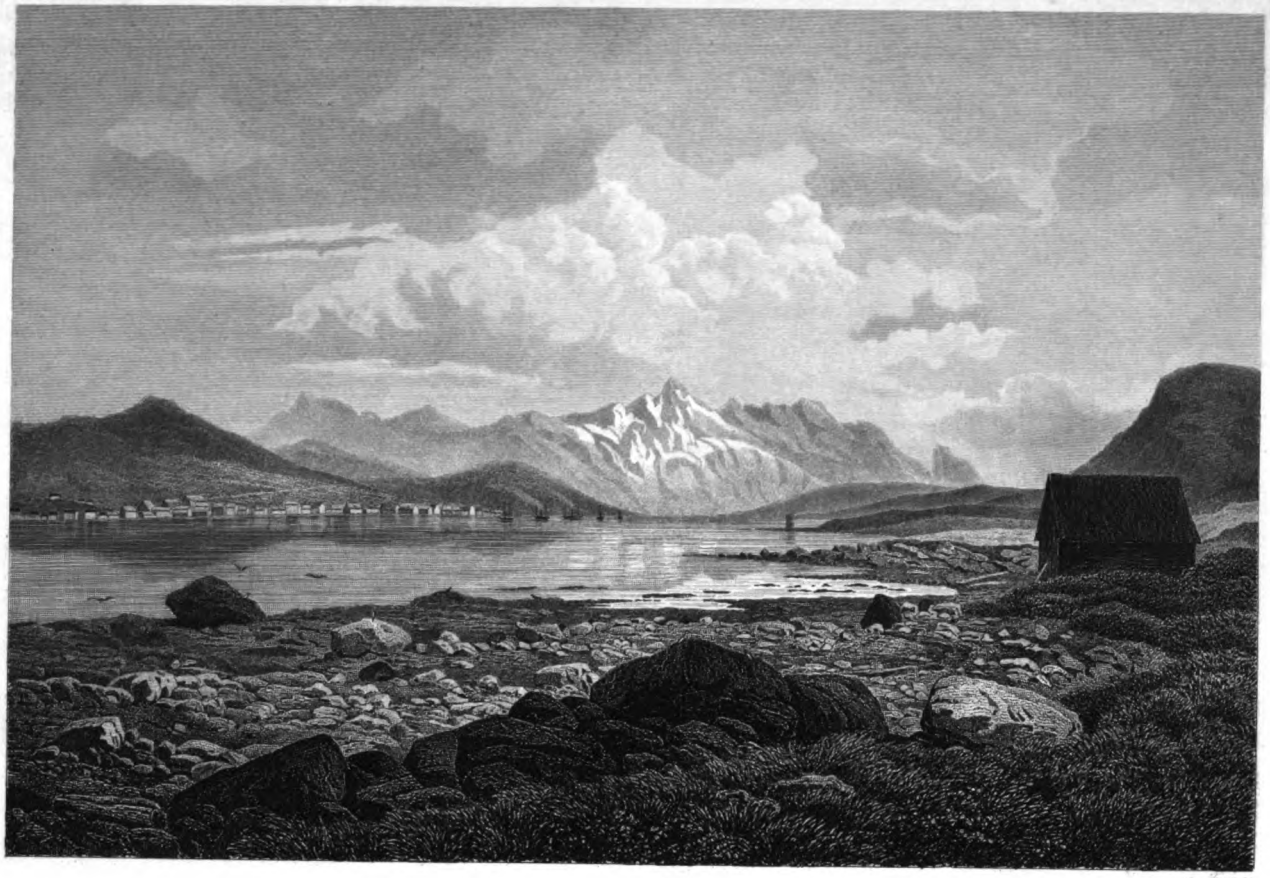
Treten wir heran an den grünen tannengeschmückten Tanzplatz! Es erklingt eine heitere Musik, die durch die kühne Ausgelassenheit des Alpenbewohners, durch jenen begehrlichen Takt des hitzigen enragirten Temperamentes wieder gut zu machen sucht, was sie in unreinen Tönen sündigt. Bursche und Mädchen drängen sich begierig heran und es wird sich für den Städter belohnen, besonders für die schaulustigen Damen, ihre Füße in Acht zu nehmen, denn wo diese hochgewachsenen schwergliedrigen Waldbewohner bei ihrem gesunden Gang mit ihrem Holzschuh hintreten, da wächst nicht nur langsam wieder ein neues Gras, sondern noch viel langsamer eine neue Haut. Immer lebhafter befeuert sich die Musik und jeder „Bua" sucht mit seinem „Diandl" den gedrängt vollen Tanzplatz zu erreichen und man sieht es vielen frohen Mädchengesichtern an, daß gar manche Maid eine Braut ist, oder wenigstens diesem Ziel heute näher zu sein wähnt, denn je. Laute Alpenrufe und Jodler der Lust werden ausgestoßen, und ab und zu die Tänzerinnen keck geschwenkt, hoch empor gehoben und dann wieder mit Hülfe ihres natürlichen Gewichtes stampfend zu Boden gesenkt. Von Zeit zu Zeit trennt sich ein naturalistischer Bravourtänzer von seiner Tänzerin und während sie sich walzend allein vor ihm herdreht, eilt er ihr in kurzen Sprüngen nach, stößt mit dem Hacken dröhnend auf den Boden und schlägt auf seinen Knieen den Takt dazu, wobei er in demselben Rhythmus wie ein Besessener mit dem Kopfe wackelt und manchen jauchzenden Schrei der Lust hören läßt. Endlich aber schlägt er den Takt noch auf eine andere Weise, indem er rückwärts mit der flachen Hand die Sohle seines Fußes klatschend zu treffen weiß. Sind Hände und Füße von diesem Knalleffekt ermüdet, so ergreift er seine Tänzerin wieder, um in wenigen Minuten diesen Uebermuth auf's Neue zu wiederholen.

Dieser Nationaltanz ist das berühmte bayerische „Schuhplatteln". Er konsumirt viel Kräfte, viel Lunge, viel Staub und vor allen Dingen sehr viel Bier. Letzteres aber stärkt diesen Tanz so, daß er noch unter'm Sternenhimmel der Nacht fortzudauern vermag.

Aber wir lassen ihn gewähren und sehen es ohne Eifersucht, wenn sich einzelne Paare im Walde zerstreuen. Noch einmal erfreuen wir uns an den malerischen lebensmuthigen Gruppen. Auch die Jünger vom Waidwerk sind zahlreich vertreten und jene feste Gestalt dort mit den blitzenden Falkenaugen ist der vielgenannte Revierförster Krempelhuber aus

Digitized by Google

Digitized by Google



TROMSOE

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

Tegernsee, der Mann der Freikugeln, welcher sich von dem Frankfurter Schützenfest so manchen der ersten Preise heimgeholt hat. Ein Lebehoch der deutschen Mannheit und dem deutschen ferntreffenden Stutzen in Nord und Süd!

Und so stecken wir die vorher erwähnten Laternen an, und fahren nach Tegernsee zurück, um uns in stiller Nacht nach dem lauten Tage zu erquicken.

Otto Banck.

Tromsö in Lappland.

Dem Südländer wird es schwer, zu glauben, daß hier oben, innerhalb des Polarkreises, in geringer Entfernung von dem nördlichsten Punkte der Erde, sich noch Menschen finden, welche mit aller Macht der Heimathsliebe an ihrer so öden Scholle kleben, welche mit Lust jene nördlichen Breiten ihre Heimath nennen. Zu seiner noch größeren Verwunderung findet er aber, daß diese Leute nicht blos Normannen sind, welche unter jener Zone geboren und groß geworden, sondern zum Theil Leute, die in dem schönen Süden Skandinaviens, ja die in England, in unserm blühenden Deutschland ihre Kindheit verlebten. Und noch merkwürdiger: nicht blos Männer befinden sich dort oben wohl und glücklich, auch Frauen gewöhnen sich ein und finden dort eine zweite Heimath. Wir können uns recht wohl denken, daß der Gewinn, der in jenen Gegenden leicht zu erlangen ist und in den meisten Fällen den Südländer an jene nordischen Gestade treibt, Viele ein so ungewohntes Leben ohne Murren ertragen läßt; wir wissen aber auch, daß Viele von Denen, die erst des Geldes wegen dahin gingen, später durch die Reize der Natur, sowie durch die Eigenthümlichkeit des Lebens im hohen Norden festgehalten wurden.

Die hochnordischen Städte selbst sind wohl schwerlich geeignet, den Menschen mit festen Banden an sich zu fesseln; denn gerade das, wodurch sie sich von den südlicher gelegenen unterscheiden, ist nicht danach angethan, Geist und Gemüth zu erfreuen. Die verwöhnte Nase einer Landratte will

Digitized by Google

sich gar nicht wohl fühlen an einem Orte, dessen Atmosphäre mit den widerwärtigsten Düften aller Art geschwängert ist; dem Südländer will es nicht recht behagen, daß er bei jedem Schritt von einem ewigen Fischgestank zu leiden hat, daß er im Sommer aller Orten große Fässer brodeln sieht, in denen die Leber der gefangenen Fische fault, Gerüche verbreitend, die sich schon fast auf eine Viertelmeile fühlbar machen können: ihm will mit einem Worte das ganze Getreibe, welches sich um nichts Anderes dreht, als um Fischfang und Fischhandel, nicht gefallen; und so gemüthlich und hübsch die hölzernen Häuser auch eingerichtet sind, so vortrefflich man versteht, Behaglichkeit im Innern des Hauses zu erzielen und der Strenge des Winters und seiner langen Nacht durch behäbig eingerichtete Wohnungen entgegen zu treten: er wird doch nicht daran glauben, daß er dort oben jemals eingewöhnen, jemals sich zufrieden fühlen könne.

Dem Reisenden, welcher im Sommer die größeren Wohnsitze in Lappland nur flüchtig berührt, ist gewöhnlich das ganze Herz voll von all der Pracht der Fjorde, von den Felswänden mit ihren Gletschern und den rauschenden Wasserfällen, und von den Sonnenstunden in stiller Mitternacht, kurz, von der ganzen Sommerherrlichkeit da oben; er vergißt darüber fast die Leiden, welche der Sommer mit sich bringt; aber schwer will er glauben, daß auch der Winter Freuden bieten könne. Und doch ist gerade der Winter für die dort Eingebürgerten die hohe Zeit des Jahres. Unserer Vorstellung wird es freilich schwer, sich in das eigenthümliche hochnordische Leben hinein zu denken, wenn der Winter einzieht und die Alles ausgleichende Schneedecke Verkehrsstraßen öffnet, welche früher nicht betreten werden konnten; wenn das schnelle Rennthier den leichten Schlitten bis tief in das Innere des merkwürdigen Landes bringen kann; wenn alle Küsten sich beleben von den im Binnenlande zerstreut lebenden Bewohnern; wenn die Fischerbarken alle Fjorde, Buchten und Sunde erfüllen; wenn die Lappen herniederkommen zum Meeresstrand und hier das eigenthümliche, nomadische Leben mitten unter ein Volk von hoher Bildung bringen; wenn der Wölfe hungrige Schaar die einzelnen Gehöfte umheult und das Nordlicht knisternd seine Strahlenbündel zum Himmel schießt, die düstere, lange Nacht erhellend und die fehlende Sonne wenigstens gewissermaßen ersetzend. Und wenn wir uns noch so hübsch, mit noch so glühenden Farben die Jagd und ihre Freuden ausmalen; wenn wir im Geiste dem muthigen Normann folgen, welcher mit dem ersten Schnee sich anschickt, dem Meister Petz nachzuspüren oder die Wölfe einzukreisen; wenn wir im Geiste den raschen Skyläufern folgen, wie sie dahingleiten über die trügerische Schneedecke, die so gleichmäßig aussieht und doch ganze Schluchten überdeckt; wenn wir uns die ganze große Winterherrlichkeit noch so schön denken: wir sind nicht im Stande, uns alle ihre Freuden und alle ihre Schrecken auszumalen; wir sind nicht fähig, zu begreifen, daß gerade dieser Winter ein Mannesherz mit vollster Seele erfassen und

Digitized by Google

ihm so recht ein Hochgefühl der Freude erwecken kann — eine Freude darüber, daß der Mensch dennoch der Strenge des Klima's Trotz bieten, daß er die Natur, ungeachtet ihrer Furchtbarkeit, auch hier beherrschen kann. Solche Gefühle mögen, nein, sie müssen es sein, welche die Leute in Lappland festhalten, auch nachdem sie Das erlangt haben, wonach sie strebten, auch nachdem sie reich geworden sind. Uns sind viele reiche, sehr reiche Normannen bekannt, die in Ueberfluß leben könnten in jeder Stadt des Südens ihres schönen Landes, und die doch niemals diesen schönen Süden mit ihrem Norden vertauschen mögen. So schlimm also, wie wir es uns denken, kann es im hohen Norden nicht sein, selbst wenn das Haus, das Dörfchen oder die Stadt schon tief innerhalb des Polarkreises liegen sollten.

Unsere Abbildung zeigt uns die Hauptstadt Finnmarkens, wie die Norweger den ihnen zugehörigen Theil von Lappland nennen. Tromsö liegt beinahe unter dem 70. Grade nördlicher Breite. Nur drei Städte Norwegens, ja der ganzen Erde, liegen noch um ein Unbedeutendes nördlicher als sie: Vadsö, Vardehus und Hammerfest; Tromsö ist neueren Ursprungs, es wurde erst Ende des vorigen Jahrhunderts gegründet. Seinen Namen erhielt es von der Insel, auf welcher es liegt. Dieses Eiland hatte, schon ehe man daran dachte, hier eine größere Stadt anzulegen, eine gewisse Berühmtheit. König Hakons Sohn errichtete um 1240 da oben, in der blos dann und wann von einigen nomadisirenden Lappen besuchten Gegend, eine Kirche zum Gebrauche einiger Bjarmen oder Anwohner der untern Dwina, welche, vor den Mongolen geflüchtet, nun in Norwegen eine freundliche Aufnahme und neue Heimath gefunden und das Christenthum angenommen hatten. Diese Kirche mag die Ursache gewesen sein, daß man gerade hier eine Stadt anlegte; denn es hält an der ganzen Westküste Norwegens nicht eben schwer, einen günstigen Platz zur Anlage eines neuen Wohnsitzes zu finden, und so hätte man wohl auch eine andere Stelle wählen können, als gerade die Insel Tromsö, welche durch einen ziemlich seichten, die Schifffahrt etwas behindernden Meeresarm vom Festlande getrennt ist. Dagegen ist in anderer Hinsicht die Lage eine vorzügliche. Tromsö, die Insel nämlich, liegt zwischen der großen Wallfischinsel oder Hvalö und dem Festlande. Hvalö hält zunächst den Anprall der aus dem Eismeere hereintosenden Wogen auf und gewährt den zwischen ihr und dem Festlande sich erhebenden Eilanden ruhige und stille Küsten und somit auch Tromsö einen sichern, wenig von Stürmen oder hohem Wellenschlag beunruhigten Hafen. Allen diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß Tromsö sich in der kurzen Zeit von 60 Jahren nicht blos zur Hauptstadt Finnmarkens erhoben, sondern auch die entschieden wichtigste Handelsstadt ganz Lapplands wurde. Gegenwärtig mag der Ort wohl 4—5000 Einwohner zählen, größtentheils Normannen und nur zum kleineren Theil Finnen, oder, wie wir zu sagen pflegen, Lappen. Nach unsern Begriffen

Digitized by Google

würde Tromsö freilich ein recht erbärmliches Städtchen sein, nach den Verhältnissen Lapplands aber ist es eine Hauptstadt in jeder Hinsicht. Hier wohnt der Amtmann oder Statthalter der Provinz; hier ist der Sitz der höchsten Behörde; hier lebt der Bischof; hier findet man die Konsuln fast aller seefahrenden Völker; hier haben sich sehr viele und wirklich reiche Kaufleute angesiedelt. Jetzt hat die Stadt sogar ein recht gutes Gymnasium und eine besonders für Lappen eingerichtete Schule, in welcher vornehmlich Lehrer erzogen werden, welche später Bildung und Gesittung unter ihre Landsleute verbreiten sollen.

Tromsö zieht sich auf der Westseite der Insel ungefähr 20 Minuten weit an der Meeresküste dahin und wird seiner ganzen Länge nach von einer freundlichen geraden Straße durchschnitten, die zu beiden Seiten saubere Holzhäuser zeigt. In der nächsten Nähe des Meeres wohnen die Kaufleute, und ihre Waarenhäuser schieben sich weit hinaus in das Meer, auf Pfählen ruhend, wie es in Norwegen üblich. So können schon ziemlich große Schiffe unmittelbar bis zu jenen Vorrathshäusern herankommen und ihre Ladungen dort mit Leichtigkeit löschen oder neue einnehmen.

Es ist anziehend und belehrend zugleich, diese Vorrathshäuser zu besuchen. Man lernt da mit einem Male alle Erzeugnisse des Nordens kennen. In dem einen Raum liegen Tausende von Rennthierdecken oder Rennthierfellen übereinander geschichtet. Ein anderer Raum ist erfüllt mit den Geweihen jener merkwürdigen Heerdenthiere Lapplands. Den ganzen untern Theil nehmen die hoch übereinander gestapelten Thranfässer ein, und die höheren Stockwerke sind angefüllt mit den im Winter gefangenen und im Sommer gedörrten Fischen, welche der Abfahrt harren. Wenn man einen solchen Fischsaal betritt, glaubt man in einen Holzstall zu kommen; denn genau so, wie bei uns die Reisigbündel übereinander geschichtet werden, liegen hier die halben Leiber des Dorsches ellenhoch übereinander, je 30 bis 50 etwa auf einen Ballen gebunden. Größere Stücke und schwerere Päcke, die man wohl auch darunter findet, rühren nicht vom Dorsch, sondern von einem Haifisch her, welcher in Lappland zu gewissen Zeiten gefangen und gern genossen wird, in derselben Weise sogar, wie der Schweizer seinen Käse genießt, ohne weitere Zuthat, so zu sagen an der Stelle des Brodes. Die Nase wird natürlich nicht erbaut, wenn man durch jene Räume geht; denn der Stockfischgeruch ist hier nicht zum Aushalten, und die Thranfässer duften noch gerade fühlbar genug von unten herauf. Ein besonderer Theil der Niederlage ist noch den europäischen Erzeugnissen gewidmet, welche der Kaufmann als Tauschmittel haben muß. Wenn man dieses Lager mustert, wird man vielfach an die Beschreibungen erinnert, welche uns von den Kaufläden im äußersten Westen Amerika's gegeben werden. Hier ist Alles zu finden, was der gebildete, halbgebildete und nomadisirende Mensch braucht, von der Klei-

Digitized by Google

dung an bis zu den Bedürfnissen des Hauses, von den Werkzeugen bis zu den Waffen und Luxusgegenständen. Fischergeräthe und Nähnadeln, Segeltuch und kölnisches Wasser, Stiefeln und Cigarren, Tuch und Kurzwaaren der allerverschiedensten Art, Stühle, Tische, Spiegel und Bilder, Stricke und Käse, Fernröhre und Gänse- oder Stahlfedern, Papier und Uhren, Fensterglas und Wein, eiserne Oefen und Gebetbücher, Alles, Alles ist da, steht noch viel bunter durcheinander, als wir es hier aufführten. Die ganze Niederlage ähnelt einer Rumpelkammer im großartigsten Styl, dem Trödelmarkt einer großen Stadt. Der Kaufmann muß Alles haben, was nur gefordert werden kann; denn die Theilung des Gewerbes ist hier oben noch nicht eingeführt.

Leider bleibt unter allen Umständen der Branntwein einer der wichtigsten Handelsgegenstände, welche fast jeder Kaufmann führt. Zur Schande des Normanns sei es gesagt, daß der Händler in Finnland mit diesem höllischen Getränk nicht minder großes Unheil anrichtet, als der Amerikaner unter den Indianern. In Tromsö macht sich die Branntweinbarbarei allerdings weniger bemerklich, als in andern hochnordischen Städten Finnmarkens; dort ist es aber auch so, daß man dem Ekel, welchen man empfinden muß, unmöglich Worte geben kann. Bei weitem der größte Theil der Fischer, welche ihr Gewerbe regelmäßig in Finnmarkens Sunden und Fjorden betreiben, gehören der mongolischen Race an, d. h. sind Lappen oder Finnen. Diese Leute verdienen oft viel Geld und haben dann nichts Eiligeres zu thun, als die größte Menge desselben in Branntwein umzusetzen. Vor den Krambuden der Kaufleute liegt beständig ein Haufen Fischer in allen Zuständen der Trunkenheit. Man sieht hier den stillen wie den rasenden, den stummen wie den geschwätzigen Säufer, das Laster in seiner abscheulichsten Gestalt; man beobachtet häuslich-tragische Auftritte der verschiedensten Art: Gattinnen, welche versuchen, ihren Gemahl von der Bude wegzuziehen, und andere, welche rüstig mit Theil nehmen an dessen Laster. Man bemerkt da die Hefe des Volkes, den gährenden Auswurf dieses Theiles der Menschheit so recht öffentlich zur Schau gestellt; aber immer fragt man sich schließlich, ob denn der Kaufmann, welcher den Weg zum Laster ebnete und öffnete, welcher seinen Reichthum dem Gelde der von ihm zu Grunde Gerichteten dankt, nicht noch eher ein Vieh genannt zu werden verdiene, als jene Säufer. Wir sahen mit Empörung an, wie einer dieser Herren Normannen die Trunkenen mit Füßen stieß und lappische Hunde oder Schweine schimpfte, und bemerkten mit wahrem Entsetzen, daß die beiden Töchter dieses wackern Herrn geschnörkelt und geputzt, pfauenstolz aus dem Hause traten und durch die Trunkenen hindurch in die Lasterhöhle gingen. Es erschien uns fast wie ein Hohn an der Menschheit, daß solche Frauenzimmer verächtlich auf das Laster schauen konnten, dem sie ihr üppiges Leben dankten; es kam uns in dem Augenblicke wirklich entsetzlich vor, hier Handel treiben

Digitized by Google

zu müssen. Vor der einen Bude hatten sich schon mehre Lappen geradezu zu Tode gesoffen, aber eben der Besitzer dieser Bude war ein reicher Mann geworden. Er hatte arm angefangen und bald eingesehen, daß am Branntweinschank „Etwas zu machen sei", — und er hatte auch wirklich Etwas gemacht; denn er hatte Hunderte zu Säufern und Lumpen gestempelt durch „sein Geschäft"! Die Regierung Norwegens hat von jeher sorgsam über das Wohl des Landes gewacht und alles Mögliche gethan, die Branntweinpest auszurotten; sie hat den Handel mit diesem Getränk unendlich erschwert: aber sie hat dabei freilich auf die Mithülfe ihrer gebildeteren und gesitteteren Unterthanen gerechnet. Und nicht umsonst! Viele Kaufleute erachten es unter ihrer Würde, sich mit jenem schmutzigen Geschäft zu befassen; Manche schenken dem Einzelnen nur so viel, als er braucht, um „sich den Magen zu erwärmen"; der edlere Theil des Handelsstandes bemüht sich reichlich, Gesittung und Bildung unter den Lappen zu verbreiten: aber freilich so brav sind nicht alle, welche Handel treiben. Und deshalb sieht noch heutigen Tages der Reisende in allen Städten Lapplands Nachtbilder, wie deren auch vor unsern Augen aufgeführt wurden.

Das öffentliche Leben in Tromsö bietet verhältnißmäßig sehr wenig. Jeder Normann geht ziemlich still seinen Geschäften nach. Das einzige Wirthshaus ist zu erbärmlich, als daß es zahlreiche Gäste herbeilocken könnte; Koncerte gibt es nicht, und Bälle werden nur in Privatwohnungen abgehalten. In kirchlicher Hinsicht geht es ebenfalls ziemlich still zu. Das traurige Muckerthum, dieser Hohn an der gesunden Vernunft und an dem frischen fröhlichen Geist des Menschen, hat sich leider auch in Tromsö verbreitet und des beschränkteren Theiles der Lappländer so vollständig sich bemächtigt, daß die Gebildeten, die überhaupt das Pfaffengetreibe so viel als möglich meiden, sich mit Fug und Recht davon zurückziehen. Seit der erlangten Glaubensfreiheit haben sich auch die Katholiken, bezüglich die Jesuiten, angesiedelt und eine Kirche erbaut. Aber noch weit mehr Anhänger als sie haben die Mormonen gewonnen, trotz aller Schmähungen und Schimpfreden, die die Anhänger jener merkwürdigen Sekte auszuhalten haben. Von Tromsö aus gehen alljährlich Sendboten des Glaubens durch das ganze Land und bemühen sich redlich, jene störrischen Schafe auf die rechte Weide zu führen. Bezeichnend für die dortigen Zustände ist, daß sich der Glaubenseifer bereits zur Glaubensraserei gesteigert hat. Die Heiligen oder Stillen im Lande ermordeten vor einigen Jahren sämmtliche Ungläubige eines Dorfes, selbstverständlich in der guten Absicht, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. So viel ist sicher, daß sich unsere Wupperthaler und andere Mucker unter ihren eifrigen Glaubensbrüdern und Gesinnungsgenossen da oben sehr wohl fühlen würden! Doch dies nur beiläufig. Warum soll man die traurigen Verirrungen des zu

Digitized by Google

sundem Denken und Handeln berufenen menschlichen Geistes noch weiter folgen! —

Im Sommer leben die reicheren Bewohner Tromsö's in ihren Landusern. Mancher unserer Leser wird den Kopf schütteln, wenn wir beupten, daß es in Lappland Landhäuser gibt, und doch würden wir nen anderen Ausdruck finden können, um jener reizenden Sommerwohngen zu gedenken, die oberhalb Tromsö in einem allerliebsten Birkenlde gelegen sind. Noch vor ungefähr 20 Jahren war die ganze Insel t einem ungepflegten Birkenwalde bedeckt, in welchem die Mücken, wie erall, das große Wort führten. Hübsche Partien an dem westlichen hänge der Insel, gerade über der Stadt, bewogen einige der reicheren ufleute, sich dort Lusthäuser zu bauen, und so entstand eine Sommerhnung nach der andern. Grund und Boden ist billig in Lappland. Für nige hundert Thaler kann man ein Gut kaufen, größer als bei uns Rittergut, aber auf dem ganzen Gute findet sich vielleicht kaum Ein ker, welcher ohne besondere Schwierigkeiten in Wiese oder in Feld umvandelt werden kann. Die Kunst hat auch in Tromsö jene Anlagen chaffen, und man muß sagen, daß das Werk ein überaus dankbares gewesen

Denn die Anlagen von Tromsö sind nicht nur die schönsten, welche n in ganz Norwegen findet, sondern sie gehören zu den schönsten Anla überhaupt. Von den Erkern und Terrassen jener Landhäuser kann n gar prachtvolle Blicke thun auf das wild zerrissene Land gegenüber, t seinen schwarzen Schluchten, den Gletschern, die von allen Höhen herab chten, den Wildbächen, die sich über alle jene schwarzen Wände zur ese ziehen, den lichten Birkenwäldern und dem wogenden Meere draußen. an sieht auf Tromsö, welches von hier aus viel freundlicher und großiger erscheint, als von der Seeseite; man sieht das immer rege Leben Hafen vor sich, kurz, diese Landhäuser der in Lappland wohnenden nornnischen Kaufleute bieten trotz ihrer Lage unter dem 70. Grad nördber Breite gar Vieles, was jedem anderen Landhause zur größten Zier eichen würde.

Der Sommer zerstreut, der Winter vereinigt. Dies gilt auch für opland. Nur während der Tage des ewigen Sonnenscheins und der ücken werden die beschriebenen Landhäuser bewohnt, im Winter lebt die nze Bevölkerung unten in der Stadt, und namentlich die Kaufleute dürum diese Zeit ihre Geschäfte keinen Tag lang verlassen.

Es ist aber auch im Sommer nicht still um Tromsö. Der Hafen immer belebt. Von hier aus gehen alljährlich die kleinen stark gebauNordlandsjachten nach Spitzbergen, um die sorglos am Strande schladen Robben zu schlagen und den Eidergänsen, ohne Rücksicht auf ihr deihen, die weichen Dunen unter dem Leibe wegzunehmen. Während Winters haben sich jene Schiffe bei Tromsö mit dem Fischfange beäftigt; sowie aber der Frühling hereinbricht, denken sie daran, ihre

Digitized by Google

Jachten auszurüsten und stark zu bemannen, und in den ersten Tagen des Mai stechen sie in See und gehen nach den einsamen Inseln im Eismeer hinaus. Gewöhnlich kehren diese Leute erst im August oder September zurück, oft mit recht guter Beute, wenn auch jetzt die Eiderdunen bei weitem die Hauptsache ihrer Fracht ausmachen, während früher die Robbenfelle und der Thran alles Andere überwogen.

Tromsö ist gegenwärtig der Hauptort für den Eiderdunenhandel, welcher von ganz eigenthümlichen Verhältnissen beeinflußt wird und sehr wenig verbreitet ist. Doch auch so lange diese kleine Flotte abwesend ist, herrscht ziemlich reges Leben im Hafen. Vom Norden und vom Süden kommen Schiffe. Die nach Archangel segelnden Fahrzeuge versehen sich hier mit allerlei Vorräthen. Die von Archangel kommenden und nach Norwegen bestimmten Schiffe gehen selten weiter, als bis nach Tromsö. Alljährlich erscheinen Fahrzeuge „von Archangels Werft", welche Freiligrath schwerlich gesehen hatte, als er sein reizendes Gedicht „Die Schiffe" niederschrieb, Fahrzeuge, die noch an die kindischen Anfänge in der Schiffsbaukunst erinnern. Häßlich und ungestaltet sehen diese Tschunken aus, kein Mast steht in Ordnung, der eine beugt sich nach links, der andere nach rechts, das Segelwerk ist nach Mongolen Art, verschroben, verwirrt, verkehrt. Die Planken des Schiffes sind — buchstäblich — mit Bindfaden oder mit Riemen an die Rippen gebunden; das Steuerruder hängt in hölzernen Angeln oder höchstens in solchen von Riemen. Von äußerem Abputz ist gar keine Rede, sondern ein ungewisses Grau überzieht das Fahrzeug vom Kiele bis zum Wimpel, vom Bug bis zum Stern. Die Herren Schiffsführer und Matrosen passen natürlich vollständig zu jenen Fahrzeugen. Sie tragen wahre Urbilder von russischen Gesichtern zur Schau; sie zeigen uns den Tataren noch ohne jenen Firniß, welchen die Kultur, seitdem sie die ganze alte Welt beleckt, über jene asiatischen Gesichter gestrichen zu haben scheint; sie machen uns mit den Russen und russischem Getreibe derart vertraut, daß man glaubt, ein Zerrbild vor sich zu haben und gar nicht die helle, wahre Wirklichkeit. Diese Ungestalten von Fahrzeugen erscheinen regelmäßig im Sommer, gefüllt mit Mehlsäcken. Der Schiffer führt wohl auch etwas Geld, aber keineswegs zu viel davon bei sich. In den Häfen von Vadsö, Vardehus, Hammerfest und Tromsö werfen die Schiffe Anker, und nun beginnt ein reger, lebendiger Tauschverkehr. Gerade zur Zeit der Schifffahrt wird dem Sei, einem wohlschmeckenden Fisch, eifrig nachgestellt. Ganze Flotillen von Booten stechen in die See hinaus und kehren nach wenigen Stunden bis an den Rand gefüllt zurück. Am Strande angekommen, machen sich die Fischer sogleich darüber her, ihre Beute zu zerlegen. Mit unglaublicher Geschicklichkeit zertheilen, zerschneiden sie mittelst weniger Schnitte den ganzen Fisch, zerwirken ihn, reißen die Leber heraus, welche besonders verwerthet wird und mehr gilt, als der ganze Fisch, und werfen das

Digitized by Google

Digitized by Google



STEIN und KOBLENZ



Digitized by Google


Digitized by Google

Fleisch in ein nebenstehendes Boot. Sowie dieses gefüllt ist, rudern sie zu den Russen heran und bieten diesen ihren Fang zum Kauf oder Tausch gegen Mehl an. In den meisten Fällen wird auch etwas Geld mit dazu verlangt und gewährt; denn der Fischer will dem Kaufmann, welcher dem Branntweingeschäft vorsteht, auch etwas zu verdienen geben. Gewöhnlich tauscht man gegen das einfache Gewicht Mehl das achtfache Gewicht Fische ein, und beide Theile sind natürlich mit dem Handel zufrieden. Die Fische werden, wie sie kommen, ohne alle Zubereitung im Raume des Schiffs niedergelegt, mit Salz dick bestreut und fest eingetreten — dazu tragen wahrscheinlich alle die russischen Schiffer ihre gewaltigen, steifen Stiefeln. Appetitlich mögen diese Fische sein, wenn sie dann bis Archangel hin ordentlich gefault und gar geworden sind.

Im Winter werden die russischen Schiffe durch die norwegischen ersetzt, und dann sammelt sich auch hier das Volk der Fischer aus Nord und Süd: in jeder Bucht, in jedem Fjord wird dem Dorsch eifrig nachgestellt, und bald füllen sich alle Trockengestelle längs dem ganzen Ufer. Ein reges Leben herrscht dann in und um Tromsö. Die Lappen ziehen von den Bergen herab, um den Branntwein verheißenden Fischfang mit zu betreiben. Die Nomaden nahen sich mit ihren Rennthieren, deren Fleisch, Decke und Geweih jetzt am meisten werth sind. Die Rennthierzüge ordnen sich nach allen Theilen des innern Landes. Geschäftsreisende ziehen durch die schneeigen Wüsten bis nach Finnland hin, und überall gibt's Arbeit und Geld in Hülle und Fülle.

A. Brehm.

Stein und Krems.

Wenn der Rhein an den Mauern dieser Schwesterstädte flösse, würden sie in allen Reisehandbüchern gerühmt sein und Touristen und Sommerfrischesuchende würden zu ihnen wallen, wie nach Königswinter oder St. Goar. Wer aber verläuft sich an die Donau? Und doch welche deutsche Landschaft könnte einem heiterer in die Augen lachen, als dies kleine unbeachtete Fleckchen, welches in unserem Bildchen eingerahmt ist,

Digitized by Google

und von dem der Leser schwerlich mehr kennt, als daß das kremser Weiß daher kommt! —

Stein und Krems liegen sich einander gegenüber, im Lande unter der Ens, und sind von rührigen, verschiedene Fabrikationen treibenden und Wein und Flachs bauenden Bürgern bewohnt, die in ihrer Abgeschiedenheit sich der unbegehrten Herrlichkeiten ihrer Natur und der Früchte ihres Fleißes erfreuen, und sich wahrscheinlich wohler dabei befinden, als die an der Heerstraße wohnenden und auf jedmöglichen Verkehrsnutzen jagdmachenden Leute am Rhein und anderswo.

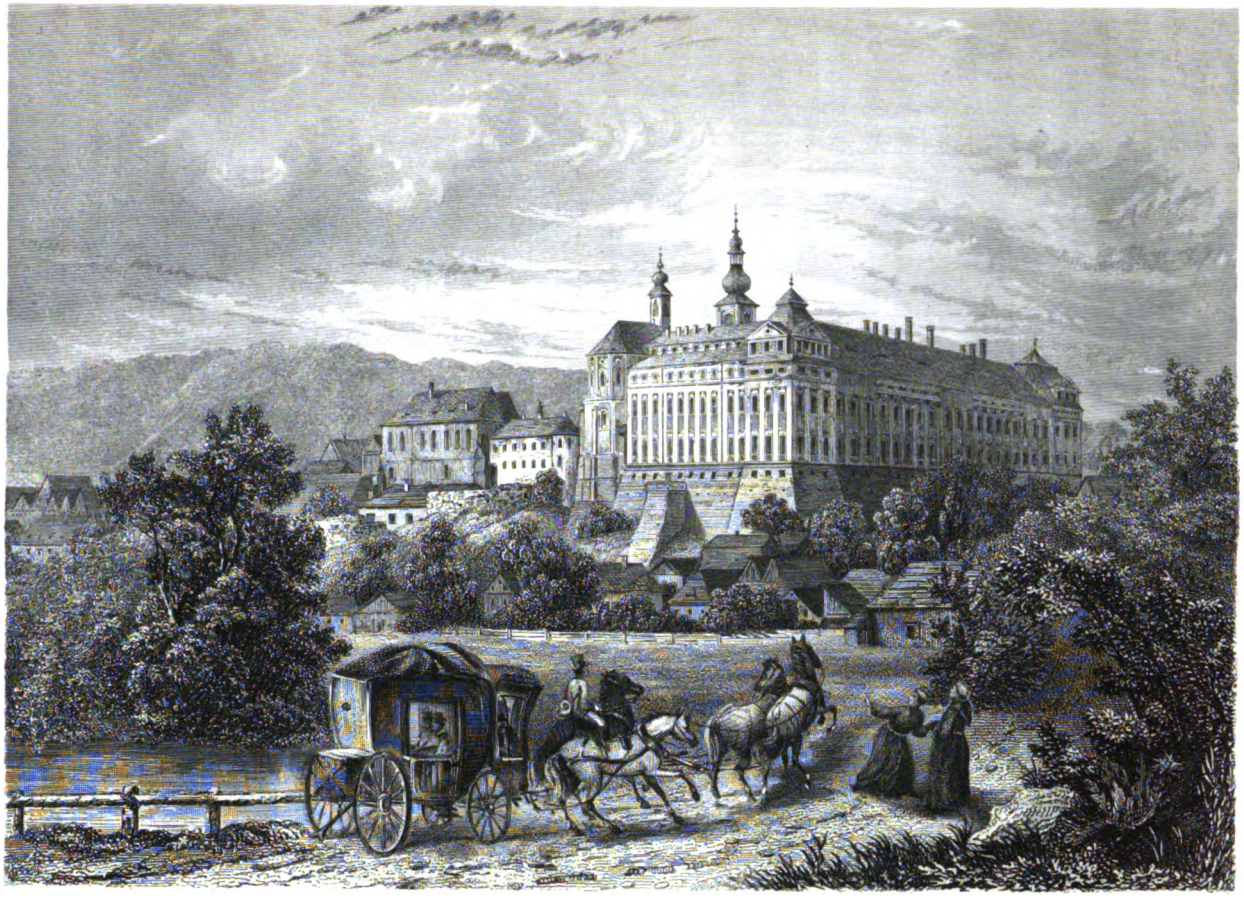
Braunau.

Da, wo das schöne Böhmenland seine nordöstlichste Spitze nach Schlesien hinein erstreckt, fast im Mittelpunkte der Sudeten, zwischen dem adersbacher Steinwald und Heuscheuergebirge auf der einen Seite und dem Eulengebirge auf der andern, durcheilt ein frischer, krystallreiner Gebirgsfluß, die Steina, in südöstlicher Richtung ein tiefes Thal, das an Anmuth und Fruchtbarkeit seines Gleichen sucht. So still und friedlich liegt es da zwischen den himmelhohen grotesken Felsenmassen, daß es den Wanderer gemahnt wie ein Idyll des ewigen Dichters, dessen Gedanken Welten sind. — Seltsamer, furchtbarer Widerspruch der Natur und des Menschentreibens! Dieses lachende, blühende, heiligen Gottesfrieden athmende Thal war gleichwohl die Wiege eines der entsetzlichsten Kriege, welche die Erde entweiht und die Menschheit geschändet und zerfleischt haben.

Wer kennt nicht den Namen Braunau! Im Buche der Weltgeschichte steht er mit blutiger Schrift geschrieben, als ein Denkmal finstern Glaubenseifers, als ein schreckliches Warnungszeichen, wohin es führt, wenn der Mensch sich anmaßt, seines Bruders Gedanken zu richten und sein Gewissen zu zwingen.

Fast in seiner Mitte, vier Meilen oberhalb seiner Mündung in das Thal der östlichen Neisse bei der preußischen Festung Glatz, erweitert sich

Digitized by Google



KLOSTER BRAUNAU
IN BÖHMEN

Digitized by Google

Digitized by Google

das Thal, gleichsam um der Sonne Raum zu geben, daß sie hier alle Pracht und Ueppigkeit entfalte, deren die Natur in diesem Himmelsstriche fähig ist. Solche Stätten liebte und suchte von jeher eine Frömmigkeit, welche es verdienstlich fand, fern vom Geräusche der Welt und der Pflichten des Bürgers und der Familie ledig, zwischen stillen Klostermauern ein beschauliches Leben zu führen, unter dem Gewande der Entsagung, der Armuth und des Gehorsams sich behäbiger Fülle zu erfreuen und daneben auch die Süßigkeit des Herrschens zu kosten. Kein Wunder, daß diese Art Frömmigkeit auch in diesen lieblichen Winkel des frommen Böhmenlandes ihren Weg fand und sich hier ein Asyl gründete.

Der Böhmenkönig Przemysl Otokar I. schenkte diese Landschaft sammt dem benachbarten Gebiete von Polic an der Mettau dem Benediktinerstift Brewnow bei Prag, und nachdem zunächst in Polic ein Filialstift errichtet worden, wurden um die Mitte des 13. Jahrhunderts deutsche Ansiedler in die Gegend berufen, die unter andern auch das schöne Thal der Steina anbauten und in seinem schönsten Theil ein Dorf gründeten, das sie Braunau nannten. Der bequemeren Verwaltung wegen erbauten die Aebte von Brewnow bald eine feste Burg im Orte Braunau, von wo aus ein Capitaneus die zugehörige Besitzung verwaltete, bis im Jahre 1322 der brewnower Abt Bawor von Nectin die Burg in ein besonderes Kloster von der Regel des heiligen Benediktus verwandelte.

Man kann nicht anders sagen, als daß die geistlichen Herren von Braunau — die Aebte von Brewnow — für den Ort, aus dem das Kloster hervorwuchs, weidliche Sorge trugen. Aus dem Dorfe wurde bald eine Stadt, die sich mancher Freiheiten erfreute, besonders seit den Hussitenkriegen, wo die von ihrem Muttersitz flüchtigen Mönche von Brewnow in der Mitte der tapfern Braunauer sichern Schutz gegen die grimmen Rächer des Märtyrers von Konstanz fanden. Da erkor der Abt von Brewnow Braunau zu seiner ständigen Residenz. Nun bestätigte sich auch hier das Sprüchwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen“: — Braunau wurde eine gar lustige Stadt, in der Handel und Gewerbe blühten, und im Wohlstand erblühte zugleich ein starker, freier Bürgersinn. Aber ein starkes, freies Bürgerthum und geistliche Macht können sich nicht lange mit einander vertragen. So war es auch hier. Dieselbe Bürgerschaft, die in den Hussitenkämpfen ihre geistliche Herrschaft mit Leib und Leben vertheidigt, sie konnte nicht auch den Ideen wehren, welche von Denen ausgingen, die sie mit dem Schwert bekämpft hatte. Die utraquistischen Lehren fanden nach und nach ihren Weg in die Gemüther der Braunauer. Die Wahrnehmung von dem Umsichgreifen des ketzerischen Giftes unter seinen getreuen Unterthanen mochte es wohl sein, die im Anfang des 16. Jahrhunderts den gestrengen Abt Klemens III. bewog, ihnen den Zügel zu kürzen, d. h. ihnen ihre Gerechtsame zu beschneiden. Der Prälat mochte sich dazu für berechtigt halten,

Digitized by Google

weil die Gerechtsame ein Geschenk der geistlichen Herrschaft waren; die Bürger aber waren im Genusse der Freiheit zu dem Bewußtsein gekommen, daß dieselbe ein ihnen von Gottes und natürlichen Rechts wegen gebührendes Gut sei. Sie griffen zum Schwerte, belagerten die Abtei und zwangen den Abt zur Abdankung. So behaupteten sie ihr Recht. Dies geschah im Jahre 1506. Damals ging ein gewaltiger Freiheitsgeist durch ganz Böhmen, und als im benachbarten Sachsenlande durch Luther ein vollständiger Bruch mit dem Papstthum vollzogen wurde, da gehörten die Böhmen zu den ersten und feurigsten Anhängern der neuen kirchlichen Freiheit. Auch die Bürger von Braunau wandten sich der Lehre Luthers zu, in der sie ein Prediger von apostolischen Gaben, Namens Salomon, voll freudigen Eifers unterwies. Die Kluft zwischen der katholischen geistlichen Herrschaft und den Braunauern wurde dadurch erweitert, zumal da die Aebte sie in der Ausübung des Gottesdienstes nach ihrem Bekenntniß auf alle mögliche Art zu hindern suchten. Beschwerend wandten sich die Bedrückten an König Rudolf; der aber gab dem Abt Recht und wies den Prediger Salomon aus Braunau fort. Da gingen die Braunauer hinaus auf die Dörfer, die nicht der geistlichen Herrschaft unterworfen waren, und hörten das Evangelium dort; bis sie sich ermannten, nicht nur einen neuen lutherischen Prediger zu sich zu berufen, sondern auch dem Abt zum Trotz eine neue lutherische Kirche zu erbauen. Der Abt klagte gegen die abtrünnigen Bürger beim König, dieser sprach ihnen als den Unterthanen einer katholischen Obrigkeit das Recht ab, eine Kirche zu haben, und befahl ihnen, die erbaute dem Abt zu übergeben; doch als der Befehl vollzogen werden sollte, griffen die Bürger — 105 Jahr nach jenem ersten Aufstand — abermals zu den Waffen und vertheidigten ihr Eigenthum, unterließen jedoch nicht, im Vertrauen auf ihr gutes Recht eine Deputation an den König abzusenden, um ihr Verhalten zu entschuldigen. In der Person des letzteren war aber inzwischen ein Wechsel eingetreten; an der Stelle Rudolfs saß dessen Bruder Matthias auf dem böhmischen Throne; der ließ die braunauer Deputirten gefangen nehmen und in den „weißen Thurm" des prager Schlosses setzen; nach Braunau wurden Kommissare entsendet, die lutherische Kirche zu schließen und die Häupter der Widersetzlichen einzuziehen.

Dieser Gewaltakt wurde in ganz Böhmen mit Entrüstung aufgenommen; denn drei Viertel der ganzen Bevölkerung waren protestantisch, und freie Religionsübung war im Lande ein feierlich verbrieftes Recht. Eine zweite, ähnliche Gewaltthat, verübt von dem prager Erzbischof gegen die protestantischen Bewohner von Klostergrab im Erzgebirge, schürte den Brand der Unzufriedenheit bei Volk und Ständen. Es kam zu sehr heftigen Erörterungen zwischen letzteren und der Krone, die endlich 1618 zu dem berühmten Fenstersturz in Prag führten, welcher das Signal war zu dem dreißigjährigen Kriege.

Digitized by Google

Als ganz Böhmen sich von dem wortbrüchigen König losgesagt hatte, war für die Braunauer zunächst die Stunde der Genugthuung an der geistlichen Herrschaft gekommen. Sie zogen vor das Stift und belagerten es; der Abt rettete sich sammt seinen Mönchen durch nächtliche Flucht; das reiche Stift wurde zwei Tage lang geplündert, dann aber von der provisorischen Landesregierung, den Direktoren, säkularisirt und verkauft.

Bekanntlich aber dauerte die böhmische Freiheit nur kurze Zeit. Ihr folgte eine Reaktion, die in der Geschichte ihres Gleichen nicht hat. Auch Braunau erlag dem allgemeinen Schicksal. Die Gegenreformation wurde hier mit derselben blutigen Strenge durchgeführt wie im ganzen Böhmenlande. Das Stift wurde wieder aufgerichtet, um auf's Neue über die Bürger zu herrschen. Noch einmal, lange nachdem der dreißigjährige Krieg ausgetobt hatte und Böhmen sich bereits von den Schlägen der Reaktion erholte (im Jahre 1680) erwachte der alte böhmische Freiheitsgeist; die Bedrückungen des reaktionären Adels, der seit der Unglücksschlacht auf dem weißen Berge allein noch herrschte, trieben die Bauern fast des ganzen Landes zur offenen Empörung; auch die Bürger von Braunau schlossen sich ihr an; allein ohne rechten Plan und tüchtige Führung, wurde sie bald durch die kaiserlichen Soldaten unterdrückt.

Seitdem erfreute sich Böhmen der „Ruhe eines Kirchhofs." Auch die Braunauer machten ihren geistlichen Gebietern das Regiment fürder nicht schwer. In sicherer Ruhe erholte sich das Stift und gelangte mit den Jahren zu nie vorher dagewesener Blüthe. Durch Schenkungen und Käufe erweiterte es seine Besitzungen und verbesserte seine inneren Einrichtungen.

Im Jahre 1735 begann der unternehmende und wohlgesinnte Abt Othmar Zink den Bau des großartigen Stiftsgebäudes, das sich auf unserm Bilde so majestätisch präsentirt. Mehr einem Fürstenschlosse ähnlich, als einem Sitze der Demuth und Entsagung, ragt es mit seinen imposanten, weithin glänzenden Massen hoch über die Gebäude der betriebsamen, namentlich Tuchmacherei treibenden Stadt empor. So gemahnt es wie ein stolzes Denkmal des Triumphes der alten Kirche über den freien Geist des Bürgerthums, und wer beim Anschauen dieser Pracht nicht das Wehen der neuen Zeit empfindet, der mag wohl ergrimmen über solchen Hohn gegen den Genius der Menschheit.

Das eigentliche Stiftsgebäude mit den Wohnungen des Abts und der Stiftsbrüder, den Refektorien, zwei Bibliotheken ꝛc. wurde unter dem genannten Abt von dem prager Baumeister Dietzenhofer ganz im Renaissancestyl neu erbaut. Seine innere Ausstattung entspricht dem stattlichen Aeußern; alle Räume sind lichtvoll und groß, und ihre Ausschmückung ist zum Theil wahrhaft prächtig. An die Südseite des Stiftsgebäudes lehnt sich die doppeltgethürmte, dem heiligen Adalbert geweihte Stiftskirche, ebenfalls ein Renaissancebau von 80 Ellen Länge und 27 Ellen Breite,

Digitized by Google

dessen Inneres mit herrlichen Fresken von Steinfels, Stukkaturen und Vergoldungen bis zur Ueberladung geschmückt ist. Außerdem hat diese Kirche ein schönes Portal von Leisek und unter andern Monumenten das stattliche Marmordenkmal des hier beigesetzten prager Erzbischofs Matthäus Ferdinand Zoubek von Bilenberg († 1675). Auf der Nordseite des Stifts breitet sich der schöne Stiftsgarten aus, der nicht wenig zu den Annehmlichkeiten des Lebens in diesem Kloster beiträgt. Wir gönnen sie den frommen Brüdern, die jetzt ihrer sich erfreuen, von Herzen; aber indem wir Abschied nehmen von dieser Pracht in der todten Hand, ahnen wir, daß bald eine Zeit kommen wird, wo diese Gebäude und Schätze ganz andern Zwecken dienen werden, und wo das Bürgerthum im Städtchen, das jetzt so demüthig zu Füßen des Stifts liegt, das Haupt wieder höher tragen und von der klösterlichen Herrlichkeit nur noch wie von einer grauen Sage reden wird.

A. Peters.

Der Schmadribach.

Zu den in unserer neulichen Gruppirung der schweizer Wasserfälle erwähnten „garnirten" Fällen sind neben dem unsern Lesern dargestellten Pissevache, obwohl in ihren Einzelnheiten unendlich von ihm verschieden, die Kaskaden des Schmadribachs zu zählen. Man gelangt zu ihnen vom Staubbach aus, — von dem ein neuerer Dichter sagt: „die Winde hätten der lichtverklärten Jungfrau ihren Schleier geraubt und an dieser Felsenzacke aufgehangen; blendend weiß und mächtig groß, wie aus reinstem Silberstoff gewoben, am untern Saume mit Diamanten ohne Zahl übersäet, wehe er herab"—, in fünf Stunden, das Lauterbrunnerthal hinauf, bis dahin, wo es den Namen „Ammerten" annimmt: ein unbeschreibbar wüstes Trümmerthal, das tausend sichtbare Beweise von der Zerstörungswuth der Lawinen uns zeigt. In der äußersten Tiefe des Ammertenthales, voll und hoch aufschäumend, braust der Kern des Gletscherbaches, ein eigentlicher Wasserfall, über eine schwarze zerspaltene Felsmasse herab, kahl und schauerlich-wüst, unmittelbar darüber die gewaltigen Eispyramiden des Breithorns, Groß- und Tschingelhorns. Diesem Hauptstrahl

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google



Der SCHMADRIBACH
CANT. BERN.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Digitized by Google

Digitized by Google

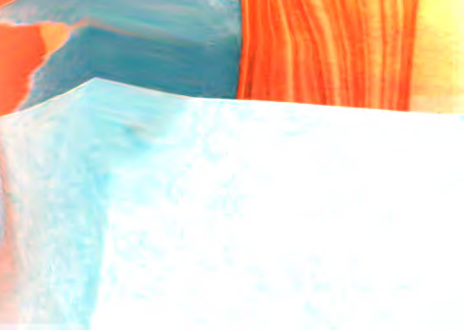
Digitized by Google

WASHINGTON'S HEADQUARTERS
AT CAMBRIDGE.

Digitized by Google



Digitized by Google





Digitized by Google

rechts und links zur Seite hüpfen und plätschern eine Menge schmaler Wasserfäden von den Granittreppen hernieder, bald in langer schmächtiger Form, bald gebrochen und im Winkel verstaucht, daß man von dem wilden Getümmel, in welchem der stäubende, brausende Wirrwarr die milchweißen dunstigen Wasserflocken auseinanderspritzt, um sie im nächsten Augenblicke wieder zu vereinen, ganz irre wird. Nach unten zu, wie bei der Achse eines ausgespreizten Fächers, sammeln sich die zerstreuten Wasserstrahlen in einem ausgewaschenen Trümmerbecken, und kaum vereint, jagen sie mit überstürzter Eile schräg hinab, zwischen Felsenthoren hindurch, um abermals in neuen kleineren Fällen dem Uebermuth ihrer Jugendkraft die Zügel schießen zu lassen.

Wilhelmshöhe bei Kassel.

Eine Stunde westwärts von Kassel, am Ende einer schnurgeraden Allee, an der reizende Villen in Eleganz und Zierlichkeit mit einander wetteifern, am Fuße des Karlsberges steht das prächtige Schloß von Wilhelmshöhe, das Kurfürst Wilhelm I. in den Jahren 1788—98 an derselben Stelle erbauen ließ, an der früher das gothische Schloß Weißenstein stand, so benannt nach dem noch sichtbaren weißen Felsen. Der Oberbaudirektor Jussow führte das neue Schloß im altrömischen Style auf.

Wie herrlich sich dasselbe präsentirt, zeigt unser Bild. Im Vordergrund der klare, leicht bewegte Teich, auf dem schneeweiße Schwäne rudern und der ringsum von den prachtvollsten Baumgruppen umgeben daliegt wie eine Perle in schön geformter Muschel. Ringsum ein Park, der mehr als zwei Stunden Umfang hat, den größten Theil des Karlsberges umfaßt und berühmt ist durch seine Anlagen, die zu den großartigsten und merkwürdigsten in Europa gehören. Die in allen Farben strahlenden und von allen Wohlgerüchen duftenden Blumenbosquets, die das Schloß umgeben, vermag unser Bild uns nicht vorzuführen, aber es zeigt uns im Hintergrund den zum Himmel springenden, 190 Fuß hohen und 12 Fuß starken Wasserstrahl einer Fontaine, der als Staubregen wieder herunter-

Digitized by Google

fällt und uns dadurch schon einen kleinen Begriff gibt von all' den Wasserwundern, die hier noch auf uns warten. Und links vom Beschauer auf hohem bewaldeten Berggipfel erhebt sich das Oktogon, das achteckige Schloß, das Landgraf Karl 1701—14 nebst den Kaskaden durch den Italiener Guernieri erbauen ließ. Eine Doppeltreppe von 842 Stufen führt hinan. Die untersten Stockwerke des Schlosses sind aus rohen Steinen erbaut, das oberste besteht aus 102 massiven, gekuppelten, 48 Fuß hohen toskanischen Säulen, welche die über das ganze Gebäude laufende und mit einer Ballustrade umgebene Platform tragen. Auf der Vorderseite derselben erhebt sich eine 96 Fuß hohe Pyramide von Quadersteinen mit fünf übereinanderstehenden Kreuzgewölben. Auf dem Plateau dieser Pyramide ruht ein 11 Fuß hohes Piedestal, das eine Statue des Herkules (man nennt ihn hier öfters den „großen Christoph") trägt, die 31 Fuß hoch und 1717 von Küper aus Kupfer gefertigt und in neuerer Zeit restaurirt ist. Der Herkules ist hohl und man kann auf Leitern bis in die Keule steigen, die er trägt, und dort durch eine Fensteröffnung die reizendste Aussicht genießen. Ganz Kassel überschaut man wie aus der Vogelperspektive, und bis nach Gotha, bis zum Inselsberge und Brocken reichen die Blicke, denen der reizende Vordergrund des Parkes schon in der Nähe die wechselndsten Genüsse bietet.

Zwischen den erwähnten Treppen des Riesenschlosses stürzt sich eine dreifache Kaskade 900 Fuß lang und 40 Fuß breit in Zwischenräumen von 150 zu 150 Fuß, durch Bassins unterbrochen, herab in ein kolossales Becken, das auch noch andern Wasserkünsten zur Speisung dient und mit vielen abenteuerlichen Gruppirungen und Gestalten geziert ist, von denen freilich ein Theil dem Zahn der Zeit erlegen. Von neuerem Datum ist die Teufelsbrücke und der von dem Wasserbauinspektor Steinhöfer angelegte und nach ihm benannte Steinhöfersche Wasserfall, der wild über Felsen in einer romantischen Wald- und Felsenpartie des Parkes herniederdonnert.

Diese Wasserkünste befinden sich nur Sonntags im Gange, einzelne derselben auch Mittwochs. Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten sind alle zugleich zu sehen.

Dies Spielen mit dem Wasser, dies Zwanganthun der Natur überhaupt ist ein charakteristisches Merkmal des 18. Jahrhunderts. Alles sollte sich den Launen fürstlicher Willkür fügen — warum nicht auch die Elemente, warum nicht auch das Wasser? Es durch kunstreiche Bauten und alle mögliche Zwangsmaßregeln bergauf zu treiben, statt ihm seinen natürlichen Lauf zu lassen, die mühsam gebändigte und eingeengte Kraft

Digitized by Google

lange gefesselt zu halten, um ihren plötzlichen Sprung in die Freiheit zu einem momentanen Schauspiel zu machen, Hunderttausende zu vergeuden, um so das Wasser in des Menschen Dienst zu zwingen, nicht etwa zum Nutzen und Segen der Mitmenschen, sondern nur um die Prunksucht der Gebieter und die Schaulust müßiger Gaffer zu befriedigen — das war so recht im Geiste jener übermüthigen Großen, die in Allem, was zu ihrer Umgebung gehörte, nichts sahen, als Werkzeuge ihrer Unterhaltung, ihres Vergnügens. Man spielte mit dem Wasser durch kunstreiche Fontainen und — wunderbar! man spielte auch zugleich in denselben Hof- und Salonkreisen mit dem Feuer der Philosophie und der Aufklärung ein geistreiches Gesellschaftsspiel — bis es denn doch die zarten Finger verbrannte und, da diese es nicht mehr zu bändigen vermochten, das Haus über ihren Häuptern in helle Lohe setzte. —

Was kümmerte es den Landgrafen Karl, der diese Wasserwerke anlegte und überhaupt den Karlsberg zu einem fürstlichen Lustort wandelte, wenn während dem, daß er so Erstaunenswürdiges schuf, sein Volk immer mehr ächzte und verkümmerte unter den auferlegten Steuern und sein Land entvölkert ward, weil der spanische Successionskrieg seine besten Söhne hinwegraffte, während die holländischen und englischen Subsidien des Fürsten Tasche füllten! Je mehr seiner Unterthanen er als Kanonenfutter an fremde Mächte verschacherte, um so größere Summen konnte er auf den Glanz seiner Schlösser und auf seine Wasserkünste verwenden.

Und wie Friedrich II., der Vater Wilhelms I., des Erbauers des neueren Schlosses, diesen abscheulichen Menschenhandel immer weiter und in's Große trieb, wie er 12,000 Mann für 21,276,778 Thaler an England zum Kriege gegen die nach Freiheit ringenden Nordamerikaner verkaufte: das hat uns Schiller in „Kabale und Liebe" so ergreifend und wahr geschildert, daß wir aus diesen zum kunstreichen prächtigen Bau gefügten Steinen nur wieder die Anklage gegen die Verbrechen ihrer Urheber lesen.

Jetzt freilich verkauft der Kurfürst die eigenen Landeskinder nicht mehr nach Amerika, — jetzt wandern sie freiwillig dahin aus, weil sie daheim vergeblich auf eine Verbesserung ihrer Lage, auf die Wiederherstellung ihres Rechtes warten, — dieses brave Volk der Hessen, in seinem treuen Festhalten an Gesetz und Pflicht ein Mustervolk für alle deutsche Stämme. —

Dennoch wollen wir unsern Rundgang auf Wilhelmshöhe beenden. Da ist noch, gleichfalls hoch, aber weit entfernt von dem Herkules und ganz einsam im Walde, die Löwenburg gelegen. Erst vor etwa 60 Jahren ward sie im mittelalterlichen Styl erbaut und entsprechend eingerichtet. Die Burg ist nicht großartig, nicht imposant, aber reizend und, wenn man es von einem Gebäude sagen darf, überaus liebenswürdig.

Digitized by Google

Sie enthält eine Rüstkammer mit den Rüstungen Wallensteins, Gustav Adolfs, Moritz' von Sachsen und anderer berühmten Helden. — Noch andere Sehenswürdigkeiten birgt der Park: das nach dem neapolitanischen Monument ausgeführte „Grab Virgils", das chinesische Dörfchen Mönlang, mit einer Pagode ꝛc. — An den Park grenzt der Thiergarten, in dem auserlesenes Hochwild gehalten wird, und wir würden uns an dem Anblick stolzer Hirsche mit majestätischen Geweihen und zierlicher Rehe, wie an allen den reichen Schönheiten der hier vereinigten Natur und Kunst gern erfreuen — „wenn nur die bösen Träume nicht wären".

Luise Otto.

Frederikshald.

Im südöstlichen Winkel von Norwegen, also außerhalb des Bereichs der eigentlich fashionabeln norwegischen Touristenroute, aber an einem wichtigen Uebergangspunkte zwischen Schweden und Norwegen gelegen, zeigt sich Frederikshald (Friedrichshall) inmitten einer durch die Abwechselung von Wasser und Berghöhen malerischen landschaftlichen Umgebung den Blicken. Frederikshald, Hauptort des Amts Smaalehnen im norwegischen Stift Aggerhuus, an der Mündung der Tistedal-Elf in den Idefjörden in der Gestalt eines Sternes erbaut und durch die Tistedal-Elf in zwei Theile, Nordsiden und Sydsiden, getrennt, besitzt einen tiefen und sichern Hafen und zählt über 5000 Einwohner, die vorzugsweise von Handel und Gewerbe leben und sich auch etwas mit Zuckersiederei und Tabaksfabrikation beschäftigen. Die den Ort überragende Bergfestung Frederiksteen ist die stärkste Festung in Norwegen, wurde unter König Friedrich III. 1661 von dem Statthalter Niels Trolle angelegt und beherrscht, 3—400 Fuß über dem Meere gelegen, die bergige Gegend rings umher, einen einzigen höheren Berg ausgenommen. Sie war recht eigentlich als dänisch-norwegische Droh- und Schutzwehr gegen Schweden errichtet und hat natürlich, seit Schweden und Norwegen unter Einem Scepter vereinigt sind,

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

ihre Bedeutung verloren, die sie auch nur dann wieder erlangen könnte, wenn das ohnehin nicht sehr botmäßige Norwegen, in seinen Freiheiten und Privilegien bedroht, sich im Laufe der Zeiten einmal gegen Schweden erheben und von diesem losreißen sollte.

Ueberhaupt würde von dieser Festung, die keine europäische Bedeutung hat und in ihren übrigens ungemein festen Kasematten nur etwa 1000 Mann fassen kann, wenig die Rede sein, wenn nicht ein tragischer historischer Vorfall, der besonders für das nordische Europa von nicht geringer Wichtigkeit war, ihren Namen berühmt gemacht und in den Annalen der Geschichte verewigt hätte. Vor Frederikshald beschloß nämlich Karl XII. von Schweden seinen thatenreichen, aber unruhigen und im Ganzen fruchtlosen Lebenslauf. Fruchtlos nennen wir sein Leben, Kämpfen und Ringen; denn obschon Karl der letzte schwedische Monarch war, welcher an die große Idee des schwedischen Uebergewichts und Machtgebots im europäischen Norden seine und seines Landes ganze Kraft setzte, so hinterließ er doch ein durch seine fortwährenden Kriege erschöpftes Land, eine entmuthigte Nation und zerrüttete Finanzen, und indem er bei Poltawa (1709) nach hartem Kampfe den Russen den Sieg lassen mußte, hatte er selbst dem Czaren die erste Handhabe zur Befestigung des politischen und militärischen Uebergewichts im europäischen Norden geboten.

Nach der Niederlage von Poltawa hatte bekanntlich König Karl, durch seinen Starrsinn und eine abenteuerliche Idee dazu veranlaßt, in der Türkei einen mehrjährigen Aufenthalt genommen, und erst, nachdem er sich bis zur unumstößlichen Gewißheit davon überzeugt hatte, daß er für seine Zwecke von dem osmanischen Herrscher nichts zu hoffen habe, verließ er das Land, in dem er erst als Gastfreund und Bundesgenosse, zuletzt in einer Art Gefangenschaft so lange und so nutzlos geweilt hatte. Verkleidet und in Gesellschaft zweier Offiziere verließ er plötzlich seinen letzten Aufenthaltsort (Demotica bei Adrianopel), und mit derselben Zähigkeit, womit er unter dem Vorwande einer Krankheit die letzten zwei Monate ausschließlich im Bett zugebracht hatte, setzte er seine Reise durch die Türkei, Ungarn und Deutschland fort, immer zu Pferde, bei Tag und Nacht und mit solcher Eile, daß nur Einer seiner Begleiter im Stande war, ihm bis Stralsund zu folgen, wo er in einer Novembernacht des Jahres 1714 ermattet und ganz entstellt eintraf. Bald darauf hatte er Stralsund gegen ein vereinigtes Heer von Dänen, Sachsen, Preußen und Russen zu vertheidigen. Karl that, wie immer, Wunder der Tapferkeit; als er aber sah, daß die Festung übergeben werden müsse, was denn auch am 23. December 1715 geschah, verließ er Stralsund und begab sich nach Schweden, zunächst nach Lund in Schonen, wo er Maßregeln zur Sicherung der Küsten traf. Statt aber fortan nur darnach zu trachten, wie er unter den Segnungen des Friedens die Wunden, die seine kriegerischen Unternehmungen dem Wohlstande seiner Unterthanen geschlagen hatten, heilen und

Digitized by Google

Digitized by Google



VESTE COBURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Anmuth der Lage, der Umgebung, der näheren Rundschau und des Fernblicks würde den Berg zu einem gern besuchten Punkte machen, auch wenn kein bedeutsamer Bau ihn schmückte; nun er aber durch die Schicksale der Veste in alter und neuer Zeit zu einem Träger der engern Landesgeschichte, der deutschen Kunst und des deutschen Strebens der Gegenwart geworden, hat die Wallfahrt zu ihm eine vielseitige Bedeutung gewonnen, die das Burgthor fast nie leer werden läßt von Wanderern aus allen deutschen Ländern.

Seitdem die Schienenwege des Werrathals und des Maingrundes in Coburg ihre Verbindung feierten, ergießt sich dort unaufhörlich ein Strom von Reisenden, denen allen das Bild der Veste, mögen sie über die Berge Thüringens oder aus den Gauen Frankens zugeflogen kommen, so imponirend entgegen tritt, daß sie es in unserem Stahlstich gewiß sogleich wieder erkennen: zunächst diejenigen, welche einmal von der Rosenau über den Bausenberg gewandelt sind, den südlichen Ausläufer des Thüringerwaldes, auf dessen vorderster Koppe die Veste Coburg sich erhebt; sie erreichen da Mitte Wegs den Standpunkt unseres Zeichners. Die Veste selbst kehrt uns die starke Mauerbrust ihrer „hohen Bastei" entgegen. Hohe Gebäude, spitze Dächer, Thürme und Thürmchen überragen den Mauerkranz, die Brücke, die Thorbasteien und das Gartengrün ihrer geebneten Wälle; das moderne Festungsbild ist verdeckt; es wird uns mittelalterlich zu Muthe, aber dieser Eindruck stört uns nicht, ja er thut uns wohl in der Dämmerung des hohen Buchenwaldes, dessen rauschender Blätterrahmen das Bild umschließt und den Anblick ahnen läßt, der von seiner Höhe aus unser Aug' und Herz entzücken wird.

Wandeln wir aus dem Waldschatten heraus, an dem alten Gottesacker der Festungsbewohner und einem großen Oekonomiehofe vorüber, auf breiter Fahrstraße unserem Ziele zu. Schon hier überrascht uns links der Blick auf die südlichen Theile der Stadt Coburg und auf den Itzgrund, und rechts von der Veste streift das Auge am fernen Horizont über die Höhen vom Thüringerwald bis zur Rhön hin, während vor uns, je näher desto großartiger, das Mauerwerk der alten Zeit uns entgegentritt. Wir wenden uns links aufwärts und stehen nach wenigen hundert Schritten vor der Brücke, die allein heute noch die Höhe des ehemaligen Walles andeutet, der um die ganze Veste lief und auf der wir zum Hauptthore gelangen. Es ist mit Steinhauerarbeit aus der Mitte der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verziert. Ein zweites Thor, von einem neuen Thurme überragt, führt uns in das Innere der Veste.

Die sämmtlichen Baulichkeiten derselben gruppiren sich um zwei große Höfe. Haben wir durch den steilen Thorgang den ersten erreicht, so sehen wir zur Linken den Eingang zum zweiten. Der erste Hof, nach Rechts sich ausdehnend, umfaßt den an die alte Lutherkirche stoßenden Fürstenbau, den prächtigen freien Raum der hohen Bastei, das Wirths-

Digitized by Google

haus und die Terrasse bis zum Thorthurme; den andern Hof umkränzen das eigentliche alte Schloß (bis in die jüngste Zeit Zuchthaus gewesen), der sogenannte lange Bau, einst Wirthschaftsgebäude; das beide Höfe trennende Gebäude ist ein Flügel des Fürstenbaues. Wie im ersten Hofe der dritthalbhundert Fuß tiefe Brunnen, erregt im zweiten die Einfahrt in die großen Keller unsere Aufmerksamkeit; letztere war aber zugleich die älteste Thorfahrt in die Burg, die an der Seite der jetzigen Bärenbastei ihren Ein- und Ausgang hatte.

Wir begeben uns in den ersten Hof. In dem die Höfe theilenden Flügel des Fürstenhauses öffnet sich uns eine breite Pforte des Erdgeschosses, über welcher der Ritter St. Georg al fresco gegen den Zahn der Zeit kämpft. Die Pforte führt zu einer Halle, in welcher die Trophäen von Eckernförde, das Gallionbild von Christian VIII., Paludans Säbel und aufgefischte Waffenreste und Flaggenfetzen aufbewahrt werden.

Vom Hofe aus wenden wir uns dem Gebäude zu, das uns durch seine schöne Holzkonstruktion gleich beim Eintritt in die Veste vor allen übrigen Baulichkeiten anzieht. Es ist der alte Fürstenbau, zu dessen offener Gallerie eine Freitreppe einladet. Die Rückwand dieser Gallerie ziert ein geistreiches Freskogemälde, das einen Einzug des Herzogs Johann Casimir darstellt, Coburgs bedeutendsten Fürsten in älterer Zeit, der die Veste für den Krieg ausrüstete, welcher 30 Jahre lang Deutschland verwüsten sollte und dessen erste Zeit von ihm selbst noch erlebt wurde.

Auf einer Wendeltreppe gelangen wir nach dem oberen Stockwerk dieses Baues, in den „Gewehrsaal". In der würdigen Idee des ersten Wiederherstellers dieser Räume war er zu einem Ehrensaal des 30jährigen Kriegs bestimmt. Nur deshalb schmückte er ihn mit jener Zeit größten Kriegs- und Kronenhelden aus, mit den Bildnissen von Kaiser Ferdinand II., Gustav Adolf, Bernhard von Weimar, Wallenstein, Tilly und dem bereits genannten Landesherrn in jener Zeit, Herzog Johann Casimir. Unter der hier aufgestellten außerordentlich reichhaltigen und interessanten Sammlung von Schießgewehren, Jagdmessern und Trinkgefäßen macht uns der Kastellan auf eine unscheinbare Büchse aufmerksam: der Mann, der die Kugel in diesen Lauf lud und die Hand an diesen Hahn legte, war Andreas Hofer, der „Kommandant", der Held und Märtyrer von Tyrol.

An diesen Saal stößt das sogenannte „Rosenzimmer". Es führt seinen Namen nach der reichen Holzschnitzerei der Wände, insbesondere der Decke. Eigentlich verdient es den Namen einer sächsischen Familiengallerie. An den Fensterwänden sind in gemüthlicher Haltung und Reihe die sächsischen Fürsten mit ihren Gemahlinnen von Dietrich II. (um 1030) bis zu Ernst dem Andächtigen (um 1486) dargestellt, während die Wände der Fensterischen Scenen aus dem häuslichen Leben dieser hohen

Digitized by Google

Herrschaften enthalten. Die Fensterscheiben sind mit den Wappen aller sächsischen Fürstenhäuser geziert und ist jedes Wappen mit einem Spruch versehen, der alt genug klingt, um die Einfalt des Inhalts verzeihen zu lassen.

Eine Thür voll kunstreicher Holzschnitzarbeit führt uns in ein zweites, das „Marienzimmer", das seinen Namen einer Reihe großer, in die Wände eingefügter Holzreliefs verdankt, welche das Reinigungsopfer der Maria darstellen.

An dieses Zimmer stößt ein kleines, aber reichhaltiges Gemach, das „Luther-" oder „Reformationszimmer," ein wahres Prachtkabinet der Verehrung jener großen Zeit. In lebensgroßen Bildnissen auf Goldgrund erscheinen uns in demselben: Luther, seine Frau Katharina, Veit Dietrich, Kaspar Aquila, Christian Bayer, Georg Brück, Justus Jonas, Philipp Melanchthon, Johannes Bugenhagen und Georg Burckhardt (Spalatin). An einer Wand dieses Zimmers hat von Luthers Hand der Spruch gestanden: „Ain veste burg ist unser Gott!" und man schließt daher, daß gerade in diesem Raume das große Heldenlied der Reformation gedichtet sei.

Wir thun auch einen Blick in die „Hornstube", wo ein Kunstwerk der Holzmosaik des 17. Jahrhunderts aufbewahrt wird, durch welches Johann Casimir seine großen Jagden hatte verherrlichen lassen, und steigen in das untere Treppenhaus hinab, an dessen Hauptwand ein treffliches Freskobild uns in die Augen fällt. Es stellt die tragi-komische Scene dar, welche einst die beiden Bären der Veste (noch jetzt sind dergleichen von dem nahen Fenster aus in ihrem Zwinger zu sehen) der fürstlichen Tafel bereiteten, zu welcher sie, ihren Behältern entkommen, als ungebetene Gäste erschienen.

Eine kunstvolle Thüre öffnet uns den großen „Rüst- und Waffensaal." Ein unwillkürliches „Ah!" entlockt uns beim Eintritt der Reichthum, die Pracht und die sinnige Aufstellung der kostbaren Sammlung, die in mehren tausend Stücken das gesammte Rüst- und Waffenwerk vom 12. bis 17. Jahrhundert umfaßt. Außer etwa 50 vollständigen Ritterrüstungen, deren vier in Turnierhaltung zu Pferde aufgestellt sind, enthält die Sammlung viele einzelne und zum Theil sehr kunstreich gearbeitete Harnische, Schilde, Schwerter, Lanzen aller Art, Streitärte, Armbrüste, Pulverhörner, Sättel, Fahnen, Pfeile, Trinkgefäße, Sporen, Lauten, und sogar Inquisitionsglocken und Marterinstrumente haben sich in diesen Rüstsaal der Vergangenheit verirrt. Von historischem Interesse darunter sind eine Turnierrüstung Bernhards von Weimar, der Helm eines Ordensmeisters der Schwanenritter, das Schwert des Jakob von Artevelde (zu Gent, † 1345), Thomas Münzers Panzerhemd, ein hiebfester Schweizerkoller aus Hanfgewebe, schwedische Pulverhörner vom lützener Schlacht-

Digitized by Google

feld, Tryschl (Dreschflegel) aus dem Bauernkriege und manches Andere. — Da wir es einmal mit Mordinstrumenten zu thun haben, so erwähnen wir zugleich einer zweiten Sammlung im östlichen Flügel des Fürstenbaues, welche eine sehr beachtenswerthe Zusammenstellung der Schießwaffen von der ältesten Zeit und Form durch alle Veränderungen und Verbesserungen, sowohl des schweren Geschützes als des Gewehres, bis zur neueren Zeit enthält. Wir sehen hier den ältesten „Schießprügel", der noch ohne Schloß war, den ältesten „Kuhfuß" mit dem Luntenschloß, bis zu den Tarraßbüchsen und Doppelhaken, vielläufigen Falkonets und sogenannten Orgelgeschützen oder Höllenkanonen (die eine mit 49 Läufen), Feldschlangen und Kabinetsstücke von Kanonen aus der Reformationszeit. In denselben Räumen werden auch die beiden Brautwägen des Herzogs Johann Casimir (von 1586 und 1599) und der Brautwagen des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen (von 1527) aufbewahrt; Konstruktion, Bildschnitzerei, Bemalung, Vergoldung sind merkwürdige Muster damaliger Pracht.

Wenn wir den Rüst- und Waffensaal verlassen, so lesen wir auf der entgegengesetzten Thüre dieses Treppenraums folgende Worte:

Da zu augspurg die confession ward übergeben,
thät martin luther still wirkend hier leben.

Ein rechter Mann betritt diese einfache Stube nicht mit bedecktem Haupte: gänzlich schmucklos enthält sie, außer einigen Werken von Luthers Hand, nur noch sein Bett, zerschnitzt vom Aberglauben, der die Späne desselben gegen Zahnschmerzen verordnete.

Zu den oberen Zimmern des Fürstenbaues geleitet uns der herzogliche Inspektor der dort aufgestellten, äußerst werthvollen Sammlungen, die aus herzoglichen und Staatsgebäuden der Stadt Coburg hierher erst übergesiedelt worden sind. Sie bestehen aus einer Kupferstichsammlung von 220,000 Blättern, neben denen noch viele alte seltene Holzschnitte und Handzeichnungen bewahrt werden; ferner aus einem Kunstkabinet, einer neu angelegten Autographensammlung und einem Münzkabinet. An diesen Flügel des Fürstenbaues schließt die Kirche sich an, Altar und Kanzel sind angeblich aus Luthers Zeit; der übrige Bau ist neu.

Wenn wir damit die wichtigsten Sehenswürdigkeiten erschöpft haben, welche die Mauern auf dieser Bergeszinne umschließen, dürfen wir dem Blick auch einen Flug hinaus in's Freie gönnen. Der Besucher wird bei ihm am liebsten und längsten verweilen; denn es ist ein Lustwandeln im lieblichsten Garten der deutschen Lande: keine großartige Gebirgs- oder Wasserscenerie, keine unübersehbare Fernsicht von schwindelnder Höhe, Nichts von gewaltigen sich in der Seele des Beschauers koncentrirenden Eindrücken, sondern gerade durch's Gegentheil reizend, lieblich, anmuthig,

Digitized by Google

zu behaglicher Ruhe und stets neuem Genuß einladend. Das Auge erlabt sich an der umgebenden Fruchtbarkeit des üppig-grünen Frankenlandes, an den blauen Hügel- und Bergformen, welche von der Seite Thüringens, der Rhön und des Fichtelgebirges das Bild umschließen, es sucht und entdeckt immer Neues in den tausenderlei Einzelnheiten, die wie Spielzeug um den Christbaum in buntem Durcheinander umhergestreut liegen — — Dörfchen, Städtchen, Fluren, Wiesen, Wälder, Kapellen, Schlösser, Ruinen, durchwoben von Bächen, Flüßchen, belebten Straßen, Eisenbahnen — und nimmer wird es des Suchens müde noch des Schauens satt.

Die Geschichte auch dieser Burg hat keinen Anfang; sie muß von der Sage einige Vermuthungen entlehnen, die, wie überall, möglichst weit in die Jahrhunderte zurück greifen. Nach ihnen gehört sie zu den Grenz-Burgen, welche Karl der Große zum Schutze des fränkischen Reichs gegen die Slaven erbaute; zu demselben Zweck sollen gleichzeitig die Burgen von Heldburg und Königsberg entstanden sein. Die Stadt ist jünger, als die Veste, und erhielt erst von dieser den Namen. Die ältere Geschichte ist ohne Interesse für unsere Leser. Wir bemerken daher nur, daß die älteste Urkunde, in welcher sie genannt wird, im Jahre 1057 von Richza ausgestellt ist, der Tochter eines Pfalzgrafen des Kaisers Otto III., welche die von ihrem Vater zu Lehen erhaltenen Reichsdomänen Saalfeld und Coburg, die sie ererbt, dem Erzbischof Anno von Köln vermachte. Später kam das Besitzthum an eine Reihe angesehener Adelsfamilien, die nacheinander das damals noch nicht erbliche Gaugrafenamt verwalteten. Zuverlässigere Aufzeichnungen beginnen erst mit dem Jahre 1232, in welchem Stadt und Veste Coburg an die Grafen von Henneberg kam. Diese wählten die Veste, abwechselnd mit der Burg Strauf bei Rodach zu ihrer Residenz. Da die Henneberger gar mächtige Herren waren und Freude und Pracht liebten, so mag damals die Veste manches glanzvolle Fest erlebt haben.

Im Jahre 1347 vermählte sich eine hennebergische Erbin dieser Lande, Katharina, mit Friedrich dem Strengen von Meißen, und auf diesem Heirathswege kam Coburg im Jahre 1353 an das Haus Sachsen, das sich bis heute im Besitze desselben zu halten wußte.

In den nächsten anderthalb Jahrhunderten ist die Veste und das Land der Schauplatz vieler Fehden sowohl der sächsischen Fürsten gegen die fränkische Ritterschaft, als auch der Fürsten unter sich, wozu die Erbtheilungen die Veranlassung gaben. Hierher gehört der in der Thüringischen Geschichte bekannte „Bruderkrieg" zwischen den Söhnen Friedrichs des Streitbaren: dem Herzoge Wilhelm, der in der 1445 abgeschlossenen Erbtheilung Thüringen, die Lande in Franken und einen Theil des Osterlandes erhalten, während Friedrich, der Kurfürst von Sachsen, Meißen und den Rest des Osterlandes gewählt hatte. In diesem Kriege spielen

Digitized by Google

die Brüder Apel und Busso Vitzthum, Wilhelms Räthe, eine Rolle, besonders ersterer, der sogar die fränkischen Lande (Coburg, Königsberg, Hildburghausen, Heldburg, Neustadt an der Heide und Sonneberg) für die Summe von 42,000 Gulden, die Wilhelm ihm für ein hergerufenes böhmisches Hülfsheer schuldete, in seinen Besitz brachte und sich selbst nach der Versöhnung der Brüder in der Veste Coburg hielt, bis das vereinigte Heer der Fürsten ihn 1451 durch Aushungern zur Uebergabe zwang.

Nach Wilhelms kinderlosem Tode fiel das fränkische Land an seines Bruders Söhne, Kurfürst Friedrich den Weisen und Herzog Johann den Beständigen. Diese vertrauten die Verwaltung Coburgs sogenannten „Pflegern" an (daher auch „die Pflege Coburg"), welche auf der Veste ihren Sitz hatten. Die Fürsten hielten häufig Hof dort; ein eigenthümliches Geschick wollte es, daß der erste Prinz, welcher auf der Veste geboren wurde, Johann Ernst (Sohn Herzogs Johann und der Margaretha von Anhalt), als Fürst der letzte war, der auf ihr residirte; er baute das Schloß Ehrenburg, noch heute die Residenz in der Stadt Coburg.

Ein Schutz der Verfolgten war die Veste im Bauernkrieg, der in Franken heftig wüthete. Der Adel des Landes flüchtete hieher und 14,000 Bauern belagerten sie, bis Kurfürst Johann, im Mai 1525, mit einem Heer herbeieilte und sie entsetzte. Ebenso tapfer vertheidigte derselbe Johann im Jahre 1529 auf dem Reichstage zu Speyer die Lehre des Mannes, durch welchen die alte Veste später eine weltgeschichtliche Bedeutung erhielt; denn er war es, der im Frühjahre 1530, als er zum Reichstage nach Augsburg zog, seinen Dr. Martin Luther auf die Veste Coburg führte, um ihn sich näher und dennoch in vollkommener Sicherheit zu wissen.

Die außerordentliche Bedeutung von Luthers Aufenthalt in Coburg für den Gang der Reformation ist erst in neuester Zeit in das rechte Licht gesetzt worden*) für Diejenigen, welche in dem Reformator ihren kirchlichen Helden ehren. Uns aber erscheint Luther in einem höheren Lichte: denn sein Werk war die Entfesselung des Geistes zu einem Fortschritt, weit über die Grenzen der Konfessionen hinaus; sein Sieg war der der Wahrheit über die eherne Autorität, an ihm ging Savonarola's vom Scheiterhaufen geschleudertes Prophetenwort in Erfüllung: „Ich sage euch, dieser Brand ist so gewaltig angezündet, daß ihr ihn nicht werdet auslöschen können, ihr möget blasen, wie ihr wollt!" — „Ja," fährt ein deutscher Geschichtschreiber fort: „Die Gewalt kann den Leib tödten, den Geist der Menschheit nicht. Dieser Geist beseelt nicht blos neue Vorfechter, nein, er macht auch ganze Völker wehrhaft, und eben die Flammen, welche die einzelnen Kämpfer verzehrten, entzünden den Muth ganzer Völker zur That. Jene zwei einzelnen Helden, der Böhme Huß, der Italiener Savona-

*) „Luther in Coburg", von E. Pfeilschmidt, Dresden 1853.

Digitized by Google

rola, erlagen im Kampfe gegen die Weltmacht der Hierarchie; aber siehe da: ein ganzes Volk, das deutsche Volk, erhob sich mit Luther, um das Werk, welches jene begonnen, weiter zu führen: und das deutsche Volk wird dies Werk vollnden!" — Welches Werk zu vollenden ist — das weiß heute Jeder, und nur der in die Pfaffenwinkel zusammengedrängten armen verwahrlosten Schaar wird das Auge verhüllt vor der Wahrheit: daß politische Freiheit und kirchliche Knechtschaft nicht nebeneinander bestehen können, daß nur eine Freiheit im Leben und im Glauben und nur eine Knechtschaft in beiden möglich ist. Und diese Knechtschaft wird fortbestehen trotz der freisinnigsten Verfassungsformulare, so lange die ärgste Blasphemie noch in tausend Kirchen als ein Priesterrecht geübt wird, so lange noch Menschen über arme blinde Völker mit den Schrecknissen der Hölle herrschen, und um Geld und gute Worte den Himmel aufthun. So lange und so weit ist auch alles Ringen der Besten nach Menschenglück durch Veredelung des Geistes und des Herzens, alle Völkerbeglückung durch freies tüchtiges Bürgerthum vergeblich, — so lange ist Niemand frei, als der, welcher durch Macht oder List alle Andern an der Sklavenkette oder am Narrenseile führt.

Wer aber voll froher Hoffnung aufathmet, daß solcher Macht und solcher List vom Feuer des freien Geistes der Boden unter den Füßen brennt, und sie mit ihrer letzten Anstrengung um sich schlägt in der Ahnung des nahen Endes, wer die besseren Tage der Menschheit in der steigenden Gährung des Volksgeistes erkennt, — der darf nicht mit Undank an den Erinnerungsmalen der großen Männer vorübergehen, welche zuerst den Kampf mit der Hyder der Geistestyrannei gewagt, als diese noch in ihrer furchtbaren Kraft die Völker der Erde erzittern machte — und zu diesen Männern gehört Luther, der deutsche Vorfechter für die Geistesfreiheit aller Völker. Darum „Hut ab!" auf der Stätte, die sein Geist geweihet hat, darum ist für die Veste Coburg unter allen Ehren die höchste Ehre, die dieser Held ihr erwiesen, sie ist die einzige Ehre, auf die die deutsche Coburg stolz zu sein ein Recht hat.

Als Luther am 6. Oktober 1530, nach einem Aufenthalt von sechs Monaten, von der Veste schied, verfiel sie wieder der Gewöhnlichkeit des Daseins, bis ein verlorenes Menschenleben in ihr einzog und ihr den trüben Schein einer traurigen Romantik verlieh: wir meinen die vieljährige Gefangenschaft der Herzogin Anna, der Gemahlin des Herzogs Johann Casimir. Dieser ritterliche Fürst war ein Sohn jenes Johann Friedrich des Mittleren, welcher, in Folge seiner Theilnahme an den bekannten „Grumbachschen Händeln" auf eifriges Betreiben des Kurfürsten August in die Reichsacht gefallen, gefangen genommen, auf Lebenszeit nach Oesterreich in den Kerker geführt worden war und darin, bis zum letzten Augenblick von seiner Gemahlin Elisabeth treu gepflegt, starb. Kurfürst August hatte sich die Vormundschaft über Johann Ca-

Digitized by Google

simir und dessen Bruder Johann Ernst angemaßt und beutete sie höchst eigennützig aus. Dieses Fürsten Tochter war jene Anna, die, von ihrem Gemahl der Untreue bezüchtigt und durch seine Gerichte zum Tode verurtheilt, von ihm zu ewiger Gefangenschaft begnadigt wurde. Erst nach zwanzigjährigem Leiden starb die unglückliche Fürstin, am 27. Januar 1613, und zwanzig Jahre später jener Ulrich von Lichtenstein, der mit ihr verurtheilt worden war. Er hatte vierzig Jahre in dem großen runden Thurme am Gottesacker zu Coburg geschmachtet.

Herzog Johann Casimir ist in der Regentenreihe des Landes einer der tüchtigsten und durch seine ehelichen Schicksale, seine Jagd- und besonders seine Bauluft, deren Denkmale dem Volk noch vielfach vor Augen stehen, zugleich der populärste der älteren Fürsten geworden. Er verwandelte auch die alte Burg durch den Anbau der fünf Basteien in eine Festung, obgleich sie diese Bezeichnung schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts führte. Der Herzog erkannte die nahende Gefahr der Zeit, und die Zeit bewies leider, daß er Recht hatte. Der dreißigjährige Krieg brach aus, in welchem auch diese Veste eine zwar für die allgemeine deutsche Geschichte untergeordnete, für das Land Coburg und die Veste selbst aber desto mächtigere Rolle spielte.

Bis zum Jahre 1631 hatte Johann Casimir seinem Lande den Schutz der Neutralität bewahrt; nachdem er aber der evangelischen Union zu Leipzig beigetreten war und schwedische Besatzung unter einem Obrist Taubadel in seine Veste aufgenommen hatte, wandten sich auch hieher alle Schrecken jenes Kriegs. Als Wallenstein, nach den blutigen Tagen vor Nürnberg (September 1632) gegen Sachsen zog, wollte er seinen Zorn sogleich an der ersten Festung der abtrünnigen Fürsten auslassen und begann, im Verein mit dem Kurfürsten von Bayern, am 27. September die Belagerung derselben. Seine Aufforderungen zur Uebergabe von Stadt und Veste, nach dem Drohstyl jener Zeit, waren vergeblich; die Stadt fiel jedoch bald in seine Gewalt. Ebenso vergeblich blieb bei Taubadel eine durch Wallenstein erzwungene Bitte einer Bürgerdeputation, die sogar in Gefahr stand, von Freund und Feind mit Kugeln begrüßt zu werden, bis sie in der Veste Schutz vor der Rache des Friedländers fand. Desto härter büßte das offene Land: die meisten der kleineren Städte und viele Dörfer des Landes gingen in Flammen auf. Nunmehr schritt Wallenstein zum Sturm auf die Veste. Er setzte sich am 29. September auf dem „Fürwitz" (der auf unserem Bild sichtbaren Anhöhe vor der Veste) fest, legte hier eine Mörserbatterie an und ging mit Laufgräben und Minen gegen die Bastei vor, wurde jedoch zurückgeschlagen. Der 30. September hätte leicht ein geschichtlich denkwürdiger Tag werden können, wenn Konrad Rügers, des berühmtesten Constablers der Veste, kühner Schuß getroffen hätte: er hatte mit einer Feldschlange nach Wallenstein gezielt und Feuer gegeben, „und traf dasselbe Stück gerade vor ihm in die Erde, daß dies

Digitized by Google

um ihn herum und auf den Leib sprang, worauf er seinem Pferde, welches davon stutzig worden und still gestanden, die Sporen gegeben und durchgegangen. Er hat aber, wie man nachher erfahren, heftige Drohworte ausgestoßen, nämlich: selbige Bestie, die ihm dies gethan, gleich aufhängen zu lassen, wenn er solche in seine Hände bekomme. Das war aber das Beste, daß er sie nicht hatte." — So erzählt Rüger selbst in einer „kurzen, jedoch gründlichen und wahrhaften Relation" über jenen Krieg, die in Karcht's „Jahrbüchern von Coburg" abgedruckt steht. Nachdem auch ein nächtlicher Ueberfall mißlungen war, schritt Wallenstein am 3. Oktober zu einem Sturm, der nach heftigem Kampf und schweren Verlusten auf des Friedländers Seite ebenfalls abgeschlagen wurde. Da zugleich die Nachricht von dem Heranmarsch des Herzogs Bernhard anlangte, so hob Wallenstein die Belagerung auf und zog aus dem verwüsteten Lande ab.

Die Schäden der Veste wurden nun ausgebessert, der Fürwitz aber, dessen allzunahe Gefährlichkeit man erkannt hatte, um ein gutes Stück abgetragen. Schlimmer stand es, nach Taubadels Abzug, mit der Besatzung, die aus unzuverlässiger Landmiliz bestand, und dem Kommando, in welchem weder Einheit noch Einigkeit war. Während drunten im Lande das Rauben, Sengen und Brennen, Quälen und Morden nach und nach einen fast geregelten Lauf annahm, schwand das Vertrauen auf die Veste und in derselben mehr und mehr. Dennoch hielt sie gegen den General Lombay eine viermonatliche Belagerung aus, und nur ein Betrug, ein angeblicher landesfürstlicher Befehl zur Uebergabe, der gefälscht war, brachte sie in die Gewalt des Feindes. Das war ihr letztes kriegerisches Schicksal.

Die großen Kriege der neueren Zeit bis zum Sturze Napoleons I. zogen an den alten Mauern vorüber, ohne sie der geringsten Beachtung zu würdigen. Aber erst als die Wunden dieser bösen Zeit geheilt waren, konnte von dem Regenten des Landes an die Wiederherstellung der Festung gedacht werden. Herzog Ernst I. begann dieselbe im Jahre 1827 mit der Räumung und Einebnung des Wallgrabens, an die Gebäude und inneren Einrichtungen wurde erst 1838 die erste Hand gelegt. Nach der Wiederherstellung des Fürstenbaues, der Ausschmückung der Räume mit den Werken alter und neuer Kunst und der Ordnung der Sammlungen aller Art erfolgte der Neubau der Kirche (1851), eines Wirthshauses (1853), die Anlegung der schönen Terrasse zwischen beiden, der Bau des neuen Thorthurms u. s. w., durch welche Unternehmungen das alte Bild der Veste mehr und mehr verwischt worden ist.

Die Lage, diese Bauten, die Sammlungen der Veste und die Zeit haben neuerdings zusammengeholfen, um sie zu einem beliebten Festplatz für die Deutschen zu erheben und sie auch in dieser Beziehung der schwesterlichen Wartburg ebenbürtig an die Seite zu stellen. Das hat uns auch verleitet, uns eingehender, als gewohnt und als dem ferner stehenden Leser

Digitized by Google

von Interesse, mit den Einzelnheiten dieser Stätte zu beschäftigen, in dem Glauben, manchem unserer Leser, der bei einem Turn- oder Gesangfest, bei einer Naturforscher-, Lehrer-, Landwirthe-, Ornithologen-, Apotheker-, Forstmänner- oder Nationalvereins-Versammlung Gelegenheit hatte, sich der Gastfreiheit der guten Stadt Coburg und der Reize seiner Umgebung zu erfreuen, eine angenehme Erinnerung zurückzurufen.

F. Hofmann.

Das eidgenössische Polytechnikum in Zürich.

Stolz und kühn steht der herrliche Bau da; er ruht auf mächtigen Mauern und läßt Luft und Licht in vollen Zügen einströmen, eine ächte Burg freier Wissenschaft. Hoch über dem bunten Treiben der Straßen und des Alltagslebens ragt das neueste große Werk Sempers hinaus und begrüßt die morgenrothen Bergesgipfel, diese leuchtenden Zinnen der freien Helvetia, diese granitne Brustwehr schweizerischer Freiheit. Scheint doch die erhabene Stelle anzudeuten, daß es hier sich darum handelt, Welt und Leben im großen Ganzen zu erfassen, fern von aller Beschränktheit und Einseitigkeit kleiner irdischer Bestrebungen, so wie, daß hier ganze Menschen gebildet werden sollen, die nicht nur tüchtig im Einzelnen sind, sondern all ihr Thun und Treiben anknüpfen sollen an das höhere Gesetz freier, humaner Bildung.

Es ist ein eigenthümliches Ding um die schweizerische Volksschule, so mannigfaltig in ihren Erscheinungen wie das Leben selbst. Selten treten größere Gegensätze auf, als auf diesem Gebiete; eine Schule im Kanton Unterwalden ist ein ganz anderes Ding, als eine solche im Kanton Zürich. Der Unterschied vorgerückter Bildung, wie er auf allen Gebieten des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens in der Schweiz sich kund gibt, hat auch in diesem Kreise die eigenthümlichsten Gestaltungen erzeugt und der große Fortschritt, den die gebildeten protestantischen Kantone vor ihren katholischen Genossen voraus haben, bei welchen letzteren die Volksschule noch ganz in den Händen des Klerus liegt, zeigt sich auch hier in augenscheinlicher Weise. In welch patriarchalischen Zuständen das schweizerische Volks-

Digitized by Google



Bibliograph. Institut. Hildburghausen

EIDGENÖSSISCHES POLYTECHNICUM
IN ZÜRICH

Digitized by Google



Digitized by Google

schulwesen noch vor wenigen Jahren sich befand, das kann ich durch ein kleines Genrebild aus meiner eigenen Erfahrung anschaulich machen.

Im Herbste des wunderlichen Jahres 1848 machte ich als flotter Student eine Ferienreise in die Schweiz und hielt mich längere Zeit in der Schwendi, einem reizenden Bergthale in Appenzell-Innerrhoden, auf, wo ich in dem ehrsamen und kenntnißreichen Schulmeister der Gemeinde Schwendi einen lieben Freund gewann. Es war dies ein ganz eigenthümlicher Mensch, ein wahres Raritätenkabinet der verschiedenartigsten Kenntnisse, denn der Mann hatte nicht nur die Befähigung, den kleinen Kindern die nöthigen Elementarkenntnisse beizubringen und zugleich die verwandte Thätigkeit eines Küsters auszuüben, sondern er verstand es auch, die Stiefeln, mit denen er auf dem dornigen Pfade des Schulmeisterlebens wandelte, selbst zu flicken und zu sohlen. Kein Wunder, daß die Sohlen immer dick genug ausfielen. Dazu besorgte er sein Gütchen selbst, war Meister im Schreinern und Drechseln und producirte herrliche Gemälde für die Gebetbücher seiner Schulkinder. Aber damit war seine Thätigkeit im Bereiche der freien Künste noch lange nicht erschöpft, denn neben dem poetischen Talent, den Knittelvers auf überraschende Weise zu handhaben, verstand er, sowohl der sanften Violine als der kriegerischen Trompete Töne zu entlocken, durch welche er, ein umgekehrter Orpheus, Menschen in Bestien hätte verwandeln können, wenn er nicht mit weisem Maße sich selbst in der Ausübung dieser Kunstfertigkeit Schranken gesetzt hätte. Dieser geistigen Universalität entsprach auch das Aeußere des Mannes, denn obgleich er von Statur klein, so doch zierlich und ebenmäßig gebaut war, daß er als Modell eines Zwerges hätte gelten können, zeigte seine Schädelbildung eine merkwürdige Kolossalität: wenn die Stirne eines Menschen gleichsam das oberste Stockwerk seines Körperbaues bildet, so hatte unser Mann an dieser Stelle zwei Stockwerke, mit noch einem ziemlichen Ansatze zu einem dritten. So hatte der Schöpfer weise dafür gesorgt, daß der Mann sein immenses Wissen wohl unter Dach zu bringen vermochte.

Durch verschiedene kleine Gefälligkeiten und Freundesdienste hatte ich die höchst schätzbare Neigung dieses Mannes erworben, und in einer feierlichen Stunde ernannte er mich für die ganze Dauer meines Aufenthaltes in der Schwendi zu seinem Stellvertreter in der Schule, unter der einzigen Bedingung jedoch, daß ich mich innerhalb der Grenzen seines Schulunterrichts bewege und nicht etwa der lieben innerrhoder Jugend Unterricht im Hebräischen und Sanskrit, oder in der höhern Mathematik ertheile.

Wir hielten uns beide Wort. So kam ich einst an einem Regentage in die Schulstube, wo der Herr Lehrer eben beschäftigt war, dem halben Dutzend Kindern die Wissenschaft des Rechtschreibens beizubringen. So wie der Gute mich erblickte, hielt er ein, griff gewohnheitsgemäß nach seiner Pfeife und richtete die stereotypen Worte an mich: „So, jetzt könnt

Digitized by Google

Ihr's fertig machen!" worauf er in das Seitengemach verschwand, um sich den Musen oder dem Pfriemen zu ergeben.

Ich sah mich in der Schulstube um und erblickte auf der wohlbekannten schwarzen Tafel einen schönen Vers aus dem „Paradiesgärtlein, Andachtsbuch für römisch-katholische Christen". Da ich mir aber die Fähigkeit nicht zutraute, das Werk des Meisters vollenden zu können, wischte ich den Spruch weg und setzte dafür die folgenden klassischen Verse hin:

„Juhja hopsassa!
Valleri jubeirassa!
Von England nach Amerika
Als Kapitän gefahren."

Diese Strophe mußten nun die Kinder so korrekt, als es dem jugendlichen Alter immer möglich war, auf ihre Schiefertafeln schreiben. Als sie damit fertig waren und die nöthigen Korrekturen meinerseits stattgefunden hatten, kam mir der Gedanke, die tiefe, in den obigen Versen enthaltene Weisheitslehre der frommen Jugend spielend nach der Methode der fröbelschen Kindergärten einzuprägen. Ich sang deshalb den Kindern die Strophe mehrmals nach der bekannten reizenden Melodie vor und zeigte ihnen an, daß jene, welche am folgenden Morgen die Verse auffagen könnten, einen Kreuzer erhalten würden, diejenigen aber, welche sie gar zu singen vermöchten, deren gar zwei.

Gegen Mittag verzogen sich die Wolken, welche am Morgen so trüb in das Thal hineinhingen; wenn aber ein Fremder an jenem sonnigen Nachmittage in die Schwendi gekommen wäre, so hätte er glauben müssen, die gesammte Jugend des Thales sei toll geworden. Denn vor jedem Bauernhause tummelte sich ein Trupp Kinder und alle sangen ihr „juhja hopsassa, valleri juheirassa" und hatten schon einen passenden Jodler dazu erfunden. „Nun, das wird hübsch werden!" dachte ich für mich.

Am nächsten Morgen, als ich in die Schulstube trat, waren zu meiner Ueberraschung statt der 6—8 Kinder, die sich gewöhnlich da einfanden, alle Bänke von jungem Volk angefüllt und viele hatten nicht einmal Platz gefunden. Mit ironischem Lächeln empfing mich der Schullehrer, der mitten in dem Gewimmel wie eine chinesische Pagode stand, und flüsterte mir zu: „Ihr versteht es aber, die Kinder in die Schule zu bringen." Voll gerechten Stolzes und mit lauter Stimme rief ich nun den in gespannter Erwartung dastehenden und sitzenden Kindern zu: „Diejenigen, welche den Vers auffagen können, sollen sitzen bleiben, und jene, die ihn singen können, aufstehen." Da erschallte es aber wie aus einem Munde: „Wir können ihn alle singen!" Das war eine zweite Ueberraschung! Doch schnell ermannte ich mich und fuhr fort: „Nun so singt denn! Vorwärts! Eins! Zwei! Drei!" Und nun sang der Kinderchorus die Melodie mit ihrem angestammten Musiksinne so rein und glockenhell, daß ich mir

Digitized by Google

die Strophe drei-, viermal repetiren ließ. In der ganzen Schwendi waren nicht so viele Kreuzerstücke aufzutreiben, als ich den Kindern zu geben schuldig war, so daß ich einen Expressen nach dem Flecken Appenzell schicken mußte, um dort das wichtige Wechselgeschäft zu erledigen, eines der größten, das je in diesem patriarchalischen Halbkantone abgeschlossen wurde. Es war dies meine erfolgreichste Unternehmung auf pädagogischem Gebiete; leider machte meine baldige Abreise dieser glänzend begonnenen Laufbahn ein rasches Ende, aber ein lebendiges Denkmal derselben ist im Munde der innerrhoder Jugend noch bis auf den heutigen Tag geblieben: das allerwärts hörbare

Juhja hopsassa!
Valleri juheirassa!

Das war vor 15 Jahren. Seitdem, den mächtigen Anregungen jener durch die 1848ger Bundesverfassung neu geschaffenen Institutionen folgend, hat sich auch das Erziehungswesen in Innerrhoden, wie in den katholischen Bergkantonen bedeutend gehoben. In Stanz, dem Hauptorte Nidwaldens, wurde eine gute Realschule gegründet, und Schwyz besitzt eine treffliche höhere Lehranstalt, von der die Schüler mit der Reife für eine Hochschule oder das Polytechnikum entlassen werden. Es ist ein wahrhaft rührender Zug, wie sorglich die Liberalen der kleinen Kantone mit ihren äußerst beschränkten Mitteln sich abmühen, die Volksschule der ausschließlichen Herrschaft des zumeist ultramontanen Klerus zu entreißen und sie auf eine den Forderungen erhöhter Bildung annähernd entsprechende Stufe zu heben.

Während aber die Freunde des Volksschulwesens in diesem kleinen Kanton jeden Schritt vorwärts dem mächtigen, die Gewissen beherrschenden, katholischen Klerus abringen müssen und die Volksschule noch ganz im Stadium des Werdens, der ersten Entwickelung begriffen ist, hat sie, indem wir einige Mittelstufen überspringen, in allen größeren, zumal in den protestantischen Kantonen eine hohe Stufe der Vollendung erreicht. Vor allen ist es der Kanton Zürich, dessen intelligente, tüchtige Bevölkerung die größten Opfer für die Volksschule bringt, Opfer, neben welchen die diesfallsigen Ansätze des preußischen Budgets sich verhältnißmäßig klein ausnehmen. Fast überall ist ein trefflich durchgeführter Organismus vorhanden, der, von der Elementarschule ausgehend, für die verschiedenen Bildungsbedürfnisse einerseits zu Real-, Sekundar- und Industrie-Schulen, anderseits zu niedern und höhern Gymnasien sich steigert, wobei die höheren Anstalten im letzten Jahrzehnt so sehr vervollkommnet wurden, daß sie den Schülern einen sofortigen Uebergang zum Polytechnikum und zur Hochschule möglich machen. Besonders die Gründung der polytechnischen Schule war eine mächtige Triebfeder zur vollkommnen Ausbildung der Realschulen auf allen ihren Stufen. Gewiß hat nirgend ächtes, ge-

Digitized by Google

fundes, republikanisches Leben einen glänzenderen Triumph gefeiert, als in der schweizerischen Volksschule, dieser Grundlage einer geordneten Demokratie, in welcher die prophetischen Worte Zschokke's „Volksbildung ist Volksbefreiung" ihre schönste Bestätigung gefunden haben.

Das Streben, dem Volksschulwesen durch Gründung höherer Lehranstalten eine den Zeitforderungen entsprechende Richtung zu geben und es von dem starren Zwange der alten, noch immer halbklösterlich organisirten Gymnasien zu erlösen, reicht in der Schweiz schon in den Anfang des Jahrhunderts hinauf, und besonders waren es Pestalozzi und Fellenberg, welche derartige Institute in die Schweiz verpflanzten. Durch große persönliche Opfer von gemeinnützigen Privatpersonen, entstand in den zwanziger Jahren die Kantonsschule in Aarau, welcher dann, angeregt von dem frischen Hauche, mit dem die Julirevolution 1830 die restaurirte Aristokratie wegblies und freiem, demokratischem Leben Bahn brach, eine Reihe ähnlicher Institute in den Hauptstädten der größeren Kantone folgten, die rasch und kräftig aufblühten.

Diese frische Werdelust, welche das gesammte schweizerische Leben in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre so eigenthümlich charakterisirt, hatte denn auch zur Folge, daß auf dem Gebiete des Unterrichtswesens neue, große Schöpfungen entstanden, freilich zunächst nur zu dem Zwecke, die auf den Gymnasien begonnene wissenschaftliche Bildung zum Abschluß zu bringen. Zu jener Zeit wurde das Lyceum in Luzern reorganisirt und die Hochschule Zürich neu geschaffen, welchen Anstalten dann im Beginn der vierziger Jahre die Universität Bern folgte. Vor allen war es Zürich, dessen Hochschule auf den liberalsten Grundlagen aufgebaut wurde, und durch Berufung ausgezeichneter junger Kräfte aus Deutschland schnell eine große Bedeutung erlangte. Von den segensvollen Wirkungen dieser Hochschule zeigt die große Reihe ausgezeichneter Männer, die von ihr ausgingen, die lebensvollen Anregungen, die sie allen Gebieten des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens brachte, eine Bedeutung, welche der Universität Bern für die dortigen Verhältnisse in gleichem Maße zugesprochen werden muß, obwohl sie noch gegenwärtig mit viel schwächern wissenschaftlichen Hülfsmitteln ausgestattet ist, als die Hochschule Zürich.

Noch immer fehlte aber Eines, eine Anstalt, welche ebenso sehr die Grundelemente technischer und industrieller Bildung zur vollen Entwickelung bringen konnte, wie die jungen Universitäten die rein wissenschaftliche Bildung zum Abschluß brachten, mit einem Worte, die Schöpfung eines schweizerischen Polytechnikums. Bisher waren jene Jünglinge, welche eine höhere technische Ausbildung anstrebten, genöthigt, auswärtige Anstalten zu besuchen, die aber ihren ganzen Organismus in erster Linie den Bedürfnissen des eigenen Landes anpaßten und mit den vorgängigen Unterrichtsstufen, wie sie von den Landesschulen geboten waren, in unmittelbarem Zusammenhange standen. Schon diese Anknüpfung durch

Digitized by Google

eine entsprechende, passende Vorbildung, wodurch allein ein ersprießlicher Anschluß ermöglicht werden konnte, fehlte aber den meisten schweizerischen Studirenden, so daß sie im günstigsten Falle lange Zeit genug brauchten, um sich in die neuen, ungewohnten Verhältnisse einzuleben. Dazu kam noch, daß, so ausgezeichnet jene ausländischen Schulen immerhin sein mochten, es doch vor allem ihre naturgemäße Aufgabe war, den Unterricht so zu halten, daß in demselben die Industrie, die Forstwirthschaft, der Brücken-, Straßen- und Eisenbahnbau, die Flußkorrektionen ꝛc. des eigenen Landes besonders berücksichtigt wurden. Diese höchst wichtige praktische Anwendung des theoretischen Unterrichts, welche zugleich dessen mächtigster Stachel und natürlicher Zweck ist, fehlte dem Schweizer vollständig. Mit logischer Konsequenz folgte aber der Gedanke, auch für die Schweiz ein Institut zu schaffen, das durch seine Anregungen und durch die von ihm ausgehende technische Bildung die gleichen segensreichen Folgen herbeiführen sollte, welche z. B. Frankreich seiner polytechnischen Schule verdankt. Je großartiger die Schöpfungen der neuesten Zeit auf diesem Gebiete in der Schweiz wurden, um so mächtiger fühlte man das Bedürfniß nach einem solchen Institute.

Damit war auch der weitere große Vortheil verbunden, daß die schweizerischen Jünglinge an einer solchen vaterländischen Anstalt sich unendlich heimischer fühlen mußten, als an der trefflichsten auswärtigen. Von welchen segensreichen Folgen mußte nicht ein solcher Sammelpunkt strebsamer Jünglinge auch in politischer Hinsicht für die Schweiz sein. Dies freie, fröhliche Zusammenleben in einer herrlichen Natur und in einer Stadt, wie Zürich, die nach allen Seiten so große Regsamkeit entfaltet, gehoben von dem kräftigen Geiste eines gesunden Volkslebens und ausgestattet mit den reichsten Bildungsmitteln — welche schöneren Aussichten könnten dem jugendlichen Geiste zu Theil werden, der, noch mit aller Elasticität begabt, nur hineinzuspringen braucht in dies reichste Leben, um für Geist und Phantasie, wie für seinen künftigen Beruf die liebevollste und sorgfältigste Pflege zu finden. Welche Beruhigung mußte auch für die Eltern in dem Gedanken liegen, ihre Söhne an einem Orte zu wissen, wo verwandte Sitte herrscht und wo persönliche Einwirkung, direkt oder durch Freundeshand, so leicht ermöglicht wurde. Gewiß ist die herrliche Stelle auf dem Schinhut und das frisch blühende, lebensvolle Zürich für jeden jungen Mann, und zumal für den Schweizer, ein viel passenderer Ort zu allseitiger Vollendung der Jugendbildung nach ihrer wissenschaftlichen und ethischen Seite, als das todte Karlsruhe oder das demoralisirte, in glänzender Fäulniß prangende, ein jugendliches Gemüth durch jeglichen schlimmen Einfluß gefährdende Paris. Die trotz der strengsten Aufnahmsprüfungen großartige Blüthe des Instituts, das auch in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe der Zeitforderungen steht, be-

Digitized by Google

weist hinlänglich, daß die hohe Bedeutung desselben in ihrem ganzen Umfange voll und ganz erkannt wird.

Die feierliche Eröffnung des Polytechnikums fand im Herbst 1855 statt, nachdem schon im Frühjahr desselben Jahres ein Vorbereitungskurs in Zürich abgehalten worden war, an dem sich 65 Schüler und Auditoren aus verschiedenen Kantonen betheiligt hatten. Neben hervorragenden Lehrkräften, die von der zürcherischen Kantons- und Hochschule an das Polytechnikum herübergezogen wurden, fand die Berufung einer großen Reihe anerkannt tüchtiger Männer statt, die sich theils in wissenschaftlicher, theils in praktischer Beziehung im Bau-, Straßen- und Eisenbahnwesen, in der technischen Chemie, in der Forstwissenschaft und im Ingenieurfache, in der Schweiz oder im Auslande, rühmlich bekannt gemacht hatten. Auch seither fanden wichtige Ergänzungen nach dieser Seite statt, und es reicht hin, die Namen eines Bolley, Clausius, Cherbuliez, Kulman, Escher von der Linth, Frey, Heer, Landolt, Rüttiman, Johannes Scherr, Semper, Städeler, Fr. Th. Vischer, Wolf, Zeuner ꝛc. zu erwähnen, um den deutlichsten Beweis davon zu erhalten, welche ausgezeichnete Lehrkräfte an die Anstalt gezogen wurden, die gegenwärtig 51 Professoren und Docenten zählt, mit einem Kataloge von 121 Vorlesungen für das Wintersemester 1861.—62.

Ebenso trefflich als die Besetzung der Lehrstühle, ist der Unterrichtsplan der sechs Abtheilungen, die in einer mathematischen Vorbereitungsklasse, einer Bauschule, einer Ingenieurschule, mechanisch- und chemisch-technischen Schule und einer Forstschule bestehen. Um jedoch den Schülern Gelegenheit zu bieten, neben den technischen Studien auch ihre humanistische Ausbildung zu verfolgen, wurde noch eine Specialabtheilung geschaffen, in welcher Naturwissenschaften, Mathematik, Sprachen und Literaturen der vier Stämme, die nach Sprachgebiet und Sprachverfeinerung das Wesentlichste zur europäischen Kultur beitragen, in Verbindung mit Aesthetik und Kunstgeschichte, politische und Kulturgeschichte, Staatswissenschaften und bildende Kunst gelehrt werden. So wird den Schülern gleichzeitig mit der strengsten Fachbildung zugleich Gelegenheit zur Erkenntniß der ethischen Gesetze, der Genußfähigkeit für das Schöne, der Vertiefung in die Ideen, welche von den Denkern aller Jahrhunderte in allen Gebieten des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens kundgegeben wurden, geboten, und dies an der Hand von Männern, die zu den glänzendsten Zierden deutscher Wissenschaft gehören.

Eine wesentliche Unterstützung erhält noch der Unterricht am Polytechnikum durch die reichhaltigen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, welche das Institut entweder schon besitzt, oder andere, deren Benutzung seinen Schülern offen steht. So besitzt die Anstalt bereits Sammlungen architektonischer, ingenieur-wissenschaftlicher und mechanisch-technischer Vorlagen, Baumaterialien, Maschinenmodelle und Getriebe, geometrische

Digitized by Google

Meßinstrumente, mechanisch-technologische Waaren und Werkzeuge, Waaren für den pharmaceutischen Unterricht, eine zoologische, botanische, mineralogische, geologische, paläontologische und lithurgische Sammlung, eine Sammlung von Forstinsekten, ein entomologisches Museum, eine archäologische Sammlung, eine Werkstätte zum Modelliren in Thon und Gyps, eine Metallwerkstätte, eine Werkstätte für Arbeiten in Holz, ein analytisches und technisches Laboratorium, eine physikalische, astronomische und forstwissenschaftliche Sammlung. Welche rege Theilnahme die Anstalt in der Schweiz und im Auslande findet, davon zeugen auch die reichen Geschenke, mit welchen diese Sammlungen fortwährend bedacht werden. Seit kurzer Zeit stehen den Studirenden des Polytechnikums auch die reichhaltigen Sammlungen der Universität Zürich, sowie der trefflich angelegte und unterhaltene botanische Garten von Zürich zur Benutzung offen.

Es überrascht nun keineswegs, daß diese Schule, welche seit ihrer Gründung, zum Unterschied von jeder polytechnischen Lehranstalt, sich eines vollständigeren Unterrichts in sämmtlichen Naturwissenschaften, einer philosophischen Abtheilung und eines reichen, nach jeder Richtung ausgezeichneten Lehrerpersonals rühmen kann, auch hinsichtlich ihres Besuchs die erfreulichsten Resultate aufweist. Trotz der mehrerwähnten, sehr strengen Aufnahmsprüfungen ist die Schülerzahl in fortwährender Zunahme begriffen, denn während die Anstalt bei ihrer Eröffnung 1855 nur gegen 80 regelmäßige Schüler zählte, war ihre Zahl im Winter 1857—58 schon auf 212, während des Schuljahres 1859 — 60 auf 281, und im darauffolgenden Sommer auf 336 regelmäßige Schüler gewachsen. Das Gros dieses Polytechnikerkorps im Sommer 1860 bildeten natürlich die Schweizer mit 193 Schülern. Unmittelbar nach ihnen kommt aber das 90 Schüler starke Kontingent, welches Deutschland, namentlich der Norden desselben, der Anstalt liefert. Aus anderen europäischen und außereuropäischen Ländern zählte das Polytechnikum mehrere Norweger, Russen, Polen, Holländer, Schüler aus den russischen Ostseeprovinzen, einzelne Finnländer, Franzosen, Engländer, Griechen, Italiener, Nordamerikaner, Ungarn, Spanier, Westindier, Wallachen und Brasilianer, eine hübsche Weltrepräsentation junger, strebsamer Männer, die alle nach Zürich kamen, um auf republikanischem Boden freie Wissenschaft zu üben. Rechnet man zu diesen 336 regelmäßigen Schülern noch die 114 Auditoren, welche nur einzelne Fächer, besonders die philosophisch-staatswissenschaftliche Abtheilung besuchten, unter denen 64 Studirende an der Hochschule Zürich sich befanden, so ergibt sich eine Gesammtschülerzahl von 480 Studirenden, gewiß ein sprechender Beweis von der Tüchtigkeit einer Anstalt, die erst seit wenigen Jahren besteht.

Noch eine sehr bedeutungsvolle und charakteristische Erscheinung bietet das sociale Leben dieser Polytechniker, die, um ihrem gesellschaftlichen Leben Ordnung und befriedigende Haltung zu verschaffen, sich selbst für

Digitized by Google

diesen Zweck eine auf den liberalsten Grundlagen ruhende Verfassung gegeben haben. Wenn irgendwo hiefür der Jugend das Recht der Selbstbestimmung eingeräumt werden muß, so ist dies in der Republik der Fall, unter der Voraussetzung, daß dies Recht Allen gehört und daß ein Hervordrängen einzelner Gruppen der Freiheit, die Alle zu fordern berechtigt sind, widerspricht. Wohl mochten unter mehreren Hunderten gebildeter Jünglinge und junger Männer die Abstufungen der Lebensansichten, der geselligen Ansprüche, der Auffassung von studentischer Ehrenhaftigkeit und von den Mitteln, diese zu behaupten, sehr verschieden sein. Der neuen Verfassung nun liegt die Idee zu Grund, daß Alle eine Gemeinschaft bilden, in welcher jeder Nuancirung, jeder nach Zufall oder nach der Natur gegebener Verhältnisse gebildeten Gruppirung, jeder Nationalität ihre Vertretung werde. Damit ist dem gewaltsamen Drucke veralteter Korpseinrichtungen, dem dumpfen Zwange des alten Komments, der um so despotischer auftritt, je äußerlicher er studentisches Leben und studentische Ehre auffaßt, jene Ueberhebung über andere gesellschaftliche Kreise unmöglich gemacht, die anderswo noch so lähmend auf ein freies, geistig bewegtes Burschenleben einwirkt. Allerdings ist die Schweiz nicht der Boden, auf welchem junkerlicher Uebermuth durch das von den Behörden nicht nur tolerirte, sondern an den meisten deutschen Universitäten offenbar begünstigte Korpsunwesen ein scheinbares Recht erhält, sich mit aller angestammten Brutalität breit zu machen.

Dieser Versuch eines Selfgouvernements unter den Studirenden am Polytechnikum erhält aber außerdem eine hohe, ethische Bedeutung dadurch, daß in diesem ersten Schritte einer freiwilligen Unterordnung aller Einzelnen unter die sich selbst gegebene Verfassung und das dadurch dargethane Interesse an deren Aufrechterhaltung ein Prinzip zur Anerkennung gelangte, welches die erste Grundbedingung republikanischen Lebens, die Hingabe des Einzelnen an das sich selbst gegebene Gesetz enthält, ein in junge Herzen gelegtes Samenkorn, welches einst im bürgerlichen Leben die schönsten Früchte bringen muß.

So steht das Polytechnikum auch in gesellschaftlicher Hinsicht auf einer Stufe, die noch von keiner höheren Bildungsanstalt erreicht wurde, und man wird nach dieser eingänglichen Darstellung das Wort, welches wir an die Spitze dieser Schilderung setzten, nicht zu kühn finden: daß das schweizerische Polytechnikum in der That eine ächte, feste Burg freier Wissenschaft und sittlich-freien Lebens ist. Ueber den Geist, der im Allgemeinen an der Anstalt herrscht, wüßten wir aber nichts Treffenderes zu sagen, als die Worte anzuführen, mit denen Professor Bolley in einer Rede dem erhobenen Vorwurfe einer Beförderung einseitig materiellen Strebens entgegnete:

„Es ist freilich bekannt genug, daß die Vervollkommnung der heutigen Einrichtungen für Verkehr, Wohnung, Kleidung, Nahrung, auch in

Digitized by Google

den auf schlichtern Lebensgewohnheiten angewiesenen Individuen, und selbst in unabhängigeren, auf Aeußeres wenig achtenden Geistern, neue Bedürfnisse hervorruft, und damit eine gewisse Hast, die Mittel zu deren Stillung zu erwerben. Ist es aber deshalb der Technik, der Wissenschaft der Technik zuzuschreiben, daß die heutige Generation von dem Fieber des Genusses und Erwerbes, — von welchem übrigens die Welt in allen Zeitaltern vorübergehend heimgesucht war, — so sehr geplagt ist? Beim Anblick des Allgemeinerwerdens der Jagd nach sogenannten Glücksgütern, darf sich aber der einsichtsvolle Kenner der Veranlassungen zu diesem Treiben nicht beirren lassen. In weit überwiegendem Maße liefert die neue Wissenschaft, Hand in Hand mit den technischen Berufsarten, die Mittel zu gesteigertem und veredeltem geistigen Verkehr, zur Hebung der Sitten, zur Verfeinerung des Geschmacks, zur Verbreitung der höchsten Ideen, für die der Mensch begeistert sein kann, zur Erforschung der Gesetze, an welche das Weltganze gebunden ist und zur Mittheilung ihrer Kenntniß in weitesten Kreisen. Um es recht deutlich zu bezeichnen, wollen wir sagen, daß es kaum ein Gewerbe gibt, welches nicht in Folge neuerer technischer Erfindungen eine Rolle übernommen hat, in irgend einer Weise der Wohlthäter der Menschen zu werden, sei es als Beschützer der Gesundheit, als Beförderer der Emancipatin der Arbeit, als Pfleger des Kunstsinnes, als Streiter für den Fortschritt der Associations- und Freiheitsideen, und gegen Rückfall in entwürdigende Zustände, und die meisten sind starke Mitträger der Kultur durch Beschaffung der direktesten und unentbehrlichsten Mittel für die Bestrebungen der Wissenschaft und Kunst und ihrer Lehre. Es ist deshalb ein grober Widerspruch, wenn man vortheilhafte Unterscheidungsmerkmale unserer Zeit, gegenüber dem Alterthum und Mittelalter, anerkennt, aber gleichzeitig in das Klaggeschrei einstimmt über die Abwege, in welche die Wissenschaft gerathen sei, indem sie sich herunter begebe in das Gewirre des gewerblichen Treibens.

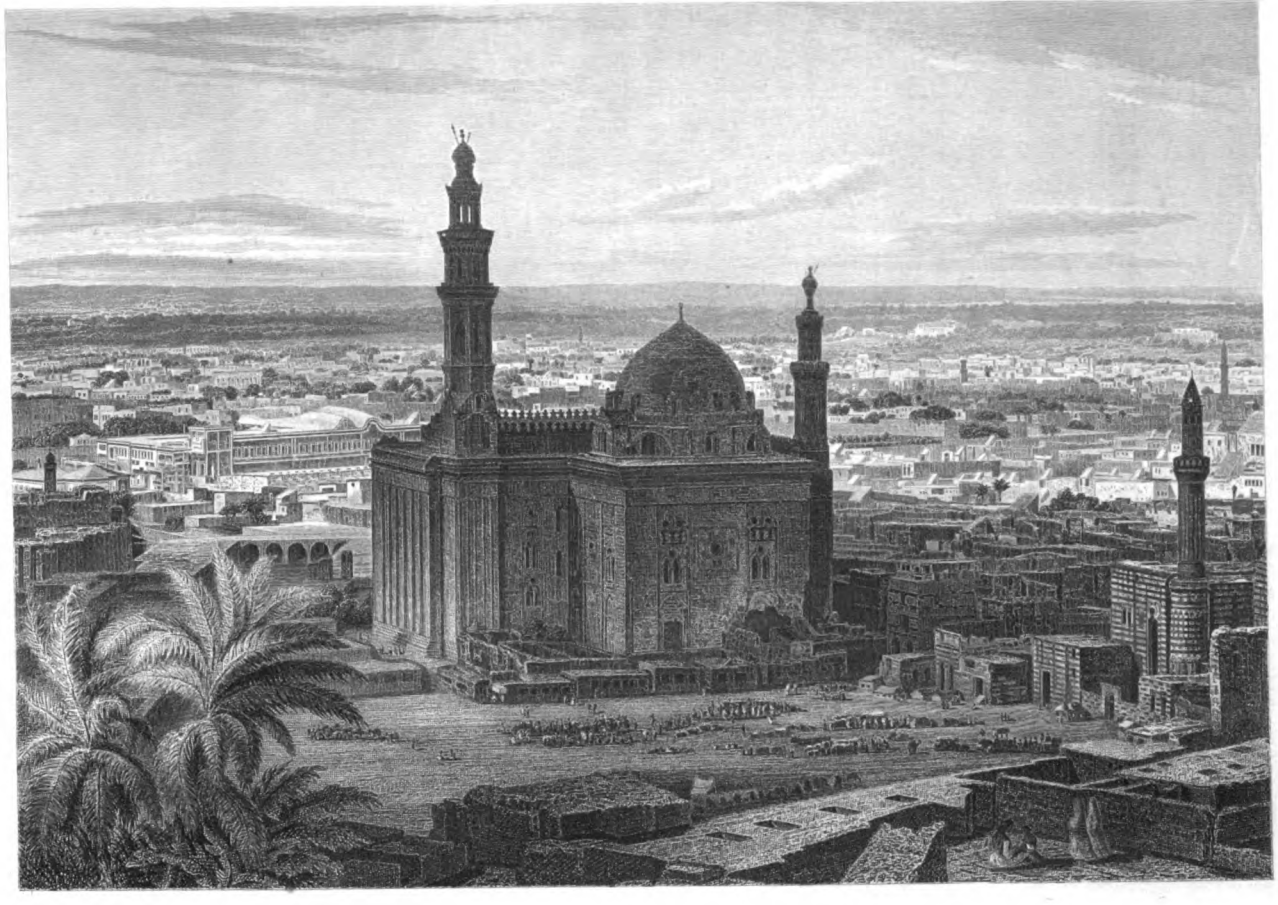
„Ist Fortschritt erkennbar in unsern heutigen Kulturzuständen, so kommt er ganz gewiß zu einem sehr großen Theil auf Rechnung gerade des frischen und lebendigen Eingreifens der Technik. Erfahren wir in dieser Beziehung falsche Beurtheilungen, so dürfen wir uns vollkommen beruhigen; die Zeit wird kommen, da man den Thätigkeiten, deren Pflege den technischen Schulen anvertraut ist, gerecht werden wird. Man wird einst allgemein anerkennen, daß die Befreiung von hergebrachten Hemmungen, die Befreiung von Vorurtheil und Vorrecht nur der Erhebung gelingen konnte, die von Gewerbe und Industrie ausgegangen ist.“

Digitized by Google

Die Moschee des Sultans Hassan in Kairo.

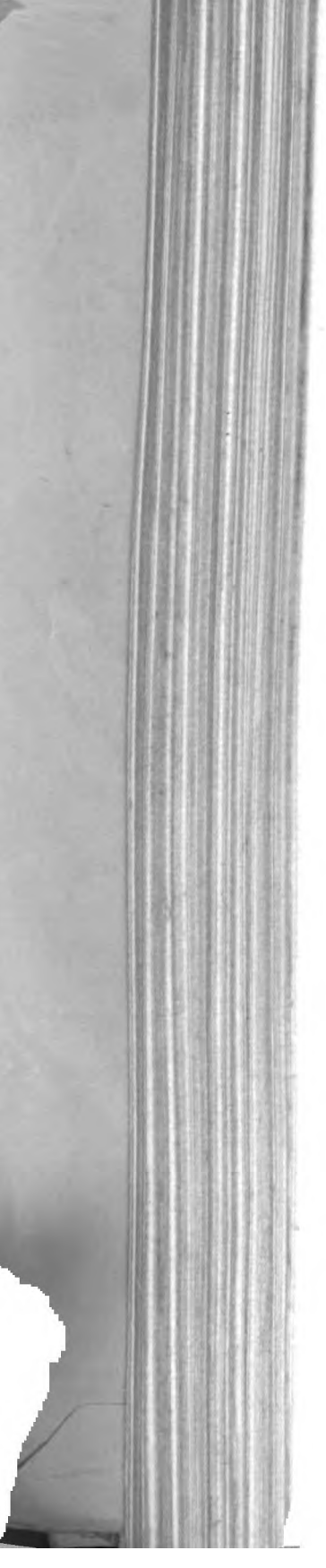
Mitten in dem wogenden Gewühl der Straßen Kairo's gibt es stille Friedensorte, in deren Innerstes das Stimmengewirr und Geräusch der Straßen nur wie ein melodischer Hauch hereintönt: die Moscheen. Keine Stadt bedarf ihrer auch mehr als Kairo. Die Sinne des Menschen ermüden schließlich von allen den wechselnden Eindrücken, welche die ewig lebendige Stadt bietet, und der Geist sehnt sich nach Ruhe und Sammlung. Da sind sie es, die Moscheen, mit ihrer heiligen Stille, ihrer wohlthuenden Kühle, ihrer schmucklosen Erhabenheit, — in welchen die verlorene, träumende Seele sich wieder findet und zu dem Höchsten sich erhebt. Wohl sind sie ganz geeignet, den Menschen fühlen zu lassen, daß er im Hause seines Gottes steht. Selbst den Abendländer überwältigt ein eigenes Gefühl, wenn er die Moschee betritt und zurückdenkt an seine Kirchen und deren Treiben. Da ist nichts, was die Sinne zerstreuen könnte; wohin der Blick sich wendet, nirgends findet er andern Schmuck, als den von Worten, welche den Ruhm Allahs preisen, auf die Wände gewobenen; keine Gallerie, keine Empore hemmt den Schwung der Bogen, der Pfeiler; kein Betstuhl verengt das Schiff des Gotteshauses. Der große Raum ist ein Raum; Kuppel, Pfeiler, Arabesken und die Mosaik des marmorgetäfelten Bodens sind Eins. Auch von allen den Verführungskünsten, welche das Christenthum aufwendet, um seine Jünger in die Halle des Gebetes zu locken, besitzt die Moschee nichts. Sie hat keine Glocken, keine Gemälde, keine Heiligenbilder, keine goldenen und silbernen Altargeräthe, keine Lampen, in deren Prachthüllen ein kleines Flämmchen unterhalten wird, keine Orgel, keinen Weihrauch, keine Blumen, keine Priester, gekleidet in Gewänder, die an Ueppigkeit denen der Könige gleichen: sie hat nur sich selbst, nur ihren Frieden und ihre Freiheit. Keiner der Gläubigen ist gezwungen, ihr Inneres zu betreten, und dennoch strömen ihr von allen Seiten Schaaren von Betenden zu. Kein blindwüthender Pfaffe wirft von ihrer Kanzel herab dem unten knieenden Haufen seine unendlichen Sünden und Gebrechen vor, und dennoch fühlt sich in ihr Jeder, selbst der Christ, erbaut. Kein Seelenhändler treibt für Gold seinen schnöden

Digitized by Google



CAIRO,
VON DER CITADELLE AUS GESEHEN

Digitized by Google



Digitized by Google

Schacher und sichert dem Geistesschwachen, aber Glaubensstarken schon hier auf Erden gute Plätze für jene Welt zu; aber dennoch fühlt sich Jeder beruhigt im Innersten, wenn er aus der Moschee heraustritt. Er hat Rücksprache genommen mit sich selbst und, wie ihm dünkt, mit seinem Gott: — und was bedarf er weiter? „Gerade die Prunklosigkeit, die Einfachheit und Leere der Moschee, die Geisteröde der stillen, geweihten Räume, zu deren hohen Fensterbrüstung der Lärm des Welttreibens nicht herein zu dringen vermag, spricht gewaltig zu dem Herzen und weckt die Gefühle des Erhabenen in den Tiefen des menschlichen Gemüths!"

Jede Moschee zerfällt in drei Theile, in den Vorhof, die Halle und den heiligen Raum, mit einer nach der Richtungslinie des Gebetes, der „Khabala", gelegenen Nische. Ihre innere Einrichtung ist mit geringen Abänderungen überall dieselbe. Im Vorhofe befindet sich ein Brunnen mit fließendem Wasser, bestimmt, um die vom Gesetz befohlenen Waschungen vorzunehmen, und andere Reinigungsanstalten. Im Innern sieht man an starken Messingketten unzählige Lampen herabhängen, welche während der Nacht des Ramadahn oder zur Zeit des Nachtgebetes den Raum erhellen; auf dem Marmorboden liegen Matten und Teppiche. In dem heiligen Raum erhebt sich gewöhnlich ein Grabmal, meist jenes des Erbauers. — Der Besucher des Gotteshauses wäscht sich im Vorhof und kniet auf einer der Strohmatten zum Gebet hin. Ein Jeder betet still für sich selbst, und nur während des Freitags sammeln sich die Gläubigen in Reihen hinter dem Vorbeter oder Imahn. Von der Kanzel herab spricht der Geistliche nur an gewissen Festtagen zu dem Volk. Er liest einige Stellen aus dem Koran vor, und die unten auf den Knieen Liegenden oder Stehenden hören ihn ernst und ruhig an. Dann segnet er die Menge, und der Gottesdienst ist beendet. Der Islam kennt keinen eigenen Priesterstand, und eben deshalb hat dieser auch keine Macht über die Masse, wie der christliche. Jeder, welcher das Wort des Propheten auszulegen versteht, wird von dem Volk geehrt und geachtet und mit dem Namen Maalem (Ulema) oder Schriftgelehrter bezeichnet: aber Keiner von Allen hat das Recht, Sünden zu vergeben und die arme Seele zu bannen oder zu lösen. Jeder Gläubige sorgt selbständig für sein eigenes Heil; jeder erkennt den Koran oder „das Buch" als sein Gesetz in geistlicher und weltlicher Hinsicht.

Eigentlich kann man außer der vorgeschriebenen Fasten nur von einem Religionsgebrauch reden: von dem Gebet. Selbst erklärte Spötter haben dieses Gebet nicht antasten mögen: sie sind hingerissen worden von der Erhabenheit, welche in dieser Handlung liegt. Der Islam nimmt dabei nicht blos auf das geistliche, sondern auch auf das leibliche Wohl des Betenden Rücksicht. Es war kein Kleines, Tausende von Menschen, welche noch nicht einmal gelernt hatten, ihren Körper von Schmuz zu säubern, zu einem gläubigen und reinlichen Volk umzubilden, reinlich, im

Digitized by Google

Vergleich zu dem früheren Zustand, in dem es sich befand. Ein Wort des Propheten bewirkte das Wunder: es wandelte ein im Schmuz versunkenes Thier zu einem Menschen um. Der Prophet machte es dem gläubigen Manne zur unabänderlichen Bedingung, vorher den Leib von allem Unrath zu reinigen, ehe er hintritt vor das Angesicht Gottes, um die Seele zu reinigen im Gebet. — Täglich fünfmal mahnt der Verkünder des Glaubens von der Mediné oder den Minarets der Moschee herab die Gläubigen, das vorgeschriebene Gebet zu verrichten: eine Stunde vor Aufgang der Sonne, um Mittag, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, mit den letzten Strahlen des scheidenden Gestirns und anderthalb Stunden später. Der Gläubige, welcher die Mahnung hört, verläßt das Lager oder die Arbeit und geht, sein Gebet zu verrichten. Es ist ihm vollkommen gleichgültig, wo er sich befindet; ob im rauschenden Gewühl des Basars oder in der Stille seines Hauses, ob auf dem Felde oder auf der Reise, ob im öffentlichen Gerichtssaale oder im Kerker. Wenn er auch der Moschee den Vorzug gibt, ist ihm doch jeder andere Ort ebenso heilig als diese. Er rollt einen Teppich oder eine reinliche Palmenblättermatte auf, legt sie in die Richtung der Khabala, entkleidet sich der Schuhe und Strümpfe und beginnt die „Wäsche." Eine Kanne mit langem Ausguß mit der Linken fassend, gießt er etwas Wasser in die Rechte und spricht: „Der Name des Gottes sei über diesem Wasser! Ich bin im Begriff, das Vorgeschriebene und Hinzugefügte zu leisten". Hierauf wäscht er zuerst die Hände, dann dreimal den Mund inwendig, endlich das Gesicht ebenso oft mit beiden Händen. Nun folgt der rechte und dann der linke Arm bis zum Ellenbogen und dann der Oberkopf; zuletzt wird das rechte und linke Bein bis zum Knöchel gewaschen und hiemit ist die Reinigung beendet. Der Gläubige betritt darauf den Teppich oder die Matte, stellt sich aufrecht, nimmt die Richtung der Khabala und wirft langsam die Hände über seine Schultern weg nach hinten, um damit anzudeuten, daß er mit ihnen alle irdischen Gedanken nach hinten werfe, ruft zweimal: „Gott ist der Erhabene!" — beugt sich nach vorn, richtet sich wieder auf und ruft: „Auf zum Gebet! Auf zu dem Heiligen, Glückseligen!" und wiederum wie vorhin: „Gott ist der Größte!" — dann kreuzt er die Hände über der Brust, spricht den ersten Abschnitt des Koran, senkt die Hände nieder und sagt: „Gott die Bewunderung und der Dank!" — kniet nieder, drückt das Haupt zweimal nach einander auf die Erde, steht von Neuem auf und verfährt bis zur zweiten Kniebeugung wie vorhin. Diese zwei Kniebeugungen sind das Vorgeschriebene, alles Uebrige das Hinzugefügte. Ersteres gilt der Ehre des Höchsten allein, Letzteres der Ehre des Propheten und den Gefühlen des eigenen Herzens. Nach vollendetem Gebete wendet der Gläubige sich rechts und links und ruft nach beiden Seiten hin: „Das Heil und der Friede sei mit Euch!" — Worte, welche an alle das Erdenrund bewohnenden Menschen und an alle guten Geister gerichtet sind.

Digitized by Google

Man muß selbst die Betenden gesehen und es erfahren haben, mit welcher Glaubensinbrunst sie das gebräunte Gesicht niederdrücken auf den Boden, in den Staub, in den Sand der Wüste, um dieses Beten wirklich würdigen zu können.

Alle übrigen Religionsgebräuche des Mohamedaners bleiben der Moschee ziemlich fremd; denn sie soll ihm nicht mehr sein als ein Bethaus. Zum erstenmale betritt er das Innere des Tempels, wenn das Fest seiner Beschneidung gefeiert wird, dann nimmt er als Erwachsener am eifrigen Gebete Theil, holt sich hier den Segen, wenn er sich verehelichen will, und endlich wird sein sterblicher Leichnam noch zum letzten Gange hier eingesegnet. Ich erwähnte in einer früheren Beschreibung von Kairo, daß jede Leiche zunächst in die Moschee gebracht wird, wo man ein Todesgericht über sie hält. Dieses ist ebenso würdig als die meisten übrigen Gebräuche des Islam und zeichnet sich vor Allem durch seine Milde aus. In der Vorhalle der Moschee wird die Bahre mit dem Leichnam niedergesetzt. Der Geistliche spricht einige Gebete und ruft dann der versammelten Menge entgegen mit lauter Stimme: „Bezeugt mir beim allbarmherzigen Gott, ihr Gläubigen, ob Dieser, den wir beerdigen wollen, ein frommer Mann war und gewandelt hat nach dem Gesetz Gottes und des Propheten?" Und wenn dann Alles antwortete: „Ja, bei Gott, das war er, er hat als Gläubiger gelebt und ist als solcher gestorben," dann spricht Jener: „Nun wohlan! so bittet Gott, daß auch ihr den Tod dieses Gerechten sterben möget! Allah nehme seine Seele auf in das Paradies!" War der Verstorbene dagegen ein sündhafter und böser Mann, dann schweigt auf die Anfrage des Geistlichen die Versammlung und Jener spricht ernst und ruhig: „Gott sei seiner Seele gnädig!" —

Mit den Moscheen, welche fromme Mohamedaner in ihrem letzten Willen mit milden Stiftungen und Geldgeschenken bedenken und welche daher oft ein großes Vermögen besitzen, sind gewöhnlich noch öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten verbunden. So enthält die „Djämä el Ascher" in Kairo eine berühmte Hochschule mit einer zahlreichen, in ihrer Art einzigen Bücherſammlung, welche noch gegenwärtig den Schriftgelehrten und ihren fast tausend Zöglingen die meisten arabischen Werke über Gottesgelahrtheit bietet. Früher wurden hier auch die Aerzte gebildet; denn die Arzneiwissenschaft war in Egypten bis zu Mohamed-Ali's Zeiten mit der Gottesgelahrtheit vereinigt. An andern Moscheen werden viele Arme, gewöhnlich die Blinden, von dem Vermögen des Gotteshauses unterhalten. Hungrige werden gespeist, Kranke mit Arzneien versehen, Irre versorgt, Pilger und Reisende beherbergt und unter Anderem auch öffentliche Brunnen gebaut. Diese Letztern sind eine unbeschreibliche Wohlthat für das Volk. In Kairo werden sie nicht von fließendem Wasser, sondern durch Wasserträger gespeist. Man sieht die meist halbkreisrunden Brunnenhäuser fast in jeder Straße, und meist in der Nähe der Moscheen. Messingne

Digitized by Google

Becher hängen an Kettchen an den Schnitzwerken der Einfassung zum Gebrauche eines Jeden, welcher trinken will. Steinbänke laden den Durstigen zur Ruhe ein. Manche Brunnenhäuschen sind ganz verdeckt, nur steinerne Stufen und einige Heber mit messingnen Mundstücken bezeichnen sie dem Vorübergehenden. „Man muß diese Wasserspenden gesehen, man muß, verschmachtet, selbst mit getrunken haben, um auch noch in der bloßen Erinnerung lebendig und mit der Seele zu begreifen, was für ein schönes, natürliches und ewig wahres Menschenthum sich in solchen Anstalten kund gibt!“

Wir brauchen nichts weiter über die Moscheen zu sagen. Unser Bild zeigt eins der schönsten dieser altehrwürdigen Gebäude, die Moschee des Sultans Hassan in Kairo. Sie stammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Ihr Gründer schläft seinen ewigen Schlaf im Allerheiligsten des Gebäudes. Ein einfaches Denkmal bezeichnet seine Ruhestätte.

Die Kaskade bei Terni.

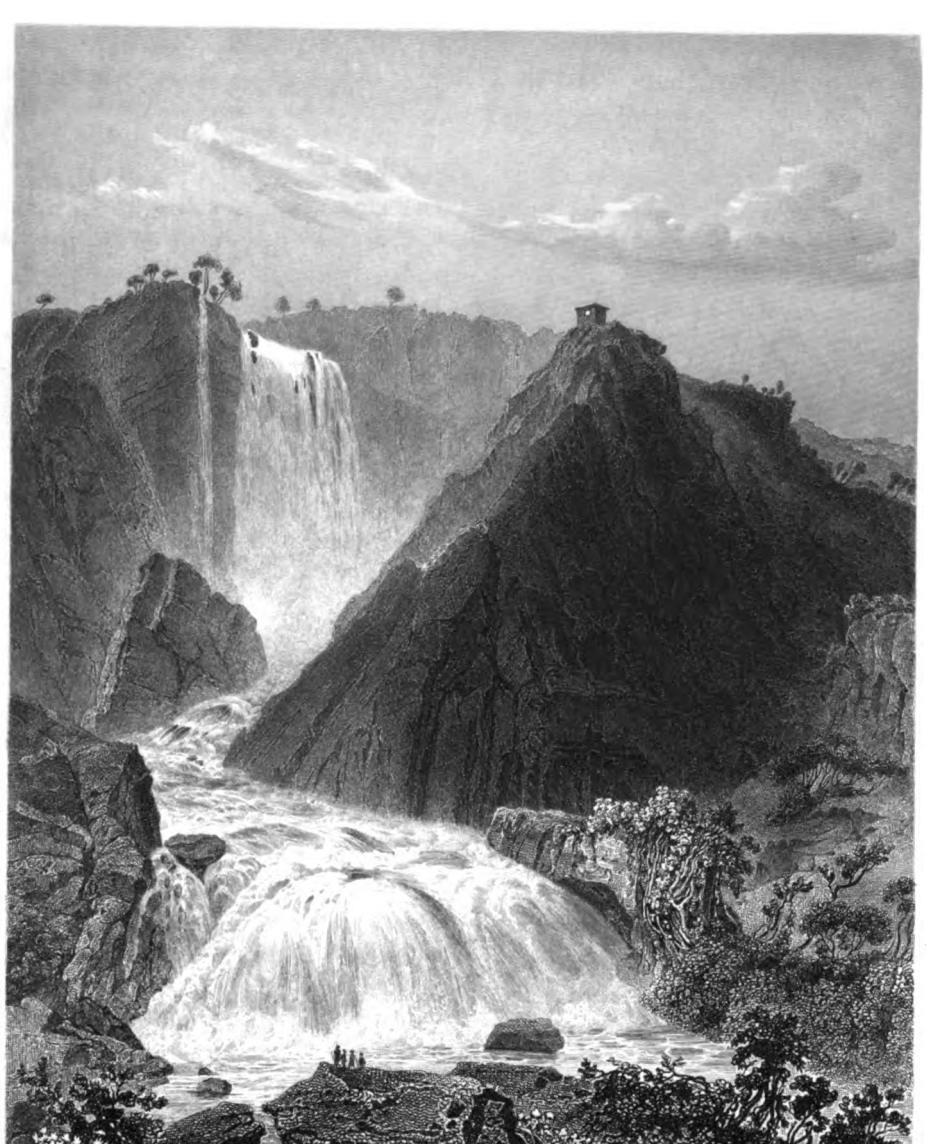
Wer zählt die Menschen all, die seit den Tagen des Alterthums diese „klassische“ Stelle Italiens, der berühmte Wasserfall des Velino bei Terni, entzückt, erschüttert und begeistert hat! Aber wer von all den Tausenden und aber Tausenden hätte Worte gefunden, den Eindruck dieses herrlichsten Schauspiels in seiner ganzen Größe und Tiefe zu schildern? Das Wort verstummt vor dem Donner dieser Gewässer, die von schwindelnder Höhe in die jähe Tiefe niederbrausen; es erlahmt, wenn es dem Sturz dieser Wogenmassen folgen will, die silberglänzend und mit Blitzesschnelle niederschießen und im Felsengrund, der unter ihrem Anprall erdröhnt, wild aufschäumen, zischen, kochen, heulen und jubeln in endloser Arbeit und Lust, während der Gischt an die Felsen spritzt, die rings in fühlloser Erstarrung in den Strudel schauen, oder, zerstoben in Nebel und Dunst, der, wenn die Sonne ihn durchbricht, in tausend Farben funkelt, zum Himmel aufsteigt, um bald als erquickender Regen sich wieder zur Erde niederzusenken und dem Grund der Umgegend das smaragdene Grün

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

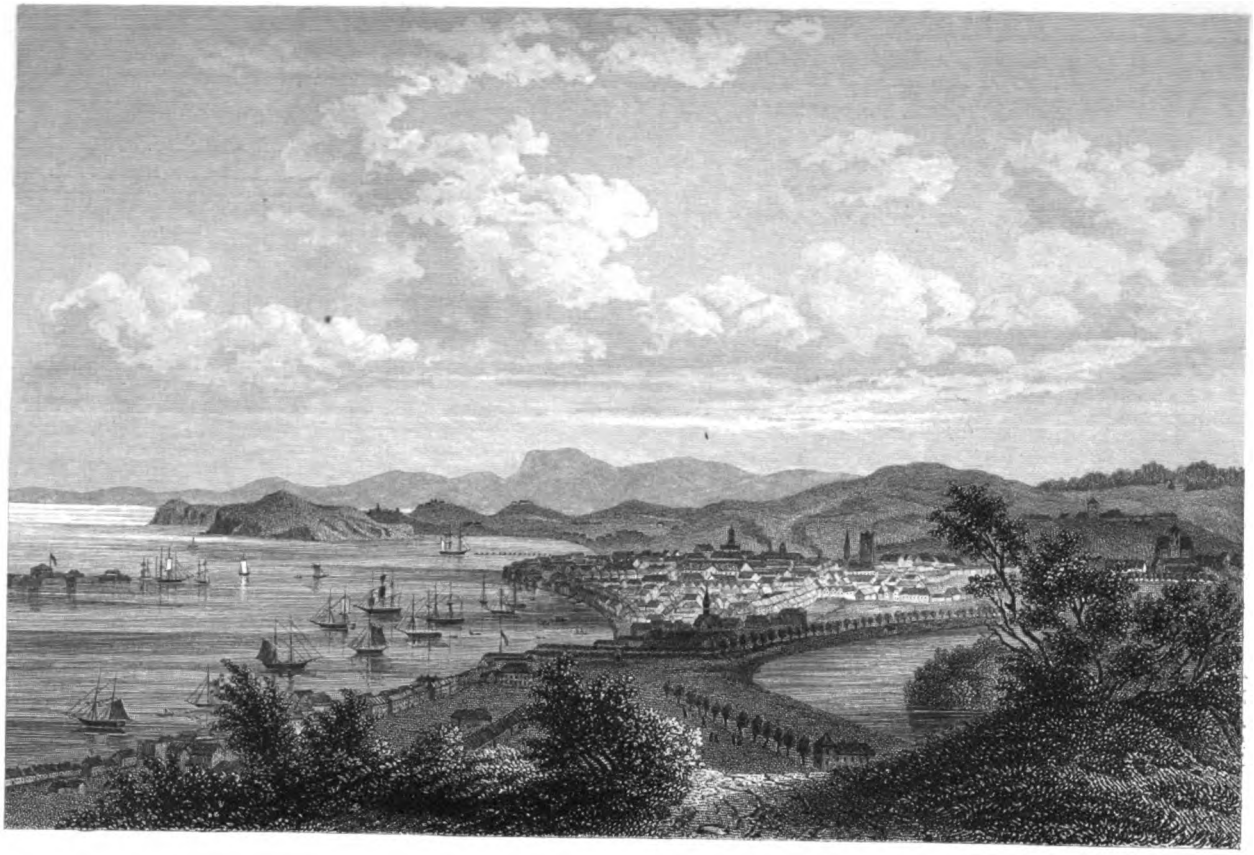


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



DRONTHEIM

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

eines ewigen Frühlings zu verleihen. Schaut im Bilde die Tiefe des Schlundes! Seht, wie das gigantische Element mit rasenden Sätzen von Fels zu Fels springt; wie es die Klippen peitscht, quetscht, zerreißt und spaltet, und in breiter Kolonne mit gewaltigem Fußtritt sich seinen Weg bahnt! — Das gleicht nicht dem Wasser eines Stromes, der bald durch ein blumiges Thal sich winden wird, das erscheint wie die Quelle eines Meeres, das unter wilden Schmerzen aus dem Schooß der Berge sich losreißt und nun endlos, „nie sich erschöpfend, noch leerend", wie eine Ewigkeit sich ergießt. —

Die Kaskade bei Terni, eine der großartigsten Europa's und die berühmtesten Wasserfälle der Schweiz, wie den Staubbach, Reichenbach, Pissevache u. a. weit übertreffend, ist ein Werk der Kunst, indem der Fluß, nachdem er die Ebene von Rieti langsam durchflossen, durch einen künstlichen Kanal, ein Werk des alten römischen Konsuls Q. Curius Dentatus (um 290 v. Chr.), geleitet und so genöthigt wird, den 450 Fuß hohen Sprung in die Tiefe zu thun, wo er sich mit der Nera vereinigt. Die Stadt Terni liegt westlich vom Katarakt; sie war die Vaterstadt des Geschichtsschreibers Tacitus.

B.

Drontheim.

Norwegen ist nicht das Land, in welchem die Städte besondere Anziehungspunkte für den Reisenden sind. Wer jenen Theil des Nordens besucht, will schwelgen in der Natur, will die Wunderbilder schauen, welche sie hier dem trunkenen Auge aufrollt. Der Reisende berührt die Städte nur flüchtig: — sie lassen ihn kalt. Aber eine gibt es doch, welcher man mit Spannung entgegengeht: — Drontheim! Sie ist heute noch die eigenthümlichste und deshalb schönste, anziehendste Stadt des ganzen Landes. Es scheint, als ob ein Stück ihrer alten Herrlichkeit, ein Stück ihres alten Ruhmes ihr geblieben wäre. Sie fesselt jeden Fremden und bietet auch Dem genug, welcher, wie es die meisten Reisenden thun, vom Süden her durch das prachtvolle Land zog. Das will Etwas heißen; denn jeder

Digitized by Google

Reisende in Norwegen wird verwöhnt von all der Schönheit, die dieses Land ihm bietet. Und der Weg von Christiania aus nach Drontheim gehört unzweifelhaft zu den schönsten, welchen ein sorgenlos die weite Welt durchziehender Wanderer nur durchwandern kann.

Blos Engländer, welche an nichts Anderes denken, als an Lachse und Alpenforellen, benutzen das längs der ganzen Küste dahinsegelnde und in alle Buchten und alle Fjorde einfahrende Dampfschiff zur Reise; die übrigen wanderlustigen Menschenkinder nehmen den Weg über Land, durchkreuzen den klaren Miösen und erfreuen sich an seinen prachtvollen Ufern, rollen auf leichtem Gefährt dann durch Gulbrandsdalen dem gewaltigen Dovre zu, lauschen den schäumenden und brausenden Wasserfällen und spiegeln sich in den blitzenden Wildbächen, durchwandern die lachendsten Gegenden des ganzen Landes und steigen über Gebirge hinweg, wo die Wildniß und Oede in ihrer ganzen Nacktheit vor die Seele tritt, halten wohl auch hier und da in einem Bauernhause an, um Land und Volk kennen zu lernen, lauschen dem Balzen des Birkhahns in stiller Mitternachtsstunde und lassen sich den scheuen Schneehahn von kunstgeübten Jägern zum Schuß herbeilocken, spähen den munteren Lemmingen und den Rennthieren nach und bringen so ein ganzes volles Herz wieder mit von dem Gebirge herab in die reizenden Thäler, welche zwischen dem Dovre und der altehrwürdigen Stadt sich hinziehen, bis sie endlich auf den letzten Bergesreihen vor Drontheim das Meer erblicken, welches in den verschiedenen Fjorden und Buchten zwischen den steilen und dunklen Bergwänden hereinlugt und willkommen geheißen wird, wie man einen lieben, alten Freund willkommen heißt. Von der letzten Haltestelle aus fährt man auf einer prachtvollen Kunststraße über die letzte Höhe hinweg und rollt dann rasch in das Thal des Nidelvs hinab, welches man leider ein wenig zu weit unten erreicht, als daß man die hochberühmten Wasserfälle noch erschauen könnte, deren Toben als leises Donnern zu Einem herübertönt. Mit den berggrünen Wellen des Flusses zieht man weiter. Einzelne Landhäuser kommen zum Vorschein, dichter und dichter werden die blühenden Gärten und eine prachtvolle Landschaft breitet sich endlich vor dem überraschten Auge aus. In den Gärten blühen Rosen und Veilchen, Vergißmeinnicht und Maiblümchen, an den geschützten Stellen erheben sich Obstbäume, welche köstliche Früchte reifen, und die Birken, die Eschen, die Linden sind so frisch und schön, der Blumenschmuck auf den wohlgepflegten Beeten ist so üppig, daß man den 64. Grad nördlicher Breite, welcher sich fast über Drontheim wegzieht, vollkommen vergißt.

Und noch wird man von Neuem und freudig überrascht, wenn man endlich die alte Stadt betritt. Man denkt kaum mehr daran, daß man im hohen Norden sich befindet, man glaubt in eine recht hübsche, freundliche Stadt Mitteldeutschlands einzufahren. Von dem hohen Alter Drontheims merkt man allerdings nicht viel; denn die wiederholten Feuersbrünste,

Digitized by Google

welche die Stadt heimsuchten, haben das Alte weggeräumt, aber dafür haben sie auch die jetzige Anlage der Stadt herbeigeführt. Drontheim hat nur gerade und sehr breite Straßen mit recht hübschen, gemüthlichen, wohnlichen, zwei- und dreistöckigen Häusern. Immer noch bestehen nur wenige von ihnen aus Stein, die meisten sind vielmehr Blockhäuser, welche außen und innen mit Bretern beschlagen und mit Oelfarbe getränkt sind, hierdurch den Anschein massiver Wohnungen erhaltend. Alle ohne Ausnahme sind sauber und reinlich und so auch die Straßen. Eine vortreffliche Wasserleitung und Gasbeleuchtung stellen die Stadt über viele Deutschlands. Die Nidelv umfließt Drontheim in Schlangenwindung und macht den größten Theil des Landes, auf welchem die Stadt sich erhebt, zu einer Halbinsel. An dem Flusse und dem Meere liegen die großen Waaren- und Lagerhäuser der Kaufleute, das beste Bild des Reichthums der Stadt, obwohl sie nicht der eigentliche Stapelplatz der vom Norden her einlaufenden Schiffe ist, welche lieber an ihr vorbei- und bis Bergen hinabfahren. Die Kaufgewölbe sind so nett und zierlich, wie die ganze Stadt, die Gasthäuser verhältnißmäßig sehr gut und die Leute endlich so freundlich, so liebenswürdig, so gastfrei und zuvorkommend, wie kaum irgendwo im ganzen Lande. So muß Drontheim Jeden fesseln, der es betritt.

Man würde sich einen sehr falschen Begriff machen, wenn man glauben wollte, daß das Klima uns unangenehm sein könnte. Ein Sommertag in Drontheim hat seine eigenen und großen Reize. Nur wenn der Nordwind gar zu heftig aus dem Eismeere herüberweht, ist es kühl in den Straßen, bei Windstille macht sich die Kraft der Sonne geltend, und schon im Mai geht man in denselben leichten Kleidern in Drontheim spazieren, wie bei uns in Deutschland. Der Tag ist schön, die Sommernacht aber noch viel schöner. Vom 15. Mai an bis zu Anfang des Augusts gibt es keine Nacht mehr in Drontheim. Die Sonne geht zwar erst gegen 2 Uhr am Morgen auf und schon nach 10 Uhr Abends wieder unter; aber das Abendroth steht so lange am Himmel, bis das Morgenroth im Osten wieder erglüht, und noch um Mitternacht kann man überall, auch im engsten Gäßchen, ohne Beschwerde lesen und schreiben. Dabei ist die Nacht von einer lieblichen Frische, weder zu kalt, noch zu warm, und daher kommt es auch, daß sie das Leben noch lange wach hält, daß bis zu späten Stunden heitere Menschengruppen die Straßen durchziehen und die eigentliche Nachtstille nur wenige Stunden währt. Aber der freundliche Sommer ist leider kurz. Von dem Tage an, wo es um die Mitternachtsstunde wieder dunkelt, bricht der Winter herein über jene Gegenden. Der Herbst ist unfreundlich, wie bei uns in Deutschland, der Winter aber um so angenehmer; denn nur höchst selten bringt er jene grimmige Kälte mit sich, welche die viel weiter im Süden gelegenen Städte des Ostens unseres Erdtheils heimsucht; er hat wohl eine kräftigende Frische, nicht aber jene vernichtende

Digitized by Google

Erstarrung alles Lebendigen im Gefolge. Der lichte Spiegel des Meeres bleibt offen alle Zeit; denn auch Drontheims Mauern wälzt der Golfstrom seine lauen Fluthen heran. Handel und Schifffahrt blühen nach wie vor, und für das innere Land ist nach des Normanns Ansicht jetzt die Zeit zu bequemen Reisen gekommen, denn der leichte Schlitten des Landes findet überall noch Weg und Steg.

Aber die Bewohner Drontheims verlassen ihre liebe Heimathstadt nur ungern. Das Leben ist dort so gesellig, wie nirgends anders in ganz Norwegen, auch das Volk hat sein ureigenes Gepräge bewahrt. Fast jede Familie bewohnt ihr eigenes Haus, wie dies in der Vorzeit überall der Fall war; aber in dem Hause wird Gastfreundschaft geübt, wie sie die alten Nordlandskönige übten, und gerade im Winter blüht das wahre Leben der Drontheimer in aller Frische auf. Mit Recht hält man die Einwohner dieser anziehenden Stadt für die liebenswürdigsten im ganzen Lande. Sie haben sich einen hohen Grad feiner Bildung erworben und dennoch alle ansprechenden Tugenden ihrer Vorfahren bewahrt. Sie bilden gleichsam nur eine einzige große Familie, und Einer hilft dem Andern mit Rath und That, so viel er kann.

Und dabei sind die Drontheimer gar ein lustiges Völkchen. Sie lieben Unterhaltung aller Art. Im Sommer besucht man sich gegenseitig auf den wirklich allerliebst eingerichteten Landhäusern; und so wenig fahrbar die Wege auch sein mögen: das leichte Karjol, jener sonderbare Wagen, in welchem nur eine Person sitzen kann, kommt doch fort. Tiefer in das Land hinein fährt man seltener; um so häufiger durchschifft man den klaren Fjord. Segeln und Rudern ist des Normanns größte Lust. Neben dem kleinen Lustdampfer, welcher fast täglich eine fröhliche Gesellschaft über einen Theil des Fjordes trägt, hat man noch eine Menge Boote und Jachten, an deren Bord die Vornehmsten und Reichsten gern und freudig die Arbeit des Matrosen übernehmen und sich recht wacker abarbeiten, der allgemeinen Lust Genüge zu leisten. Tüchtige Böller gehören selbstverständlich zur allernothwendigsten Ausrüstung des Fahrzeuges, und der „Flaschenkeller" ist immer trefflich gefüllt. Fröhlichere Schiffleute kann man nirgends treffen, als auf solchen Jachten. Der dem Normann im Allgemeinen eigene Ernst wird durch die frische Fahrt gemildert; der aus dem besten Rum von Jamaica bereitete „Todi", des Normanns Nationalgetränk, thut auch das Seinige, und die nothwendige Leibesarbeit erfrischt mehr, als sie entkräftet: — da segelt man nun im tollen Jugendmuth dahin, so rasch als möglich. Man setzt so viele Segel auf, als das Fahrzeug tragen kann und sieht es gerne, wenn es tüchtig weht und das Schiffchen seinem dichterischen Namen Ehre macht. Bei guten Freunden wird gelandet, auf öden Inseln, die der gehätschelte Eidervogel sich nicht zum Brutplatz auserkoren, der Jagd obgelegen, mit dem Dampfer um die Wette gefahren, durch Sunde gesegelt, wo kaum noch ein Fuß Wasser

Digitized by Google

unter dem Kiele liegt:— wahrlich, lustigeres Fahren kann man sich kaum denken! Kein Wunder auch, daß gegen die Mitternacht hin noch Viele längs des Hafendammes lustwandeln, ihr Auge an den von allen Seiten herbeikommenden Schiffen erfreuend, ihr Ohr den Klängen der Musik zuwendend, welche der Nachtwind vom Bord der Lustboote aus zum Lande herüberträgt.

Gegen den Herbst hin geht die rüstige Jugend anderen Vergnügen nach. Wenn die Berge des inneren Landes weiß zu werden beginnen, ist die Zeit gekommen, in welcher sich der Bär am leichtesten finden läßt. Dann werden die schweren, weitmündigen Büchsen in Stand gesetzt, einige Pferde mit Nahrungs- und Schießbedarf beladen, und ganze Jagdgesellschaften brechen auf, um Meister Petz auf seinen letzten Gängen nachzuspüren. Dann vergißt der Städter gern alle Freuden seines Drontheim und verbrüdert sich auf's innigste mit dem biderben Bauer, einem Manne, an Ehrlichkeit ein Kind, an Stolz ein König, an Muth und Kraft den alten Nordlandsrecken gleich, der seinen höchsten Ruhm darein setzt, mit selbstgefertigter Waffe dem zottigen Herrn der Wildniß im Zweikampfe entgegen zu treten.

Der Winter erst führt die Jäger wieder der Heimath und den geselligen Freuden des Hauses zu; er bringt auch in Drontheim Konzerte, Bälle, Schauspiele und Gesellschaften, wie bei uns im Süden.

Drontheim liegt auf einer Halbinsel, welche vom Fjord und der Nidelv gebildet wird. Auf der Westseite hängt diese Halbinsel durch eine schmale Zunge mit dem übrigen Lande und der kleinen Vorstadt Ilen und den erwähnten Landhäusern zusammen, nach der Ostseite hin verbindet sie eine breite Holzbrücke mit der Vorstadt Baklandet. Vor der Stadt im Fjord liegt auf einer mittelgroßen Scheere die Festung Munkholmen und auf den östlichen Anhöhen das Kastell Christiansborg. Von der befestigten Scheere im Fjorde aus genießt man eine wahrhaft entzückende Aus- und Umsicht. Nach Westen und Süden hin schließen hohe, felsige, kühn geschwungene Berge den Fjord, so daß man glaubt, in einem großen See sich zu befinden; östlich breitet die Hauptstadt sich aus, und nach Norden zu endlich überschaut man eine endlos erscheinende Wasserfläche, aus welcher hunderte von bewaldeten oder mit Landhäusern geschmückten Inseln hervortreten. Mehr im Innern des Landes wachsen die bewaldeten Berge hoch empor, und so befindet man sich gleichsam in einem weiten Kessel, welcher nach allen Seiten hin durch die natürlichen Bergesmauern umschlossen ist.

Im Innern der Stadt gibt es aber auch mancherlei zu schauen. Da ist zunächst das Regierungsgebäude, ein Palast ganz aus Holz erbaut, das größte Blockhaus der Erde; da sind die alten berühmten Kirchen und unter diesen vor Allem der Dom, so zu sagen der Grund- und Eckstein der ganzen Stadt.

Digitized by Google

Der bereits verklungene und fast vergessene alte Name Nidaros, den Drontheim bis zum 15. Jahrhundert führte, klingt Einem wieder an, wenn man vor dem altehrwürdigen Gebäude steht, welches so recht eigentlich ein Wahrzeichen ist von Dem, was Drontheim in früheren Zeiten war. Die Stadt und der Dom sind von jeher auf das innigste mit einander verbunden gewesen. Fast alle Schicksale, welche über Drontheim hereingebrochen sind, hat auch die alte Kirche, der einzige Ueberrest der mittelalterlichen Baukunst, im ganzen Norden getheilt, und manches Geschick hat sich hier entsponnen und vollendet. Der Domkirche dankt Drontheim seinen alten Ruhm, der Domkirche die Ehre, von jeher Haupt- und Krönungsstadt des Landes gewesen zu sein. Die ganze Geschichte des Ortes tritt lebhaft vor die Seele, wenn man vor oder in dem Gebäude steht. Da dämmert die Erinnerung auf an den alten König Olaf Trygvesson, welcher die Stadt im Jahre 996 anlegte, obwohl eigentlich König Olaf der Heilige als deren Gründer anzusehen ist. Hier wurden die Ueberreste dieses norwegischen Märtyrers und Helden aufbewahrt, und sie zogen eine Menge Pilger mit ihren Geschenken zu dem Heiligthume, zu dem König Olaf Kyrre um das Jahr 1080 den Grundstein legte, so, daß der Altar gerade über dem Grabe des Heiligen zu stehen kam. Im 12. Jahrhundert nahm hier ein Erzbischof seinen Sitz und zog dann den König des Landes nach sich. Die Domkirche wurde gleichsam die Mutter von vielen anderen; denn die ganze Stadt war durch sie zu einer heiligen geworden. Immer zahlreicher wurden die Pilgerschaaren, immer größer der Reichthum der Stadt, immer gewaltiger der Haufen fauler und nichtsnutziger Priester, welche dem Lande das Mark aussogen, um sich zu bereichern. Im 13. und 14. Jahrhundert blühte das Pfaffenwesen hier wie nirgends anders im ganzen Norden, und schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts war Drontheim eine große und, wie gesagt, eine heilige Stadt. Von dieser Zeit an aber brach das Unglück über sie herein. Das Feuer vernichtete den herrlichen Dom zwar schon ein halbes Jahrhundert nach seiner Vollendung im Jahre 1328. Der Blitz zündete ihn hundert Jahre später zum zweiten Male an, und Mitte des 16. Jahrhunderts brannte er zum dritten Male ab; aber bis dahin war immer Geld genug vorhanden gewesen, ihn wieder aufzubauen. Allein die im Jahre 1537 erfolgte Reformation hatte den Glauben an die Wunderthätigkeit des Heiligen so geschwächt, daß der Pilger immer weniger wurden und der Bischof, ergrimmt über den Unglauben der Zeit, die Hauptstadt verließ, Bannblitze hinter sich zurückschleudernd. Während der Endhälfte des 16. Jahrhunderts standen nun noch Ruinen des Domes, und als nun noch die schwedischen Kriegsleute im Jahre 1564 Drontheim eingenommen hatten, als sie sengend und brennend, brandschatzend und plündernd die Stadt verwüstet, die Einwohner vertrieben, als sie die letzten silbernen Nägel aus dem hölzernen Sarge, welcher die Reste des Hei-

Digitized by Google

ligen umschloß, gezogen hatten, da sank Drontheim tiefer und tiefer, und mehr als hundert Jahre vergingen, ehe es sich allgemach wieder erholte. Und noch mehre Male that das Feuer dem Aufschwunge Einhalt, noch einige Male versuchten die Elemente ihre unwiderstehliche Kraft an der alten steinernen Kirche und an den immer und immer wieder erneuten Holzhäusern der Stadt. Zum letzten Male brannte der Dom im Jahre 1719 ab, und erst von dieser Zeit her schreibt sich seine jetzige Gestalt. Die Stadt hat erst ganz in der Neuzeit ihre heutige Anlage erhalten; denn auch in diesem Jahrhunderte wütheten fünfmal große Feuersbrünste in ihrem Weichbilde.

Man kann wohl annehmen, daß von dem heutigen Dom die eine Hälfte in Trümmern liegt, daß nur die Umfassungsmauern noch stehen. Die Drontheimer möchten den ganzen Bau sehr gern wieder in seiner ursprünglichen Herrlichkeit entstehen sehen, wenn sich nur ein Baumeister finden könnte, der sich in den Urstyl hineindenken, wenn es nur so viel Glauben noch gäbe, daß man die nöthigen Gelder zu solch gewaltigem Werke zusammenbringen könnte. Das Eine wie das Andere ist sehr schwer. Die alten Baumeister haben den Rundbogen-, den Spitzbogen- und den Kuppelstyl auf so geschickte Weise zu verbinden verstanden, daß das Ganze aus einem Gusse erscheint; sie haben den Bau auf die mannigfaltigste Art mit Bogen, Wandpfeilern, Gesimsen, vorstehenden Köpfen und Figuren zu zieren gewußt; sie haben an den damaligen Bildhauern so treue Helfer gehabt, daß es heute wohl schwer werden dürfte, Einen zu finden, der das Neue dem Alten ebenbürtig herstellen könnte. Namentlich der Chor ist wunderprächtig in seiner Art. Er erscheint wie ein von Eisen gegossener, gothischer Säulenbau, in welchem mehre übereinander stehende Bogen die Verbindung herstellen. Das Bauwerk ist so leicht, so durchbrochen, so luftdicht und aus so mürbem Gestein gearbeitet, daß man kaum die Rotunde zu betreten wagt, aus Furcht, daß das Ganze zerbröckeln, daß die prachtvolle Krone, welche die Kuppel ziert, herabfallen und Einen zerschmettern möchte. Der Beschauer kann es nicht begreifen, wie dieses herrliche Werk der Baukunst allen den Stürmen widerstanden hat, welche die Kirche betrafen, daß es heute noch trotz des mangelhaften Stoffes, der es zusammensetzt, seine volle, ursprüngliche Schönheit zeigt. Ein deutscher Baumeister, welcher in Christiania wohnt, hat einen Entwurf zur Wiederherstellung ausgearbeitet, welcher in der That das Mögliche zu leisten verspricht, nur das Eine fehlt ihm: gläubige Gemüther, welche dieselbe Opferfreudigkeit besitzen, wie die Drontheimer vergangener Jahrhunderte. Aber solche Gemüther dürften jetzt wenige zu finden sein. Auch in Norwegen hat sich der Fluch des Pfaffenthums, der katholische Jesuitismus, oder, was dasselbe ist, der protestantische Pietismus der Geister nur allzusehr bemächtigt. Die nordische Geistlichkeit hat von jeher die ihr fehlende Gelehrsamkeit durch eine blinde Gläubigkeit zu ersetzen gesucht. Im

Digitized by Google

Laufe der Zeit ist der Protestantismus verknöchert; man ist
Stufe stehen geblieben, auf welcher man vor 300 Jahren
ist denn die Geistlichkeit rückwärts geschritten, während das
ging, und die Bessern und Besten des Volkes stehen
Priesterhaufen und der todten Form achtungslos gegenüber,
die schwachen Seelen sich der über alle Verstandesgründe erh
bigkeit in die Arme warfen. Das Häuflein der Letztern ist
eben groß und nicht befähigt, zu einem Dombau beizusteue
also zu fürchten, daß der großartige Bau mehr und mehr in
men wird.

Im August des Jahres 1860 zeigte der Dom noch einn
seinem mittelalterlichen Gepräge. Der König der Norwege
den hatte für gut befunden, eines jener kirchlichen, prunk
des Mittelalters wieder heraufzubeschwören: er wurde um
alten Dome von Drontheim gekrönt. Wir gestehen gern,
unsere Zeiten bedeutungslose Feierlichkeit ihres theatralischen
ber mit ihrem Beten auf Kommando, mit ihren Knieben
dem Donner der Kanonen, mit ihrem Schwall von leeren
höchlich mißfallen hat; aber wir müssen ebenso eingestehen,
nung gerade für den Dom in Drontheim paßte, wie für
Kirche der Erde. In der alten Ruine verband sich da
„Von Gottes Gnaden" noch einmal so recht innig mit der
innerhalb der zum Theil verfallenen Mauern, denen man, u
der vergangenen Jahrhunderte zu verdecken, einen Schmuck
gefärbten Tüchern umgehangen hatte, innerhalb dieser
Hallen erschien die ganze Feierlichkeit dem unbefangenen
Possenspiel, eine Verhöhnung des Glaubens, welchen Je
Freidenkendste, in seiner Brust trägt, erschien es wie ein se
Zurückwünschen der Zeit, welcher die Kirche selbst angehört
endlich wie ein Zeichen der Auflösung jenes Königthums u
sterschaft: es war, als ob sich ein verfallendes Geschlech
geflüchtet hätte.

A

Digitized by Google

Digitized by Google



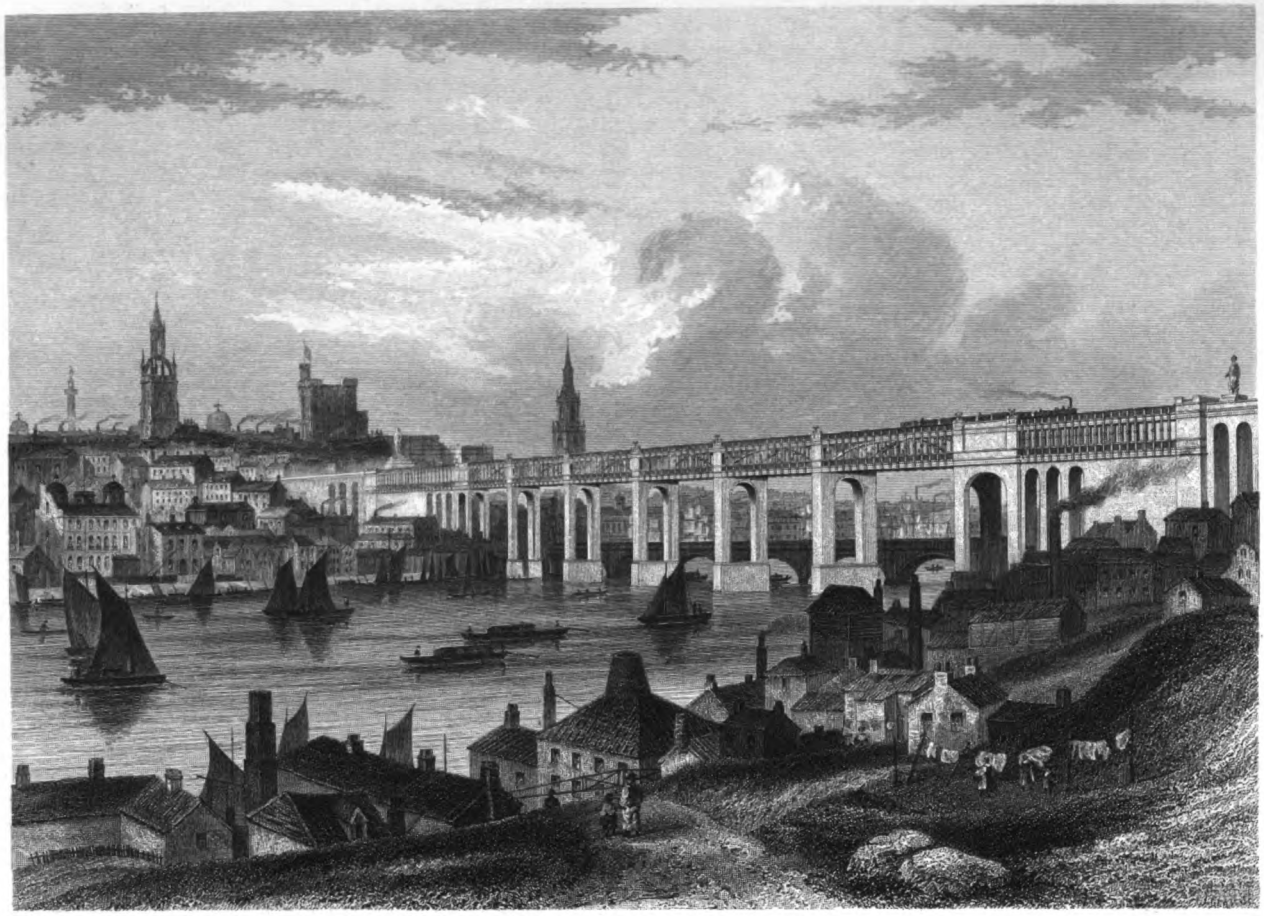
SCHLOSS STERNBERG im BÖHMEN

Digitized by Google




Digitized by Google

Digitized by Google



NEW-CASTLE

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Schloß Sternberg.

Das schlösserreiche Böhmen hat uns schon einige der schmucksten Bilder in unser Buch geliefert. Dieses, einer der vornehmsten und am malerischesten gelegenen herrschaftlichen Sitze, darf in der Reihe nicht fehlen. Es ist das Stamm- und Residenzschloß der Grafen von Sternberg, des alten, reichen, angesehenen und historischen Geschlechts der böhmischen Edlen, und ist umgeben von einer Herrschaft, welche drei Quadratmeilen mit 6000 Bewohnern umfaßt. Die Geschichte der meisten dieser Schlösser, so weit sie im Allgemeinen interessiren kann, ist die Geschichte Böhmens überhaupt, und diese ist schon öfters in diesem Buche erzählt worden.

Die Kohlen von Newcastle.

Newcastle — „Newcastle-upon-Tyne“ — ist eine Stadt von hohem Alter im Norden von England, in Northumberland. Sie liegt auf drei Hügeln am Ufer des Flusses Tyne, welchen man — zur Unterscheidung von ein oder zwei Städten gleichen Namens — dem ihrigen hinzuzufügen selten versäumt. Der Vordergrund unseres Bildes zeigt die Stadt Gateshead, welche, mit Newcastle durch eine stattliche Brücke von neun Bögen zusammenhängend, als eine Vorstadt derselben betrachtet

Digitized by Google

werden kann. Es ist ungefähr dasselbe Verhältniß wie von Deutz und Köln, oder von Kastel und Mainz. — Die erste Notiz von dieser Stadt datirt aus der Römerzeit. Hier war eine Station jener gewaltigen Mauer, welche die Römer von Meer zu Meer quer durch Nordbritannien gezogen hatten, um die Bewohner desselben, die alten eingeborenen Briten, vor den Einfällen der wilden Picten, welche im schottischen Hochland hausten, zu beschützen. — Die zweite Nachricht trägt einen erbaulichen Charakter. Wir hören von zahlreichen Klöstern an diesem Platze, welcher im frühesten Mittelalter unter dem Namen „Monkchester“ (Mönchsstadt) in den Chroniken vorkommt; von einem wunderthätigen Brunnen, „Jesus' Mount“ (das heutige „Jesmond“), zwanzig Minuten von der Stadt, und von Pilgerschaaren, welche ihn besuchten. Es ist merkwürdig — um es im Vorübergehen zu erwähnen — wie die Praxis unserer modernen Gesundbrunnen sich aus dem Kultus der „heiligen“ Quellen des mönchischen Mittelalters entwickelt hat. In den Ländern, die faktisch noch auf der Entwickelungsstufe desselben stehen, wie z. B. im ganzen Westen von Irland, gibt es derartige, von Aberglauben aller Art umkleidete „heilige“ Brunnen genug; bei den civilisirteren Völkern dagegen ging die natürliche Heilkraft solch mineralischer Quellen aus den Händen der religiösen Mystik in die viel vernünftigeren der Medicin über und aus den beschwerlichen und selbstquälerischen Pilgerfahrten zu denselben wurden unsere zuweilen sehr amüsanten Reisen — in's Bad! Uebrigens bewahrt Newcastle ein Andenken jener Zeit in dem Namen einer seiner Hauptstraßen: „Pilgrim Street“. — Abgesehen von den antiquarischen und geistlichen Reminiscenzen dieser Stadt ist der Anfang ihrer weltlichen Bedeutung auf die Tage des normannischen Eroberers zurückzuführen, dessen ältester Sohn, Robert, hier ein „new castle“, ein „neues Schloß“ baute. Dieses neue Schloß ist nun zwar alt und ruinenhaft geworden; aber auch so noch stolz, mit dem ursprünglichen Normannentrotz seiner Mauern, und überwallt von der rothen Fahne von Großbritannien steht es noch da, hoch auf den Hügeln, die Stadt überblickend, welcher es seinen Namen gegeben — „New Castle“. — Eine schöne Stadt wurde diese alte Stadt erst im Laufe der dreißiger Jahre, wo man die engen Gassen im Mittelpunkt derselben niederriß und einige Straßen, Squares und Plätze an Stelle derselben errichtete, welche zu den nobelsten und prachtvollsten des ganzen Königreichs gehören. Und so, eine wunderliche, aber höchst anziehende Mischung von Alt und Neu, ein sonderbares Kompromiß zwischen Vergangenheit und Gegenwart präsentirt das Bild von Newcastle sich unserm Blicke. Da steht, schlank und fest und viereckig, aber schwarz wie Tinte, das alte Burgverließ des Normannenprinzen. Höher noch über der Stadt empor ragt zur Linken der schöne alte Thurm von St. Nicholas, und zur Rechten die neue, luftige Säule des zweiten Earl Grey. Hier, den Fluß entlang, sehen wir, eine über der andern, drei Reihen von düstern und

Digitized by Google

schmutzigen Häusern, die schon Jahrhunderte lang im Rauche dieser Stadt gestanden; und dort auf der Höhe, in ihrem neueren Theile, drei Reihen von Gebäuden in korinthischem Styl, und darunter die Börse von Newcastle, stolz wie der Tempel der Minerva in Athen.

Aber alles dieses ist es noch nicht, was die Stadt für den Reisenden interessant und für den Handel von England so wichtig und bedeutend macht.

Newcastle ist im eigentlichen Sinne die Kohlenstadt von England. Man kann buchstäblich sagen, es sei auf Kohlen, und wenigstens figürlich, es sei aus Kohlen gebaut. Denn es liegt dicht an den großen und berühmten northumbrischen Kohlenfeldern, welche seit Jahrhunderten London, alle östlichen und die meisten der südlichen und Mittelland-Grafschaften von England mit Brennmaterial versorgt haben; und der Handel mit Kohlen sowie die Verschiffung derselben auf dem Tyne, welcher Fahrzeuge von 3 — 400 Tonnen sicher bis in die Stadt trägt und so einen der besten Seehäfen an der ganzen Ostküste von England bildet, sind die Quellen des Reichthums für dieselbe geworden. Diesem Orte hat London es zu danken, daß es so schwarz aussieht von allem Ruß und Rauch. Bis in's 14. Jahrhundert brannte man in London nur Holz, welches aus den benachbarten Forsten gehauen wurde. Aber die Forsten lichteten sich zuletzt, und unter Eduard II. begann man Kohlen aus Newcastle zu importiren. Die Wirkungen des Kohlenstaubes zeigten sich unmittelbar, und schon 1316 petitionirte das Parlament beim König, Kohlen als Feuerungsmaterial in London zu verbieten, weil es „ein öffentliches Aergerniß" sei; worauf Eduard II. verordnete, daß Jeder Strafe bezahlen solle, welcher „seegeborene Kohle" brenne, und daß ihm, im zweiten Betretungsfalle, der Ofen zerstört werden solle. Aber das Verbot, obgleich niemals auf legalem Wege zurückgenommen, gerieth dennoch bald in Vergessenheit. Die Parlamente von England sahen es ruhig mit an, daß die Häuser von London, ihr eigenes in Westminster einbegriffen, schwarz wurden, und mit dem Wachsthum der Stadt wuchs auch der Kohlenimport, und mit diesem die Größe und der Reichthum der Kohlenmetropole, Newcastle. Zur Zeit der Restauration — im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts — wurden in London nur 200,000 Tonnen Kohlen eingeführt; 1775 kamen 500,000 an; eine Quantität, welche im Beginn dieses Jahrhunderts sich auf 900,000 steigerte, während gegenwärtig mehr als 6,000,000 nach dieser einen Stadt gehen. —

Wnn man solche Zahlen hört und die Länge der Zeit in Anschlag bringt, während welcher die Kohlengruben rund um Newcastle schon ausgebeutet worden sind, so drängt sich ganz natürlich die Frage auf, ob sie sich denn nicht endlich erschöpfen werden? „Endlich" gewiß! Denn Alles auf Erden, Kohlengruben nicht ausgenommen, hat ein Ende; aber manch ein Tag und manch ein Jahr kann noch vergehen, ehe die letzte Kohle aus

Digitized by Google

Northumberland an's Licht gefördert sein wird. Denn das große nordenglische Kohlenfeld, welches um die Flüsse Tyne und Wear liegt und in seiner Entwickelung wesentlich durch diese Flüsse gefördert wird, ist im Augenblick nicht allein das älteste, sondern auch das reichste von allen bekannten Kohlenbergwerken in der Welt. Es hat einen Flächenraum von ungefähr 460 (engl.) Quadratmeilen bekannter Kohlenformation. Wahrscheinlich sind außerdem noch 225 (engl.) Quadratmeilen unter neueren geologischen Formationen, als denen, in welchen die große Masse liegt, vorhanden. Der Maßstab, in welchem dieses immense Kohlenlager ausgebeutet worden ist und noch immer ausgebeutet wird, geht zum Theil schon aus den oben gemachten Mittheilungen hervor. Im Jahre 1859 wurden nicht weniger als 16 Millionen Tonnen an's Licht geschafft, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß binnen Kurzem der jährliche Ertrag des ganzen Feldes sich auf 20 Millionen belaufen wird. Wenn das gegenwärtige Ausgrabungsverhältniß fortdauern sollte, so dürfte sich der Vorrath in etwas weniger als 500 Jahren erschöpfen. Einer von den Lokalingenieuren hat eine Berechnung gemacht, welche die Zeit der Erschöpfung auf 365 Jahre beschränkt; eben so viel Jahre also, als Tage in einem Jahre sind, würden möglicherweise das Ende der ungeheuren Kohlenproduktionen des englischen Nordens bezeichnen. Einstweilen aber ist die Börse von Newcastle noch gefüllt mit den Kohlenmagnaten der Umgegend, mit Eigenthümern, Verwaltern und Agenten von Kohlengruben; und Tausende von braven Menschen, deren gefahrvolles Leben erst vor einigen Jahren durch die Katastrophe in den Hartleygruben auf eine so schauerliche Weise illustrirt worden ist, bevölkern die Kohlendistrikte von Northumberland. —

Die Dörfer, in welchen diese Grubenmänner mit ihren Familien wohnen, sehen ganz so schwarz, schmutzig und traurig aus, als man nur erwarten kann; der Kohlenstaub, mit häufigem Regen gemischt, scheint hier in Permanenz zu sein, und sein beständiger Niederschlag gibt Allem, was man hier erblickt, etwas Ungastliches, Unheimliches, Unterweltartiges; — selbst die kleinen Gärten und Felder, welche jedes einzelne Häuschen umgeben, gleichen eher Aschenhaufen, als angebautem Lande, und die Pflanzen enthalten unter dem Kohlenüberzug nur eine Reminiscenz von Grün. Aber einen größeren Gegensatz als zwischen dem Aeußeren und dem Inneren dieser Häuser gibt es nicht. Es ist, als ob der Bergmann, wenn er aus der Nacht und Moderfeuchtigkeit der Kohlengrube zurückkehrt, dieses starken Gegensatzes bedürfe; als ob ein mit äußerster Sauberkeit gescheuerter Hausflur, Tische, auf denen kein Stäubchen, in der Stube und spiegelblankes Geschirr in der Küche seinem Auge nothwendig seien. Die Reinlichkeit im Haushalt eines northumbrischen Kohlendorfes kann nicht übertroffen werden in einem holländischen Dorfe, welches in der Mitte von Wiesen, Kanälen und Windmühlen liegt. In

Digitized by Google

fast allen Häuschen, und namentlich wenn sie von respektablen Familien bewohnt werden, sind Möbeln vorhanden von einer Güte und einem bescheidenen Maß von Luxus, wie sie der deutsche Mittelstand z. B. nicht kennt. Hier tritt zugleich wieder jener starke, ächt englische Zug hervor, das Leben zwischen harter Arbeit und behaglicher Häuslichkeit streng zu theilen — so streng in der That, daß das mühsame Tagewerk nichts gemein hat mit der Stille des Haushalts, und daß das Haus für den erwerbenden Mann nur da ist, um darin auszuruhen, wenn das Tagewerk gethan ist, und sich mit der Frau und den Kindern des draußen Gewonnenen zu erfreuen. So ist es in London bei den reichen Handelsherren, die allen Geschäftsstaub zurücklassen in den City-Comptoiren; so ist es hier, bei den armen Grubenarbeitern von Northumberland, die den Kohlenstaub abschütteln vor der Schwelle ihres Hauses. Beiden ist ihr Haus mehr noch als ihr Schloß, ihr Heiligthum! Das Allerheiligste in einem northumbrischen Grubenarbeiterhäuschen aber ist die Schlafkammer. Sie ist das beste Zimmer des Hauses, und in der Mitte desselben steht ein imposantes Himmelbett von Mahagonyholz, mit vier stattlichen Pfosten, schneeweißen Kissen und seidener Steppdecke. Neben diesem Bett steht eine hohe Kommode, blank polirt und gleichfalls von Mahagonyholz, mit zahlreichen Schubläden, welche von dem weißesten Leinenzeug strotzen. Eine altmodige Wanduhr, welche acht Tage geht, befindet sich in einem schönen verzierten Kasten dem Bett gegenüber. In den Wohnzimmern der besseren Häuschen sind außerdem gute Stühle, blankgescheuerte Metallleuchter, allerlei Nippessachen auf dem Kaminrande und als Wandschmuck Porzellanteller und Schüsseln mit blauer Malerei. Alles ist auf's Aeußerste rein gehalten; denn Reinlichkeit ist der Stolz des Grubenarbeiterweibes. Selbst wahrscheinlich die Tochter eines Grubenmannes, pflegt sie all' die alten Erinnerungen ihres väterlichen Hauses, und was der Stolz der Mutter gewesen, das eifert auch sie zur Nachfolge an. Die Verhältnisse müssen sehr schlecht sein, wenn sich das vierpfostige Bett, die acht Tage gehende Wanduhr, das Porzellan und die Leinenkommode in einem vernachlässigten Zustande befinden.

Schon aus dieser Schilderung seiner Häuslichkeit wird man den northumbrischen Grubenmann lieb gewonnen haben. Die tägliche Arbeit ist nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung des Charakters; und Leute, welche in jeder Stunde lebendig begraben werden können in einem finstern Schacht, mögen wohl jener andern Welt gedenken, in welche noch vor so kurzer Zeit zweihundert von ihnen ahnungslos und ungewarnt hinübergingen. Die Dunkelheit, die sie beständig umgibt, und der Tod, dessen Odem gleichsam in den faulen Dünsten der Tiefe sie unaufhörlich anweht, hat die Grubenleute von Northumberland ernst, nachdenklich und gottesfürchtig gemacht; sie lesen fleißig in der Bibel, und nicht selten steht Einer unter ihnen auf, der den Anderen predigt und das Wort des Herrn auf

Digitized by Google

seine eigene Weise deutet: denn wie John Wesley einst seine Anhänger unter den Armen und Elenden fand, so sind auch heute noch diese Leute Methodisten, und ausgeschlossen von der Kirche von England, lieben sie die Feldpredigt und glauben an die Kraft der unmittelbaren Eingebung. Aber ein tiefer Grundzug von Nächstenliebe — diesem obersten Gebot aller Religion — charakterisirt ihre Frömmigkeit. Diese Tugend ist es, welche die Grubenmänner des Nordens von England auszeichnet: ihr warmes Mitgefühl für ihre Brüder und ihr muthiges Betragen bei Rettungsversuchen, wenn Rettung in irgend einem Falle von Grubenunglück noch möglich ist. Es gibt wohl wenig Grubenleute in Northumberland, welche nicht Leib und Leben wagen würden, um den gefürchteten Gefahren einer explodirten Mine oder eines zusammengebrochenen Schachtes zu trotzen, wenn nur einige Aussicht noch vorhanden ist, einen bedrohten Kameraden dadurch zu befreien. Bei dem letzten großen Unglück in den Hartley-Minen war der Anblick der Verschütteten — Einige auf den Knien vom letzten Gebet vor dem Sterben, Bruder und Bruder Arm in Arm, Vater und Kind noch im Tod umschlungen — kaum ergreifender, als der Muth und die Ausdauer, mit welchem die Ueberlebenden die begrabenen Opfer zu erreichen versuchten.

Der Grubenbau selber hat sich in den letzten Jahren, durch den Fortschritt aller Maschinenthätigkeit überhaupt, gegen früher vielfach geändert. Die Zeit ist noch nicht fern, wo ein Grubenmann, wenn er in den Schacht fahren wollte, den Strick um Fuß und Hand schlang, und so in die Tiefe hinabrollte; und nicht selten stieg er wieder aus ihr empor, mit einem Knaben oder zweien auf dem Arme, welche, müde von der Grubenarbeit, auf dem Weg von Unten nach Oben eingeschlafen waren. George Stephenson, der berühmteste von den neueren Ingenieuren Englands, welcher seine Carrière als Grubenjunge in einem von den northumbrischen Kohlenwerken begonnen hat, befuhr den Schacht noch mit dem Stricke. Man hat dem Verfasser dieses Aufsatzes die alte Grube auf der andern Seite des Tyne gezeigt, in welcher George Stephenson gearbeitet hat; und noch lebt ein greiser Grubenverwalter, oder „Viewer“, wie sie dort genannt werden, der mit dem nachmals so berühmt gewordenen Manne die Arbeit theilte. Aber dieser, der große Herold der Dampfkraft und aller Erfindungen, die, unser Jahrhundert charakterisirend, mit derselben zusammenhängen, hat nicht am Wenigsten dazu beigetragen, daß sich auf den Schauplätzen seiner ersten Thätigkeit so Vieles geändert und verbessert hat. Jetzt verrichtet der Dampf Alles in den Kohlenfeldern von Northumberland. Der alte Strick und die Rolle sind verschwunden; eine Dampfmaschine mit zwei riesigen Armen an der Oeffnung des Schachtes hebt und senkt die Arbeiter in kufenartigen Kasten auf und nieder; ein anderer Arm regiert den Schwengel einer Pumpe, welche, tausend Fuß tief, die Grube von Wasser frei hält, und dieselbe Maschine ist es, welche die Kohlenlasten heraufschafft und in

Digitized by Google

Eisenbahnwagen verladet, die ihrerseits wieder auf dem kürzesten Wege zu dem nächsten der drei benachbarten Flüsse laufen, wo die Schiffe liegen, welche die Kohlen in den Hafen von Newcastle weiterschaffen. Eins nur, den mühsamsten, gefahrvollsten und wichtigsten Theil der Arbeit kann der Dampf und die Maschine nicht thun: das ist des Menschen Werk. In die Abgründe der Erdkruste, wo der unterirdische Kampf ihrer feindlichen Elemente schon beginnt, in die schauerlichen Räume, wo die verkohlten Reste der Urwelt begraben liegen, dringt er, mit der Spitzart, mit der Brechstange und der Pulvermine sich Wege spaltend — Wege, oft so schmal, eng und niedrig, daß nur die kleinere und biegsamere Gestalt eines Kindes im Stande ist, hineinzuschlüpfen. Daher denn ein großer Theil der Grubenarbeit in den northumbrischen Kohlenfeldern von Knaben gethan werden muß, die nicht älter sind als 9 oder 10 Jahr.

Sie hat etwas Grausiges auf den ersten Blick, diese Welt unter der Erde, sie gleicht einer versunkenen Stadt, mit ihren Haupt- und zahllosen Nebenstraßen — ganz dunkel, mit schwarzen feuchten Wänden, mit schwarzen, tropfenden Säulen, welche die niedrige Decke tragen — mit einem hellen Punkte nur, einem blaßgelben Schimmer, der wie ein Feenring auf der schwarzen Kohlenflur liegt. Es ist Sonnenlicht — der letzte Schein des Tages von Oben, der durch den tausend Fuß tiefen Röhrenschacht hinunterfällt. Dem Fremden, sobald er diesen Lichtring am Eingang der Grube aus den Augen verloren hat, ist es, als ob er einen Abschied nehme von dem Leben. Zwar hat er seine kleine Lampe in der Hand — aber ihr trüber Strahl wird aufgesogen von der ungeheuren Finsterniß, die ringsum lagert. Hier und da, in einem Seitengange, sind ein paar Kerzen an die Mauer geklebt — aber sie verschwinden, indem wir mit unserm Führer weitergehen. Auf Einmal läßt sich ein donnerartiges Getöse vernehmen — das Dach über unserm Haupte kracht, und eine entsetzliche Angst ergreift uns, als ob eine Mine gesprungen sei und Alles über uns zusammenbrechen werde. Aber der Führer beruhigt uns; man hat nur eine Kohlenmasse mit Pulver gesprengt, die sich für das Eisen zu unnachgiebig erwiesen. Langsam verhallt der Donner, und Alles ist wieder still; denn der Schall und das Licht sind ohnmächtig gegen diese kolossalle Masse von Stein und Dunkelheit, von welchen sie gleich im Keime erstickt werden. Ein gräßliches Gefühl von Einsamkeit überkommt die Seele, obgleich viele hundert Menschen hier beschäftigt sind. Aber man kann sie nicht sehen und nicht hören. Nur dann und wann begegnet uns ein Wagen mit Ponies bespannt, welcher Kohlen aus den einzelnen Spalten an die Schachtöffnung transportirt; oder Knaben, wo der Weg selbst für Ponies zu schmal ist, schleppen Körbe herein und heraus. Nur hier und da gewahren wir zwei oder drei „Häuer" bei der Arbeit, in einem verborgenen Winkel voll Kohlenstaubes und schlechter, dumpfer Luft — Einer von ihnen, fast nackt, liegt auf dem Rücken und seine kleine Spitzart ein wenig über die Nase hebend, haut er

Digitized by Google

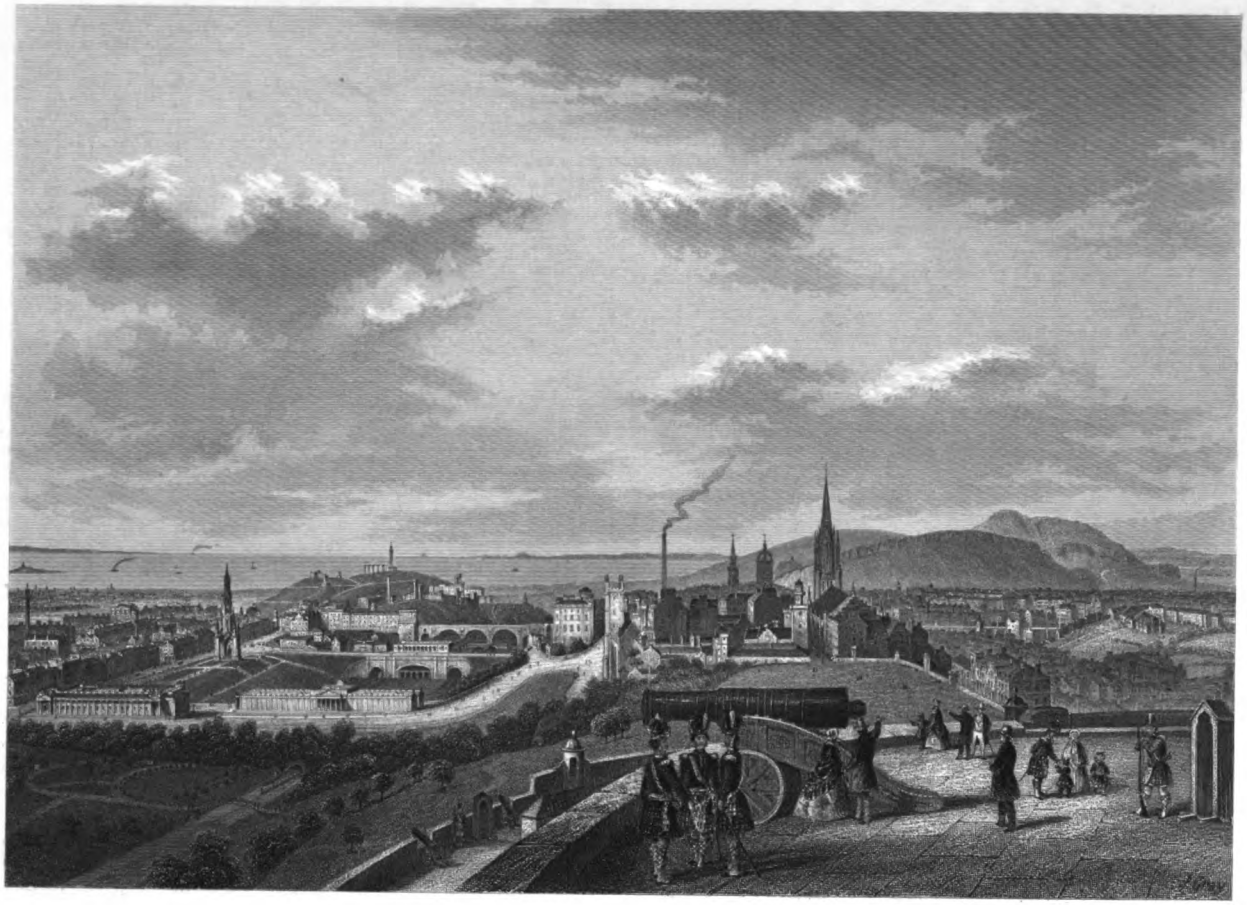
in den Rand der Decke, die dicht über ihm hängt — ein Anderer sitzt gekrümmt, und haut auf den Boden, ein Dritter treibt einen Keil an der Seite ein — das ist Alles! Meilenweit in diese Tiefe erstreckt sich die Kohlengrube, und zerstreut in ihre entferntesten Winkel heben sich zu allen Seiten die Arbeiter. Wenn nun auf Einmal dieses Grubenlicht in unserer Hand verlöschte; wenn der Führer uns verlöre — wohin dann uns wenden in diesem Grabesdunkel? Wenn unser Ruf ungehört verhallte — wenn kein Ausweg wäre — keine Luft mehr — bei voller Besinnung der Tod, hier, auf derselben Stelle, wo vor wenigen Jahren zweihundert Menschen also gestorben sind — —

Aber das sind Schreckniſſe, mehr für die Phantasie Desjenigen, welcher fremd ist in diesen unterirdischen Gängen, als für die nüchterne Besonnenheit des Grubenmanns, dessen Auge sich an die Dunkelheit längst gewöhnt hat. Die wirklichen Gefahren, welche ihm drohen, sind von einer ganz andern und viel ernsteren Natur. Man hat noch viel zu wenig gethan, um diesen Gefahren zu begegnen. Während man einen Schutz gegen Feuer und einen Schutz gegen Wasser hat und sogar das Gesetz der Stürme zu ergründen sucht, um wenigstens eine Art von Sicherheit gegen die erzürnte Luft zu gewinnen: hat man sich immer noch nicht gewöhnt, auch unsere Mutter Erde als ein Element zu betrachten, welches sich aus einem Freund plötzlich in einen tödtlichen Feind verwandeln und Diejenigen erdrücken und mit seinem Athem vergiften kann, die sich seiner Umarmung anvertraut haben. Die Arbeit des Grubenmanns ist, wie die des Seemanns, eine gefährliche, und wird es bis zu einem gewissen Grade immer bleiben; aber die Gefahren lassen sich wenigstens vermindern. Das Hartley-Unglück hat zunächst die Frage des Zweischachtensystems angeregt. Englische Gruben hatten bisher regelmäßig nur einen Schacht; aber abgesehen von der gesunderen Ventilation, die dadurch erzeugt würde, hätte ein Unglück, wie das genannte, sich in einer Grube mit zwei Schachten gar nicht ereignen können, indem alsdann nach der Verschüttung des einen Schachtes die Möglichkeit geblieben wäre, die Verunglückten durch den andern zu retten, anstatt sie elend ersticken zu lassen. Die englische Presse hat sich der Angelegenheit mit ihrer ganzen Wärme und Energie angenommen; und wenn auch das neue System Grubenarbeit und Kohlen vertheuern würde, so steht doch zu hoffen, daß dieses nicht den Ausschlag geben wird, damit man in der Zukunft dem Jahrhundert und dem eigentlichsten Lande der Humanität nicht den Vorwurf machen müsse, es habe seine Kamine nicht mit Kohlen geheizt, sondern — wie Thomas Hood in seinem berühmten Lied vom Hemde singt: mit — Menschenleben!

J. Rodenberg.

Digitized by Google

Digitized by Google



EDINBURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

Sanssouci.

Auf einer mäßigen Anhöhe vor dem brandenburger Thore der Stadt Potsdam liegt das Schloß Sanssouci, das als Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen zu einem europäischen Namen gelangt ist. Hier hielt der „Philosoph von Sanssouci", wie Friedrich sich selbst gern nannte und genannt wissen wollte, seine berühmten, durch Geist und Witz gewürzten Gastmähler mit seinen vertrauten Freunden und ausländischen gelehrten Gästen; hier verfaßte Friedrich, der Schriftsteller, eine gute Zahl seiner Schriften, Gedichte und Briefe; hier musicirte Friedrich, der Virtuos, auf der Flöte, mit den Mitgliedern seiner Kapelle, darunter Meister wie Quantz und Fesch; hier empfing Friedrich, der Monarch, die Gesandtschaften fremder Mächte; hier sann Friedrich, der Diplomat, Kombinationen und Allianzen zur Vergrößerung des von ihm aus einem der kleinsten Königreiche zu einer Macht ersten Ranges erhobenen Reiches aus; hier brütete Friedrich, der Feldherr, über Plänen zu neuen Feldzügen oder Revuen; hier verfaßte Friedrich, der Gesetzgeber, seine Verordnungen, welche die Rechte und die Wohlfahrt seiner Unterthanen feststellen sollten; hier endlich legte er, fast gänzlich vereinsamt und der Welt überdrüssig, sein müdes Haupt zur Ruhe. Er war es, wie er sagte, „müde, über Sklaven zu herrschen." Mit ihm erlosch das alte heroische Königthum und eine neue Aera begann. Vielleicht hatte er diese selbst vorbereiten helfen; denn obschon er seinen Willen zum eisernen Landesgesetze gemacht hatte, so hatte er, der sich nur als den ersten Diener des Staats betrachtete, in seinen Schriften so tolerante und freisinnige Grundsätze ausgesprochen und, wiewohl er selbst bei der Besetzung aller einflußreichen Stellen im Militär- und Civildienst den Adel begünstigte, dem Bürger und Landmann gegen früher so viele Rechte eingeräumt, daß er sich den Beinamen eines „revolutionären Königs", den man ihm auch wohl beilegte, nicht ganz mit Unrecht verdient hat. Er war schon dadurch revolutionär, daß er sich nicht in der Erhabenheit eines asiatischen Despoten vom Volke

Digitized by Google

absperrte, daß er eine Ehre darein setzte, das Königthum nicht durch äußere Attribute höfischen Pomps, sondern nur durch sein Genie, durch seine hervorragenden persönlichen Eigenschaften zu repräsentiren, daß er endlich, wo es Gerechtigkeit zu üben galt, keinen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig machte.

Werfen wir einen Blick auf des Königs Lebensordnung, die er auf Sanssouci inne hielt. Er bezog dieses Schloß gegen Ende des Monats März oder, wenn die Witterung gar zu schlecht war, zu Anfang des April. Der König ging früh schlafen, aber er stand dafür auch früh auf, im Sommer schon um 3 Uhr, selten nach vier Uhr. In seinen alten Tagen schlief er begreiflicherweise länger, theils auch um den reichlichen Schweiß abzuwarten, der bei ihm eine Wohlthat der Natur war. Strümpfe, Beinkleider (immer von schwarzem Sammet) und Stiefeln, die selten neu, nie ganz gewichst waren und oft sehr roth aussahen, zog er sitzend auf dem Bette an, die übrigen Kleidungsstücke stehend vor dem Kamine, der früh auch im Sommer geheizt wurde, um daran Bett und Nachtzeug vom Schweiße zu trocknen. Hierauf las er die eingelaufenen Briefe, und erst dann wusch sich der König, setzte in spätern Jahren auch den Hut auf, den er, außer bei Tische oder wenn er mit Personen von Range sprach, beständig trug. Die Uniform legte der König nicht sogleich an, sondern er blieb in den Frühstunden in einem Kasaquin von reicherm Stoffe.

Sodann nahm der König den Rapport von allen in Potsdam ab- und eingegangenen Fremden und die Armeeberichte entgegen, worauf er sich in sein Schreibzimmer begab und einige Gläser Wasser trank. Doch war er auch hierbei nicht unthätig, sondern nahm während des Trinkens den berliner Rapport und Anderes vor. Dann trank er zwei oder drei Tassen Kaffee, mit oder ohne Milch, und blies nach dem Kaffee auf der Flöte Uebungen, die er auswendig wußte, oder noch öfter phantasirte er, wobei er oft allerlei Sachen überlegte und selbst über die Geschäfte die glücklichsten Gedanken hatte. Zwischen neun und zehn Uhr las er die Auszüge des Kabinetsraths, ließ dessen Mitglieder einzeln vor sich und ertheilte ihnen die Antworten auf die eingelaufenen Briefschaften, welche sie mit Bleistift wortgetreu auf die Eingaben zu setzen hatten. Nachdem die Kabinetsräthe beurlaubt waren, legte der König sein Nachtzeug ab, bestrich sich die Haare mit Pomade, ließ sich pudern, wusch sich mit einer Serviette Gesicht und Hände und zog sich nun erst die Uniform an, was Alles, wenn er sich nicht barbirte, in fünf Minuten geschehen sein mußte.

Um zehn Uhr gab Friedrich dem Kommandanten die Parole, welche bei der Parade um elf Uhr ausgetheilt wurde; beantwortete dann Familienbriefe, sprach Einen oder den Andern, den er gerade bestellt hatte, las mit lauter Stimme, übte sich auch wohl, wenn Zeit war, in einigen Konzertstücken, besuchte bisweilen die Parade, ging oder ritt spazieren, je nach Laune. Schlag zwölf Uhr mußte angerichtet sein. Die Befriedigung des

Digitized by Google

Gaumens war des Königs einziger Luxusartikel; doch niemals ist der auf 12,000 Thaler festgestellte Küchenetat vergrößert worden. Uebermäßig stark aß der König nicht, aber er liebte scharf gewürzte französische und italienische Speisen, doch auch einige echt deutsche Nationalgerichte, wie Schinken und Sauerkohl, und zog sich dadurch öfters Verdaulichkeitsbeschwerden und Magenkrämpfe zu. In der Regel trank er Bergerac mit Wasser vermischt, auch wohl Moselwein, bisweilen Champagner und Tokaier. Erlaubten es die Geschäfte, oder war die Gesellschaft besonders anziehend, so dauerte die Tafel wohl bis vier Uhr, selbst noch länger. Alles, was an Witz und geistreichen Wendungen gesagt werden konnte, floß dann aus seinem Munde; dabei war der Ton seiner Stimme sanft und etwas leise, seine Lippen bewegten sich mit unaussprechlicher Anmuth, und seine Augen wurden sanft und milde, so oft er einen Zug von Menschenliebe erzählte oder erzählen hörte. Witzige Antworten und Einfälle von Seiten der Gäste hatte er sehr gern; plumpe Schmeichelei war ihm durchaus zuwider. Auch Cartouche und Catilina, pflegte er zu sagen, würden feile Vergötterung gefunden haben, wenn sie Kronen getragen hätten. Kamen vornehme Fremde oder Verwandte zum Besuche, so wurden zwölf, zwanzig, auch wohl dreißig Schüsseln gegeben und, wie die Tafeln bei den Redouten und Musterungen, besonders bezahlt. Seit dem siebenjährigen Kriege und seit die Lebensmittel immer mehr im Preise gestiegen waren, gab der König selbst bei größeren Bewirthungen nicht leicht über acht Schüsseln, wie er sich denn überhaupt seitdem in größeren Tischgesellschaften weniger gefiel.

Nach der Mittagstafel blies der König wieder eine halbe Stunde Flöte und las und kontrasignirte dann die ihm von den Kabinetsräthen geschickten Briefe, die er zuweilen ganz verwarf oder in ganz verändertem Geiste neu abfassen ließ oder auch wohl mit einer jener bekannten nachdrücklichen Randbemerkungen versah, welche den Empfängern nicht gerade sehr schmeichelhaft zu lesen sein mochten. Auch Minister und die vornehmsten Generale, selbst die von fürstlichem Geblüte, waren vor solchen derben Randglossen nicht sicher. Alle Eingaben mußten im Laufe des Tages beantwortet werden. Man hat diese Regelmäßigkeit und Schnelligkeit in der Erledigung der Eingaben oft angestaunt und sehr preiswürdig gefunden; aber diese Pünktlichkeit hatte auch ihre Schattenseiten; denn Uebereilungen waren dabei unvermeidlich und sind auch nur zu oft vorgekommen. Nur bei Todesurtheilen, an die der König überhaupt nur ungern ging, ließ er sich mehr Zeit zur Ueberlegung; er vollzog die Ausfertigung wenigstens nie vor dem zweiten Tage.

Nach dem Kaffee sprach der König Künstler, welche etwa mit ihren Arbeiten bestellt waren, oder er spazierte allein oder in Gesellschaft im Freien, um die Gartenanlagen zu mustern, oder in den Sälen umher; oder er ließ den sogenannten Lecteur kommen, mit dem er, im Saale auf-

Digitized by Google

und abgehend, über die neuesten Literaturerzeugnisse, begreiflicherweise meist oder ausschließlich französische, seine Gedanken bis gegen sechs Uhr austauschte. Dabei wurden auch wohl einzelne merkwürdige Stellen aus eben erst erschienenen Schriften vorgelesen, nur daß der König selbst sie dem Vorleser vorlas und diesen nur dann lesen ließ, wenn er heiser war.

Gewöhnlich um sechs Uhr ging das Konzert an. Mit den Noten unter dem Arm trat der König in das Konzertzimmer, vertheilte die Stimmen für zwei Violinen, eine Bratsche, ein Violoncell, ein Fagott, ein Fortepiano, und legte sie auch wohl selbst auf die Pulte. Er blies nur Konzerte und Solo's, welche Quantz für ihn verfertigt hatte, öfters auch Flötensolo's von eigener Arbeit. Besonders ausgezeichnet trug der König das Adagio vor. Nach dem Verlust der Vorderzähne hörte er mehr und mehr die Tonkunst zu üben auf, damit verlor er aber auch die Lust, Musik zu hören, und seit dem Bayerischen Erbfolgekrieg, aus dem er überhaupt in eben so großer Verstimmung zurückgekehrt zu sein scheint als er ihn ungern begonnen hatte, wohnte er nur selten noch einem Konzerte bei, und suchte dafür Ersatz im Kreise seiner Freunde und literarisch gebildeter Gesellschafter, deren Zahl mit den Jahren freilich immer mehr zusammenschmolz.

Am munterſten und geistreichsten ging es in frühern Jahren bei der Abendtafel her, bei der sich der König auch als Mensch in seiner ganzen geistreichen Liebenswürdigkeit zeigte. Nach dem siebenjährigen Kriege gab der König, inzwischen ernster und noch sparsamer geworden, namentlich aber aus Gründen der Diät, diese sokratischen Gastmähler ganz auf. An ihre Stelle traten freie Unterhaltungen mit seinen Vertrauten, bei denen sich Laune und Witz ungebunden gehen ließen, von Seiten des Königs selbst bis zur Derbheit und Ausgelassenheit.

Nach der Entlassung seiner Gesellschafter stellte Friedrich sich vor den Kamin, zog sich, bis auf die Beinkleider und Stiefeln, selbst aus, legte sich das Nachtzeug an und schlief, immer ohne Licht und ganz allein, mehrentheils bald ein. Doch hatten zwei Hoflakaien im Vorzimmer die Wache, denen er klingelte, wenn er ein Glas Wasser oder sonst etwas begehrte. Gustav Adolfs Bildniß war das einzige Gemälde im königlichen Schlafzimmer von Sanssouci.

Man kann von Friedrichs Leben auf Sanssouci nicht sprechen, ohne auch seiner Lieblingshunde zu gedenken. Friedrich hatte beständig drei bis vier Windspiele, unter denen eins immer wieder der Lieblingshund war, um sich, und er sorgte für sie mit einer fast übertriebenen Zärtlichkeit. Der Lieblingshund lag an der Seite seines Herrn auf einem besonders ihm dazu angewiesenen Stuhle, und schlief im Bette des Königs; des Lieblingshunds Gesellschafter dagegen mußten des Abends das Zimmer verlassen und kamen des Morgens beim Wecken wieder. Fuhr der König

Digitized by Google

nach Berlin, so folgten die Hunde in einem eigenen von sechs Pferden gezogenen Wagen und nahmen den Vordersitz ein, während der sie begleitende Lakai allemal auf dem Rücksitze saß. In den Zimmern von Sanssouci fanden sie zu ihrem Zeitvertreibe lederne Bälle zum Spielen, und auf den kostbarsten Sopha's und Stühlen durften sie nach Gefallen herumliegen. Noch jetzt zeigt man in den von Friedrich bewohnten Zimmern die von seinen Hunden zerkratzten Ueberzüge. Groß war der Schmerz des Königs bei dem Tode dieser geliebten Geschöpfe, die er dann auf der obersten Terrasse von Sanssouci begraben und die Grabstätten mit Marmortafeln versehen ließ, auf welchen ihre Namen: Thisbe, Diana, Phyllis, Alkmene, Pax, Biche (sein besonderer Liebling), Superbe, genannt Hasenfuß, und Amourette eingegraben sind. Dieser Hundekirchhof befindet sich oben zur Seite des Schlosses gleich hinter dem Grabgewölbe, welches der König für sich ausmauern und mit einer liegenden Flora von Marmor von dem Bildhauer Adam verzieren ließ. Diese Grabstätte ist aber leer geblieben; Friedrich ward nicht in der Nähe seiner vierfüßigen Favoriten beigesetzt; er ruht bekanntlich im Grabgewölbe der Garnisonkirche zu Potsdam.

Die letzten Lebensjahre verbrachte der große Mann auf Sanssouci ziemlich freudlos. Fast alle seine vertrauten Freunde, mit denen er entweder den lebhaftesten Briefwechsel geführt oder die er am liebsten um sich gehabt hatte: der Marquis d'Argens, Algarotti, Sir Andrew Mitchell, Baron von Bielefeld, Fouqué, des Bayardordens Großmeister, der Oberst Quintus Icilius, General Krockow, Georg Keith, bekannter unter dem Namen Lord Marischal, einer von Denjenigen, die er am zärtlichsten liebte, Heinrich le Catt, zwanzig Jahre lang des Königs Vorleser, Seydlitz, Zieten, d'Alembert, Voltaire — sie alle stiegen noch vor dem Könige in's Grab; und die Wenigen, die ihn überlebten, waren alt, gebrechlich und abgestumpft wie er. Die inzwischen herangewachsene Generation hatte wenig mehr von dem ungezwungenen, geistvollen, leichten und wohl auch bisweilen leichtfertigen Unterhaltungston, welcher jenen Gesellschaftskreis ausgezeichnet hatte. Friedrich selbst ahnte wohl am besten, daß das neue Geschlecht, namentlich seitdem der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg aufgeklärtere Begriffe von politischer Freiheit und Menschenrecht in Umlauf gesetzt hatte, ganz anderen Tendenzen zustrebe.

Er selbst empfand bei seinem lebhaften Temperament und energischem Charakter die Gebrechlichkeiten des Alters schwer, ohne dies freilich seine nächsten Umgebungen sehr merken zu lassen; er beklagte sich über seine „abgenutzte Hülle" und schon 1767 schrieb er an Voltaire: „Man altert hier erstaunlich, mein lieber Voltaire! Seit den vergangenen Zeiten, an die Sie sich erinnern, hat sich Alles sehr geändert. Mein Magen verdauet beinahe gar nicht mehr, und ich muß daher auf die Soupers Verzicht thun. Ich lese des Abends oder vertreibe mir die Zeit durch Konversation; meine Haare sind weiß geworden, meine Zähne fallen aus, meine

Digitized by Google

Beine sind vom Podagra zu Grunde gerichtet, ich vegetire nur noch und sehe täglich, daß es einen merklichen Unterschied macht, ob man 40 oder 56 Jahre alt ist." Er klagt in Briefen späterer Jahre, daß er fühle, wie seine Kräfte sich verlören und sein Feuer erlösche, aber er gesteht zugleich, daß er „immer heiter und bei guter Laune" sei, und als auch diese gute Laune mehr und mehr abnahm, tröstete er sich mit den Worten Marc Aurels: „Man unterwerfe sich Allem, was die ewigen Gesetze der Natur uns zu ertragen auferlegen, ohne Murren." Graf Ségur, der ihn im Jahre 1785 besuchte, schildert den greisen König mit den Worten: „Mit lebendiger Neugierde betrachtete ich diesen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren und seiner Strapazen gebeugt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Knie hinaufreichenden langen Stiefeln, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganzes. An dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß er geistig nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er sich wie ein junger Soldat schlagen könne. Trotz des kleinen Wuchses erschien er dem geistigen Auge doch größer als alle anderen Menschen." Welche bezaubernde Liebenswürdigkeit der königliche Invalide noch im Jahre 1784 entwickeln konnte, das bezeugt der Marquis von Bouillé, der von ihm sagt: „Kein Mensch aus der besten Gesellschaft in Europa hatte im Privatverkehr mehr Feinheit, Umgänglichkeit und einnehmendere Sitten; sehr wenige Philosophen und Gelehrte hatten mehr Bildung und ausgebreitetere Kenntnisse: seine unterrichtende und anziehende Unterhaltung war durch lebhaften und pikanten Scherz erheitert; die Freundlichkeit, die Liberalität und Duldsamkeit fügten einen neuen Reiz hinzu, da er einem Jeden vergönnte, frei mitzusprechen, und wer einige Stunden sich mit Friedrich unterhalten, fand seinen Geist gewachsen, seine geistigen Kräfte entwickelt und fühlte sich in gewisser Art elektrisirt."

Trotzdem sein Leiden zuletzt in die Wassersucht überging, die ihm große Beschwerden verursachte, fuhr er doch fort, seine königlichen Pflichten auf's Gewissenhafteste zu erfüllen, von den Depeschen seiner Minister, Generale und der auswärtigen Gesandten Kenntniß zu nehmen und sich mit seinen Kabinetsräthen zu besprechen. Einer seiner letzten Bescheide ist der vom 1. August 1786, worin es unter Anderm heißt: „Die Bauern, welche da (im Tilsiter Bruche) angesetzt werden, müssen ihre Güter als eigenthümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen" — ein Beweis mehr, wie gut Friedrich in seinen letzten Lebenstagen das Wehen und die gerechten Forderungen und Bedürfnisse der neuen Zeit begriff. Nach Erledigung der Geschäfte ließ er seine Gesellschafter kommen, mit denen er sich bis um zwölf Uhr unterhielt. Sein Mittagsessen nahm er in den Tagen seiner Krankheit allein ein und er widmete ihm wie allen Dingen

Digitized by Google

dieselbe Aufmerksamkeit bis zum Ende, so daß er selbst noch bis zum 8. August hin die Speisezettel korrigirte. Nachmittags setzte er sich bisweilen auf seine Terrasse in die Sonne; unterzeichnete dann die auszufertigenden Depeschen, unterhielt sich von fünf bis gegen acht Uhr mit seinen Gesellschaftern, und brachte den übrigen Theil des Abends bis zum Schlafengehen damit hin, daß er sich wieder mit Depeschen beschäftigte und sich von seinem Lecteur Dantal aus Cicero, Plutarch und anderen Autoren älterer und neuerer Zeit vorlesen ließ. Nie ließ er ein Zeichen von Schmerz oder Unbehaglichkeit blicken, immer behielt er seine heitere, zufriedene und ruhige Miene und wußte seine Gesellschafter stets auf's Angenehmste und Vertraulichste über die Zeitläufte, die Literatur, die alte und neue Geschichte und vorzüglich über die Landes- und Gartenkultur zu unterhalten. Nachdem er elf Monate lang gegen die sich immer wiederholenden und selten aussetzenden Angriffe des Todes angekämpft, hauchte er am 17. August 1786 früh nach zwei Uhr seine Seele sanft und ohne erschütternden Todeskampf auf Schloß Sanssouci aus.

So lebte und starb auf Sanssouci Friedrich der Große, der letzte wahrhafte Heros und zugleich Philosoph unter den legitimen Monarchen Europa's.

Wenden wir uns nun von seinem größten Bewohner zu einer gedrängten Schilderung des Gebäudes selbst. Der Grund dazu wurde im Jahre 1745 gelegt, und der Bau nach Friedrichs Idee und dem Plane Knobelsdorfs, der auch das berliner Opernhaus erbaute, von den Werkmeistern Hildebrandt und Böhring bis zum Jahre 1747 ausgeführt. Seinen Namen soll das Schloß davon erhalten haben, daß Friedrich, auf die erwähnte, für ihn bestimmte Gruft hindeutend, einmal zum Marquis d'Argens sagte: „Quand je serai là, je serai sans souci.“ Es erhebt sich auf dem Plateau der sogenannten Terrasse von Sanssouci, einer etwa sechszig Fuß aufsteigenden Anhöhe, von der man eine reizende Aussicht auf Potsdam und dessen wirklich anmuthige Umgebungen genießt. Es ist ein einstöckiges, von kolossalen Karyatiden getragenes, sonst aber einfaches, in der Mitte mit einer Kuppel versehenes Gebäude, das aus drei Theilen besteht: dem eigentlichen Schlosse, der in einer Vertiefung rechter Hand gelegenen Bildergallerie und den Neuen Kammern oder dem Kavalierhause zur linken Hand. Das Innere, dessen Einrichtung größtentheils noch von Friedrich II. her geblieben, ist sehenswerth, aber nur in Abwesenheit des Hofes zugänglich. Da sind das Audienzzimmer, das Konzertzimmer, das Schlafgemach Friedrichs des Großen mit den Büsten Julius Cäsars und Marc Aurels, das Bibliothekzimmer, der Marmorsaal, auf 26 Säulen ruhend, der Saal von Gypsmarmor, mit korinthischen Säulen, die kleine Gallerie mit schönen antiken Bildsäulen und einigen hundert Gemälden aus der niederländischen Schule. Die ausgezeichnetsten Kunstwerke, welche früher das Innere des

Digitized by Google

Gebäudes schmückten, sind freilich gegenwärtig dem Neuen Museum in Berlin einverleibt.

Friedrich Wilhelm IV., der diesen Ruhesitz seines großen Ahnen vor den andern Schlössern sehr bevorzugte und ihn zu seiner Sommerresidenz erhob, hat einzelne Theile des Schlosses, namentlich aber das zum Aufenthalt der Fremden und höhern Hofchargen bestimmte Kavalierhaus mannigfaltig verschönert, im östlichen Eckpavillon des neuen Orangeriehauses den Rafaelsaal mit Kopien nach Rafaels Meisterwerken einrichten, besonders aber den ursprünglich im französischen Geschmack angelegten Garten, dessen ganzes Gebiet mit allen Zugehörigkeiten auf einen Umfang von nicht weniger als sechs Meilen geschätzt wird, durch Lenné nach Art eines englischen Parks umgestalten lassen. Ueberaus prächtig ist der Anblick der Hauptfontaine, die ein Bassin von 130 Fuß Durchmesser hat und einen 117 Fuß hohen Strahl wirft, und der dahinter sich erhebenden mit Orangen- und Lorbeerbäumen besetzten neuen Terrassen von 120 Stufen. Der Garten bietet die herrlichsten An- und Aussichten, enthält viele Marmorstatuen und birgt in seinem Innern ferner das Japanische Haus, den Freundschaftstempel mit der Statue der Markgräfin von Baireuth, Friedrichs Schwester, das Mausoleum mit dem Marmorbildniß der Königin Luise von Rauch, die Neptuns- oder Muschelgrotte, die Villa Augusta der Fürstin Liegnitz u. s. w. An dem äußersten Westende des Gartens erhebt sich das Neue Palais.

Hinter dem Kavalierhause befindet sich die geschichtlich berühmte Windmühle von Sanssouci, für die König Friedrich II., weil sie die Aussicht hemmte und die Gegend verunzierte, einen hohen Preis bot, um sie wegräumen zu lassen. Als der Besitzer in den Verkauf nicht willigte, ließ Friedrich mit seiner landesherrlichen Autorität drohen, worauf der Müller erwiederte: „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre!" Friedrich bezeigte seine Achtung vor dem Gesetz, und ließ den eigensinnigen Müller im Besitz seiner Mühle, welche Friedrich Wilhelm III. dann zum ewigen Gedächtniß ankaufte. Uebrigens soll der Müller nur, um das Angebot des Königs zu einer ungerechtfertigten Höhe zu steigern, sich so hartnäckig gezeigt und später seinen Eigensinn bitter bereut haben.

Herm. Marggraff.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die MARKSBURG am RHEIN

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

Digitized by Google

Die Marxburg.

Gleich als wollte der Rhein dem Wanderer, der auf seinem Rücken hinabgleitet, eine Frist der Erholung von den mannigfachen und gewaltigen Eindrücken geben, welche er auf der hochromantischen Strecke von Kaub abwärts empfangen, wendet sich unterhalb Boppard der edle Strom, der bis dahin in nordwestlicher Richtung geflossen, plötzlich gen Osten, durch eine zwar fruchtbare, aber ziemlich einförmige Hügellandschaft, welche wohl geeignet ist, dem von einer so großen Menge überraschender Scenen überwältigten Geiste Ruhe zu gewähren. Doch nicht lange dauert die geschenkte Frist: kaum eine halbe deutsche Meile weit ist der Lauf des Stromes ostwärts gegangen, so wendet er sich wieder in die alte Richtung zurück und alsbald thut auch vor dem Blicke des Wanderers auf's Neue romantisches Land sich auf. Als imposanter Markstein desselben tritt ihm, auf hohem Felsensockel über dem traulichen Städtchen Braubach thronend, eine mächtige Burgveste entgegen, die einzige noch in ihrem ursprünglichen Zustande vollkommen erhaltene und bewohnte Burg am Rhein: die einst zu Hessen-Darmstadt gehörige, jetzt nassauische Veste Marxburg, eigentlich Markusburg, von ihrem Erbauer Johann (Sohn des Landgrafen Ludwig V.) so genannt nach dem Evangelisten Markus.

Wie dieser dazu kommt, zu einem derartigen Bauwerk seinen Namen herzuleihen, das lassen wir ununtersucht. Vielleicht hat sein Begründer an den Löwen gedacht, welcher bekanntlich dem zweiten Evangelisten als Symbol beigegeben ist, und die Veste hat die Furchtbarkeit und Unbezwinglichkeit des Königs der Thiere haben sollen. Wir wissen nicht, wie weit sie diese Eigenschaften äußeren Feinden bewährt oder zu bewähren Gelegenheit gehabt. Jetzt, wo sie den Händen biederer herzoglich nassauischer Invaliden anvertraut ist, dürfte ihre Unbezwinglichkeit zu den überwundenen Standpunkten gehören und furchtbar wird sie Niemandem sein als den eigenen Landeskindern ihres Herrn, die das Unglück haben sollten, wegen staatsgefährlicher Handlungen in die Hände der Göttin mit den verbundenen Augen zu fallen.

Die so keck und lustig in Gottes freie Himmelsluft hinausragende Veste dient nämlich auch zu einem Verwahrungsort für herzoglich nassaui-

Digitized by Google

sche Staatsgefangene, die mit diesem Aufenthalt ganz zufrieden sein könnten, wäre ihnen an Gottes freier Himmelsluft ein eben so großer Antheil vergönnt, wenn schon nicht wie den Mauern und Zinnen der Veste, so doch wie den Invaliden, die sie bewachen. Allein die Erfahrungen, die man anderwärts im lieben deutschen Vaterlande hinsichtlich der Behandlung politischer Gefangenen gemacht, lassen vermuthen, daß jener Antheil auf ein Maß eingeschränkt und dieses mit einer Zuthat von Peinigungen versehen sein wird, wodurch der Veste die Eigenschaft der Furchtbarkeit reichlich gesichert ist.

Wenn der Reisende den Rheinstrom herabgefahren ist, an den Herrlichkeiten des Rheingaus und all den Stätten vorüber, welche von dem reichen Segen des nassauer Ländchens zeugen, und er nun hier, bei Betrachtung der einen so malerischen Anblick gewährenden Marrburg, von ihrer hochnothpeinlichen Bestimmung hört, muß sich ihm unwillkürlich die Frage aufdrängen: wie kann es in einem so kleinen und dabei von Gütern des Himmels überschütteten Lande überhaupt einen Anlaß zu einer solchen Bestimmung geben? Hier muß ja die Zufriedenheit selbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben — wie kann es da Zufriedene, wie Empörer gegen die Staatsordnung geben? Und wer nun vollends das frohmuthige und treuherzige Volk kennt, das da zwischen Rhein und Höhe, Main und Westerwald wohnt, der wird kaum glauben können, daß ein „Staatsgefängniß" hier zu Lande etwas anderes als ein bloßer Luxusartikel sei.

Frage die Welle, Wanderer, die zu deinen Füßen rauscht, an wie vielen schönen und blühenden Ländern sie vorübergerollt, und frage die Flüsse, die von rechts und links ihre Wogen den Fluthen des Rheins vermählen, ja frag' alle Flüsse und Bäche, die von deutschen Gebirgen herab dem Meere zuströmen, ob sie eine Quadratmeile deutschen Landes bespülen, die, und sei sie noch so reich vom Himmel gesegnet und von noch so guten Menschen bewohnt, nicht zu Zeiten ihre „Staatsverbrecher" hervorgebracht. Das nassauer Ländchen ist darin weder vor anderen deutschen Ländern voraus, noch hinter ihnen zurück. Wie viel ungerathene Söhne muß demnach die Mutter Germania haben, wenn sie auf jeder ihr zugehörigen Quadratmeile in einem Menschenalter auch nur einen Staatsverbrecher zählt! Fragst du so, so wünschen wir dir, die hehre Mutter erschiene dir leibhaftig und zeigte dir ihr ernstes, aber sicher nicht von Schaam, sondern von Zorn und Schmerz geröthetes Antlitz, und sagte dir, wie sie auf die meisten dieser Schmerzenssöhne mit mütterlichem Stolze blickt, denn ihr Verbrechen sei ihre große Liebe zu ihr gewesen.

Ja, wenn von deutschen Staatsgefangenen in der Geschichte der neueren Zeit die Rede ist, so sind damit größtentheils solche gemeint, welche nicht vergessen konnten, daß es einmal ein großes einiges deutsches

Digitized by Google

Reich gegeben, und die die Wiederherstellung dieses Reiches erstrebten, dadurch aber mit den bestehenden Verhältnissen, den zur Souveränetät gelangten Einzelgewalten in Konflikt geriethen. Man könnte die Wasser des Rheines und aller deutschen Ströme dunkelroth färben mit dem Blute Derer, welche auf diese Weise zu Märtyrern ihrer Ueberzeugung geworden. In einem alten Verse heißt es:

„Es gibt in Deutschland keine Stadt,
Kein Dörflein, dessen stille Hut
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Worin ein Freiheitsmärt'rer ruht."

Eben so könnte man sagen, daß es in Deutschland keine Gerichtsmark gebe, die nicht eine alte oder neue Frohnveste hat, welche zeitweilig Männer barg, die um ihrer Liebe zum großen deutschen Vaterlande willen Verfolgung erlitten.

So weckt der Anblick der stattlichen Veste, welche ursprünglich doch wohl, gleich ihrer Nachbarin Rheinfels, eine „Warte am Rhein" gegen den raubsüchtigen Franzmann sein sollte, und als solche jeden vorüberziehenden Deutschen mit einem Gefühl freudigen Stolzes erfüllen müßte, eine Kette trauervoller Erinnerungen. Und doch wäre derselbe Anblick wiederum geeignet, über diese Erinnerungen einen mildernden Schimmer zu breiten, wenn man annehmen dürfte, daß den zahlreichen Opfern der Bestrebungen für ein einiges Deutschland wenigstens die Wohlthat eines besondern Staatsgefängnisses zu Theil geworden wäre, wie es die Marxburg ist. Allein es ist nur zu bekannt, daß in unsern Tagen in den meisten deutschen Ländern die politischen Gefangenen den gemeinsten Verbrechern gleich in die Zuchthäuser gesperrt und hier der ganzen herabwürdigenden Behandlung unterworfen wurden, welche man den Elendesten unter den Gefallenen der menschlichen Gesellschaft angedeihen läßt.

Der Unterschied zwischen gemeinen Verbrechen, die in der Regel aus sittlicher Verdorbenheit hervorgegangen sind, und den politischen Vergehen, die mit der höchsten sittlichen Würde gepaart sein können, liegt auf der Hand; und in der That ist dieser Unterschied auch von allen gesitteten Völkern dadurch anerkannt worden, daß man die Schuldigen beider Kategorien streng von einander gesondert und einer ganz verschiedenen Behandlung unterworfen hat. Nur in Deutschland hat der Parteihaß oder ein strafrechtlicher Doktrinarismus sich so weit verirrt, sie untereinander zu werfen, und in Jedem, der sich aus, wenn auch vielleicht mißverstandenen, patriotischen Motiven gegen die bestehende Staatsordnung vergangen, einen mit Dieben und Mördern auf gleicher Stufe stehenden Verbrecher zu erblicken. So sahen wir nach dem Niederwerfen der revolutionären Bewegungen zu Gunsten der deutschen Reichsverfassung im Jahre 1849 in

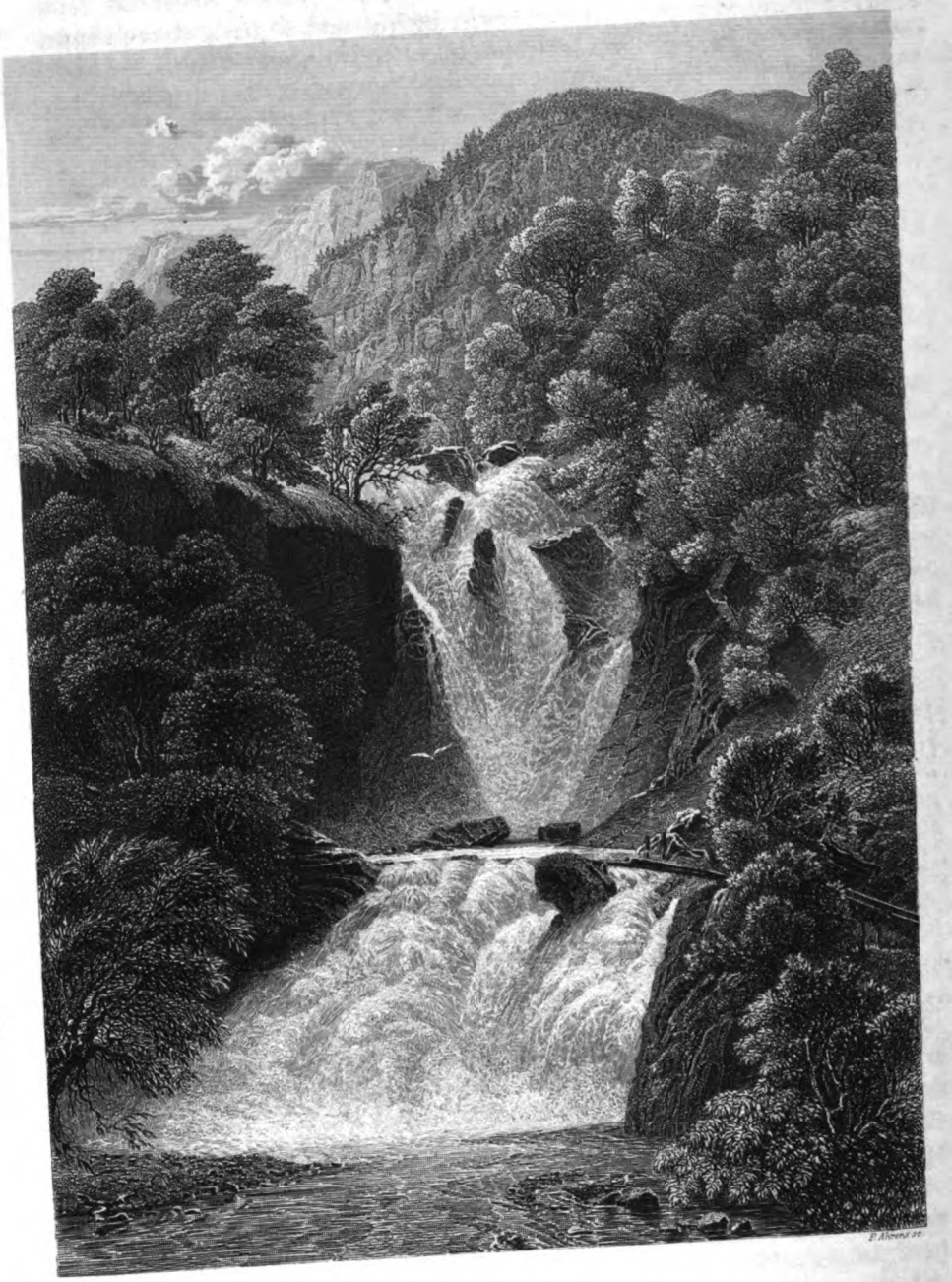
Digitized by Google

vielen deutschen Ländern die Zuchthäuser sich mit Tausenden von politischen Gefangenen bevölkern; so sahen wir den edlen deutschen Dichter Gottfried Kinkel im Zuchthause zu Naugard im Züchtlingskleide spinnen, und wenig fehlte, daß dem erhabenen Volksmann, der Zierde des preußischen Richterstandes, dem Obertribunalsrath Waldeck, ein fein gesponnenes Bubenstück der Reaktion dasselbe Schicksal bereitet hätte. — So sahen wir in Baden Hunderte von Männern aus den besten Familien, deren sittlicher Wandel ohne Tadel war, im Büßergewande allen Qualen des pensylvanischen Systems im neuen Männerzuchthause zu Bruchsal preisgegeben. So ließ das königliche Sachsen Patrioten wie Heubner, Benzler, Röckel und andere Männer von Geist und Bildung und der edelsten Gesinnung in den durch die drakonische Strenge ihres Systems bekannten Zucht- und Arbeitshäusern von Waldheim und Zwickau schmachten und den schwersten gemeinen Verbrechern gleich halten. Haarsträubend sind die Geschichten, welche aus den Erlebnissen der unglücklichen Opfer dieser Vermischung politischer und gemeiner Straffälligen, besonders in den sächsischen Strafanstalten, in die Oeffentlichkeit gedrungen. Sie sind ein trauriges Zeugniß der Verwirrung aller sittlichen Begriffe, der hohnsprechenden Verleugnung des Volksgewissens und der gesunden Vernunft, die nun und nimmermehr eine solche Gleichstellung politischer Fehltritte mit den aus niedriger Gesinnung fließenden Verbrechen gutheißen kann. Die Gesetze der Moral sind ewig, die politischen Einrichtungen wechseln beständig; der Dieb, der Mörder, der Meineidige waren Verbrecher vor dreitausend Jahren, wie sie es heute sind und nach Jahrtausenden noch sein werden; die staatlichen Einrichtungen sind ihrer Natur nach in fortwährender Umbildung begriffen und ihre Aenderung geht oft so schnell vor sich, daß morgen schon veraltet ist, was heute noch für unantastbar gilt, und daß das, um dessen Erstrebung willen einer heute strafbar erscheint, über Jahr und Tag zu Recht besteht. Das sollte man bedenken, und daraus das Unsinnige und Ungerechte, ja selbst Staatsgefährliche einer Gleichstellung der politischen Gefangenen mit den Uebertretern der ewigen Gesetze der Moral erkennen.

In erhabener Ruhe strömt der Rhein am Fuße der Marrburg vorüber; lauschen wir nach den trüben Erinnerungen, die diese weckte, der freundlicheren Kunde, die er aus den deutschen Landen bringt, an denen er bis hierher vorübereilte. Die Gefängnisse sind dort jetzt leer von politischen Gefangenen; nach den Jahren der Rache und Reaktion ist ein neues Leben erwacht und der Geist der Freiheit und des Strebens nach dem einigen deutschen Vaterlande regt wieder so mächtig die Schwingen, wie vor der bösen Zeit. Hoffen wir, daß er gepaart mit der Besonnenheit eines durch die Erfahrung klug gewordenen Volkes sich weiter und breiter entfalte und Alles, was in den Bestrebungen jener Gefangenen berechtigt und

Digitized by Google

Digitized by Google



Der REICHENBACH

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

heilsam war, zur Verwirklichung führe. Dann werden hoffentlich keine Staatsgefangenen mehr, weder hinter diesen, noch hinter anderen, düsterern Mauern seufzen. Es lebe das einige, freie deutsche Vaterland! —

Ein „Staatsgefangener".

Der Reichenbach.

Wen von unsern Lesern das Bedürfniß einer Sommerfrische einmal in die Thäler der Schweiz geführt hat, dem sind das idyllische Meiringen, das hochromantische Haslithal und, als eines der beliebtesten Wanderziele, die nahen Fälle des Reichenbach gewiß in frischer Erinnerung. In unserem naturwahren Bildchen wird er den unteren dieser Fälle sogleich wieder erkennen. Derselbe ist, durch seine Form sowohl, wie durch die reiche volle Laubumgebung der malerisch schönste. Der obere dagegen ist ein unbändig wildes Alpenkind, das in toller Entfesselung über eine schwarze ausgewaschene Wand in den ununterbrochen dampfenden ungeheuerlichen Kessel hinabrast.

Die Reichenbachfälle wetteifern mit dem Aarfall an der Handek und den Tosafällen um den ersten Rang unter den Wasserkünsten der Schweizer Alpen. Wir bescheiden uns des Urtheils und überlassen dem Besucher, unter dem frischen Eindruck des Gesehenen selbst zu entscheiden.

Digitized by Google

Edinburg.

Wenn es in der riesenhaften Hauptstadt Großbritanniens, diesem Kompler von ungeheuren Städten und Vorstädten, deren jede Hunderttausende von Menschen beherbergt, vorzugsweise der lebendige, in fast betäubender, fieberischer Heftigkeit, Stärke und Schnelle schlagende Puls der Gegenwart ist, was den Besucher anzieht, so bietet die Hauptstadt Schottlands, das ehrwürdige Edinburg, wegen seiner hervorragenden wissenschaftlichen Thätigkeit und als Universitätsstadt das schottische Athen und wegen seiner überaus herrlichen Lage das nordische Neapel genannt, den Reiz der Romantik, der Ruinenfarbe und des geschichtlichen Kolorits. Wer die ungeheuren und komplicirten Räderwerke und Etablissements, welche für die wachsende Macht und Größe Großbritanniens Tag und Nacht arbeiten, und die politischen Faktoren des Reichs kennen lernen will, der wähle London zum Aufenthalt; wer sich sinnend in eine romantische Vergangenheit verlieren und sich den Eindrücken einer dieser geschichtlichen Romantik entsprechenden Natur und städtischen Architektur hingeben will, der besuche Edinburg, seine Hügel und Schlösser und knüpfe daran wo möglich einen Ausflug in das schottische Hochland.

Die Lage Edinburgs ist als prachtvoll und die Bauart der Stadt als eigenthümlich malerisch bekannt. Höchst pikant ist schon der Gegensatz zwischen der Alt- und Neustadt, die durch eine tiefe Kluft oder einen tiefen Thaleinschnitt, das Nordloch, getrennt sind, über welchen mehrere Brücken hinwegführen, von denen die Nordbrücke, die mit ihren drei kühn gewölbten Bogen einen höchst malerischen Anblick gewährt, als ein Meisterstück der Baukunst gilt. Die auf wellenförmigen Hügeln gelegene Neustadt, mit 3—4000 langen, über 100 Fuß breiten und sich in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen, mit imponirenden freien Plätzen, darunter der Waterlooplatz und der Andrews-Square, kann sich an Regelmäßigkeit und moderner Eleganz mit den schönsten Städten Europa's messen. Hier aber wird man den romantischen Zauber Edinburgs nicht

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google



DARK ROOM

Digitized by Google

Digitized by Google

suchen wollen. Um so romantischer ist der Hinaufblick auf das alte und düstere, auf einem Felsen von 400 Fuß emporragende und mit zackigen Zinnen gekrönte feste Edinburg-Castle und auf die terrassenförmig über einander gethürmte Altstadt mit den hohen finstern Häusern und den meist eng gespalteten winkligen Gassen, namentlich wenn man vor dem Registerhouse seinen Standpunkt nimmt. An das Elend, das in diesen ruinenartigen, oft den Zusammensturz drohenden Gebäuden zusammengepackt haust, während in dem fashionabeln neuen Theile gegenüber der Reichthum und der Luxus, die Geld- und Adelsaristokratie ihren Sitz aufgeschlagen haben, darf man freilich nicht denken, man muß angesichts dieses Elends vergessen, daß das Beitrittsgeld als Mitglied des hochadligen Klubs in Edinburg nicht weniger als 700 Pfund, der jährliche Beitrag etwa 300 Pfund beträgt, wenn man sich den Genuß dieser Romantik nicht durch trübe Vorstellungen verderben lassen will. Es ist eben das traurige Vorrecht fast aller Romantik, daß sie ihre höchste Wirkung erreicht, wenn sich ihr Ruinen, Trauer und Jammer gesellen. Im Uebrigen beweisen die an allem Traditionellen hängenden Schotten gegen diese Romantik eine solche Pietät, daß erledigte Baustellen in diesem Theile der Altstadt nur solchen überlassen werden, welche sich der Bedingung unterwerfen, die Häuser im alten Styl wieder aufzuführen. Dieser antiquarisch-ästhetischen Absicht kommt das verwendete Material, der in der Umgegend gebrochene Sandstein, gar sehr zur Hülfe; denn nur kurze Zeit bedarf es, um seine helle Farbe in ein ehrwürdiges Grau zu verwandeln. Im Uebrigen hat auch die Altstadt ein paar Straßen von ansehnlicher Länge und Breite aufzuweisen. Ihr schmutzigster und ärmlichster Theil ist der südliche, Canongate. Von ihr abermals durch einen Thaleinschnitt getrennt liegt ein dritter Stadttheil, St. Leonhardshill, der meist von den mittlern Klassen bewohnt wird.

Die herrlichsten Aussichten über die Stadt und ihre Umgebungen bieten sich von verschiedenen Höhepunkten, namentlich dem alten Schloß, dem Caltonhill und dem Arthur's-Seat, einem hinter Holyrood, dem alten Residenzschlosse der schottischen Könige, emporragenden 800 Fuß hohen Felsen. Unter sich erblickt man hier die große, weitgedehnte, kuppelgeschmückte Stadt, daraus hervorspringend die Felsen des Kastells und des Caltonhill mit seinen Monumenten, darüber und zur Seite den von Fahrzeugen belebten blauen Forth; im Rücken des Beschauers breiten sich weite lachende Fluren mit schimmernden Seen aus und den fernen Horizont begrenzen die Pentlandhills und die Lammermoors.

Es ist hier nicht der Ort, eine detaillirte topographische und statistische Beschreibung der schottischen Hauptstadt zu geben; aber wohl müssen wir noch einen Blick werfen auf einige historisch denkwürdige Lokalitäten und

Digitized by Google

Gebäude, wie auf die Monumente, welche die dankbaren Schotten ihren großen Männern in der Hauptstadt errichtet haben. Schottland ist zwar in Großbritannien aufgegangen und es nimmt Theil an seinem Ruhm und seiner Wohlfahrt, aber treu hängt noch das Volk an seinen alten historischen Erinnerungen, und nicht leicht mag ein Schotte bei dem alten jetzt zum Sitze mehrerer Gerichtshöfe eingerichteten schottischen Parlamentshause vorübergehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo Schottland noch unabhängig war und die Erwählten und Erlauchten der Nation in diesem Gebäude tagten und über die Angelegenheiten des Landes beriethen; nicht leicht mag ein Schotte die denkwürdigen Grabmäler in der alten St. Gileskirche betrachten, ohne der ritterlichen Thaten zu gedenken, welche Diejenigen, die darunter ruhen, einst zur Ehre Schottlands verrichteten, und nicht leicht mag ein Schotte das alte Kastell betreten, ohne sich der glorreichen Zeit zu erinnern, wo Schottland noch seine eigenen Herrscher hatte; denn hier befindet sich das Kronzimmer, wo noch die schottischen Kroninsignien verwahrt werden, hier das Kloset, in welchem die unglückliche, wenn auch nicht schuldlose Königin Maria Jakob den Sechsten gebar. Noch mehr Erinnerungen an die königliche Zeit und namentlich auch an dieselbe Maria ruft das schon erwähnte Schloß Holyrood wach; doch muß dasselbe einer besonderen Schilderung aufgespart bleiben.

Eine andere historische Merkwürdigkeit ist das Eckhaus am Netherbow, in welchem Knox, der schottische Reformator, wohnte, der derbknorrige, ungeschlachte, aber gewaltige Gegner eben dieser katholischen Maria. Hier zeigt man noch das Fenster, aus dem er dem lauschenden Volke seine Reden gegen den Baalspriester in Rom und die Belialstochter drunten in Holyrood mit seiner mächtigen Stimme zudonnerte. Den Lesern und Verehrern der Walter Scott'schen Romane und besonders der Erzählung „Das Herz von Midlothian" wird namentlich der Graßmarket von Interesse sein, ein unheimlicher, eckiger Platz mit hochgegiebelten, fast gespenstischen Häusern; denn hier bluteten die Covenanter, hier jener Wilson, der Veranlassung wurde zu der berüchtigten Affaire des Kapitäns Porteus, den für seine straffe Pflichterfüllung der Pöbel lynchte, trotz Englands Königin und ihres Gnadenakts.

Dem genannten Lieblingsdichter der Nation und der halben Welt, Sir Walter Scott, haben seine dankbaren Landsleute in Edinburg ein höchst würdiges, 200 Fuß in die Lüfte ragendes Monument errichtet. Hier stört auch nicht der trübe Gedanke, der sich so oft vor deutschen Dichterdenkmälern dem Beschauer aufdrängt, der Gedanke, daß die Nation dem Verherrlichten bei seinen Lebzeiten Steine statt Brod reichte. Deutschen Dichtern dient die Feder nur zu oft blos dazu, sich in einen lebenslänglich dauernden Bankerot hineinzuschreiben, Walter Scott bediente sich

Digitized by Google

seiner Feder, um sich aus einem unverschuldeten Bankerot herauszuschreiben. Und es gelang; seine Romane brachten ihm Hunderttausende ein, und nach seinem Tode noch dieses Denkmal, an dem kein Schmachfleck für die Nation haftet. Auf dem Caltonhügel befindet sich ferner das thurmähnliche, ziemlich geschmacklose Denkmal Nelsons (der übrigens kein Schotte, sondern aus der englischen Grafschaft Norfolk gebürtig war), über 100 Fuß hoch, in dessen Basis, einem geräumigen Oktogon, sich ein Restaurant eingenistet hat, welcher ein Sonnenmikroskop, ein Cyklorama der Aussicht von der höchsten Spitze des Thurmes, einen unbedeutenden Originalbrief Nelsons u. s. w. zeigt und nebenbei an die durstigen Besucher Nationalgetränke wie Ale und Brandy, auch das beliebte Sodawasser verabreicht. Außer diesen Monumenten und der schon angeführten Reiterstatue Karls II. findet man in Edinburg noch Denkmäler der beiden Geschichtsschreiber Hume und Robertson, des großen Staatsmanns Pitt, des Lords Melville und des Königs Georg IV. Das sogenannte Nationalmonument, welches der Volksmund spottweise „Scottish folly“ getauft hat nud welches der Erinnerung an die Kämpfer von Waterloo gewidmet sein sollte, ist Ruine geblieben, indem die Entrepreneurs plötzlich an der Größe ihrer Aufgabe verzweifelten und sich mit den gesammelten Fonds, man sagt „spurlos“ zurückzogen. Indeß ist noch sehr die Frage, ob das vollendete Werk den malerischen Eindruck hervorgebracht haben würde, den jetzt die einsame, deckenlose Säulenreihe sowohl vom Meere als den höher gelegenen Aussichtspunkten gewährt.

Mit Edinburg fast zusammengewachsen ist die nicht ganz eine halbe Stunde von dem alten Stadtkörper entfernte Hafenstadt Leith mit Docks und Schiffswerften, ungeheuern Dammbauten, dazu bestimmt, den Kriegsfahrzeugen eine sichere Station zu verschaffen, einem Seemannshospital und andern Marineanstalten. Es ist also nicht blos eine große Vergangenheit, welche in alten und neuen Denkmalen hier zu dem Besucher spricht; es bedarf nur eines kurzen Spaziergangs, um auch die mächtigen Faktoren, welche fortdauernd an der maritimen Macht und Größe des großbritannischen Reiches arbeiten, in Augenschein zu nehmen.

Digitized by Google

Der Wendelstein.

Wir sind einmal nicht mehr in dem Zeitalter der Landkutschen und Posthörner, und also darf der gewissenhafte Zeichner selbst bei einem Ausblick in's bayerische Hochgebirg uns nicht mehr der reinen Naturstimmung überantworten. Die Eisenschlange ist ja sogar in der Schweiz eine kaum mehr entbehrliche Staffage geworden; wie viel mehr kommt sie demjenigen Lande zu, das sich rühmen darf, im deutschen Reiche die ersten Schienenstränge gelegt zu haben.

Dennoch würde ich, wenn mich Einer nach dem großartigen Auf und Nieder fragen wollte, das sich drüben vor uns ausbreitet, ihm lieber von dem erzählen, was ich mir selber erzählen ließ, bis ich selbst mit dem Alpenstocke von Senne zu Senne geklommen bin, ich meine von den Menschlein, die an den grünen Schwellen jener riesigen Steinmonumente ihr stilles Leben abspinnen, und zwar am liebsten von den Almerinnen, denn die grämlichen „Ochsner" sind eben auch kein fröhlicher Erzähler-Stoff.

„Ochsner" nämlich heißt der meist schon alternde Geselle, dem das traurige Loos zugefallen ist, drüben auf den grünen Viehhalden zwischen bequemen und leidenschaftslosen Wiederkäuern, die nur zum Fettwerden in menschliche Hut gestellt sind, seine Tage sang- und klanglos hinzudämmern. Er hat ein graues Gesicht, ein graues Kleid, eine graue Stimmung — Alles ist grau in und um ihn, und ob er nun in seine Holzbude hinein oder aus ihr heraus krieche — immer bleibt er der Inbegriff der vollendeten Freudlosigkeit. Warum? Ich weiß im Grunde nicht, welches von seinen unzähligen Leiden das greulichste ist. Zuerst wohl die Temperamentlosigkeit seiner Umgebung. Da blökt keins nach dem erleichternden Melker, da schaut ihn keins mit der Frage an: ist's denn immer noch nicht Vesperzeit? Da hat auch keins Wehen und Beängstigungen und keins guckt sich das frisch geborne Kalb mit verwunderten Augen an und beschnuppert es und leckt ihm das Fell glatt. O, sind das Philister, diese Ochsen! Und nun, wenn der Holzknecht, wenn der Jäger bergauf geht, die seltenen Menschengesichter, mit denen der einsame Ochsner einmal, wie gern! ein Dutzend Einfältigkeiten austauschte, — wie sie Alle rechts steigen, statt links, wo der Ochsner mit seinen Freßmäulern wirthschaftet, wie sie Alle den Weg nach den Almhütten der Sennerinnen zu finden wissen, wo es Milch gibt und wer weiß auch wohl noch sonstige Erfrischung. Ja, wäre das Ochsen-Vieh nur wenigstens noch so gescheidt, wie es langweilig ist! Bliebe es nur, wo er es hingetrieben hat und gönnte ihm Zeit, ein Paar

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google



P. Schirmer gez. & gest.

Der ACHENSEE

Bildergrund beginnt in Hälfte des Sees.

Digitized by Google

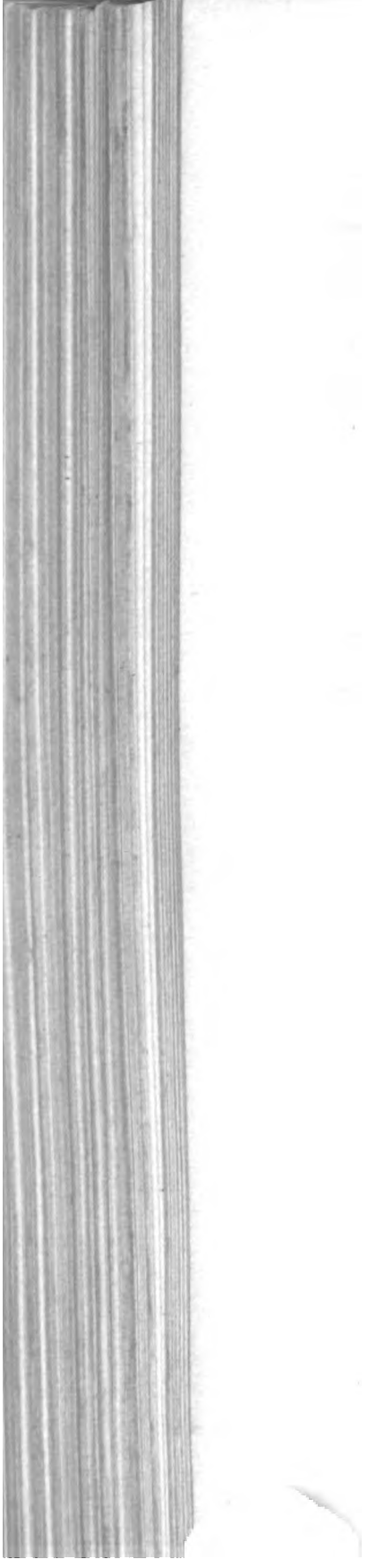
Digitized by Google

Stunden lang es dem Jäger und dem Holzknechte nachzuthun. Da jodeln sie ja drüben, die Wati und die Vevi und die Cilli, die ewig aufgelegten Dirnen, bei denen „halt wieder Besuch eingerückt sein muß" und denen „will's Gott!" spät und früh Sonnenschein ist! Aber das einfältige Vieh könnte sich verkrapeln. Nein! Der Ochsner muß auf seiner Alm bleiben und von Weitem sich grün ärgern.

Den Sennerinnen dagegen weht jedes Lüfterle röthere Backen an. Und das kommt daher, weil sie weder allein sind, noch im Kloster, noch ohne schwere, schwere Arbeit, noch ohne ein zeitweilig schweres Herz. Ihr „Glück" ist nun freilich ein nicht allzu genau zu nehmendes Wort. Aber wer möchte es ihnen nicht dennoch eher als irgend einem andern Kinde Gottes nachrühmen, wenn die reizvoll muntere Schilderung auf sie paßt, welche ein berühmter Tourist ohnlängst von ihnen entwarf. „Die Almerinnen," sagt er mit schalkhafter Ueberschwänglichkeit, „führen fast ein Leben wie die Elfen, streifen in der Frühe mit leichten Sohlen über die thauigen Alpenkräuter, verschwinden im Morgennebel, singen aus dem Gestein, daß man nicht weiß, von wannen es kommt und schallt, trinken nur Milch und Wasser, und schlummern im Heu, das sie kaum eindrücken. Das Almenleben hat so viel eingeborne Poesie, daß selbst die Tausende von Schnaderhüpfeln und die schönsten Lieder vom Berge, so wie die süßinnigsten Zither-Melodien diesen tiefen und wahren Zauberbrunnen nicht ganz ausschöpfen. Wenn einer einmal einen dreibändigen Walter Scott'schen Roman darüber schreiben wollte, der würde sehen, was ihm da Alles entgegenkommt — die Almerin selbst mit ihren achtzehn Jahren und ihrem unbewachten Almenherzen, die Jägerburschen mit ihrem Stolz, die Wildschützen mit ihrem Haß, der Bauer im Dorf unten mit seiner Bäuerin, der Schwärzer mit seinem Tirolerwein, der Grenzwächter mit seiner Pflicht, der Kaplan mit seinem wunderbaren Finger Gottes, der städtische Reise-Enthusiast und Bergbesteiger mit seiner Dummheit, der münchner Maler mit seinen himmlischen Gedanken, die er nie verkörpern kann, der Praktikant vom Landgericht mit seinen bösen Lüften, der feurige Bua von der Zell mit seinen eifersüchtigen Ansprüchen auf das Almenherz, nach dem so Viele trachten; dazu die Hütte, die Heerden, der düstere Hochwald, die Mittagsonne auf den einsamen Triften und die Mondscheinnächte, — es könnte einer mit der rechten Kunst schon etwas Monumentales daraus aufbauen. Daß aber ja Keiner darübergeht, der's nicht versteht, sonst zerreißen wir ihn, wie die thracischen Weiber den zweckwidrigen Sänger Orpheus, und werfen sein Haupt in den Innstrom, auf daß es traurig jodelnd hinausflösse in das almenlose Flachland."

Robert Waldmüller.

Digitized by Google



Digitized by Google

senschaft, ja auch wohl politische und religiöse Fragen in lebhafter und anregender Weise erörtert wurden. Selbst die Mängel der socialen Zustände, die zum Theil mit fehlerhaften oder veralteten Einrichtungen in Staat und Kirche zusammenhingen, wurden nirgends so lebhaft gefühlt und besprochen, als in den berliner Salons. Die Censur war gegen das gedruckte Wort verhältnißmäßig liberal; das gesprochene Wort hatte gar nichts zu fürchten; es war im besten Sinne des Worts frei wie der Vogel in der Luft, und die keckſten Meinungen, die schärfſten kritischen Ausstellungen konnten sich zu Tage wagen, ja sie durften auf um so größern Beifall rechnen, je verwegener sie waren.

Der Gedanke, in einer so geistig lebendigen Stadt eine Universität zu gründen und die schon zahlreich vorhandenen wissenschaftlichen Anstalten und Hülfsquellen in einer Haupt- und Mutteranstalt zu concentriren, lag nahe, aber erst in den Tagen des Unglücks sollte der Plan, wenn auch auf etwas anderer Grundlage, zur Reife kommen. Man fühlte das Bedürfniß, durch verbessernde Umgestaltung und Wiedererneuerung im Innern sich ein geistiges Uebergewicht in Deutschland zu gründen und der erste deutsche Staat in intellektueller Hinsicht zu werden.

Dies hat Niemand schlagender ausgedrückt als der König Friedrich Wilhelm III. selbst, der zwar kein Mann der Initiative war, aber wo man ihm den Anstoß zu etwas Tüchtigem und Richtigem gab, mit seinem gesunden Menschenverstande das Vortheilhafte eines zweck- und zeitgemäßen Vorschlags bald erkannte, ihn im richtigen Sinne auffaßte und zu seiner Ausführung bereitwillig die Hand bot. Als nämlich die Professoren Schmalz und Froriep nach dem Frieden von Tilsit dem Könige in Königsberg die Bitte vortrugen, die Universität Halle nun über die Elbe und zwar nach Berlin als dem geeignetſten Ort zu verlegen, sagte der Monarch: „Das ist recht! das ist brav! der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“ Nachdem man das Soldatenschwert hatte senken müssen, griff man zum Schwerte des Geistes, dieser oft nur unsichtbar wirkenden, aber schärfſten aller Waffen. Gerade dieser Waffe war Napoleon, der Mann der Gewalt, trotz seines militärischen Genies und seiner zahlreichen, kriegsgeübten und tapfern Truppen nicht gewachsen. Er hatte in Frankreich den Geist in Ketten geschlagen, und er konnte demzufolge dem in Deutschland und namentlich in Preußen erwachenden und sich gegen ihn erhebenden Geiſte keine Armee geistiger und moralischer Kräfte gegenüberstellen. Napoleon haßte die Männer der Idee, die von ihm sogenannten „Ideologen“, aber noch mehr als er sie haßte, fürchtete er sie. In seinem eigenen Lande hatte er sie durch alle Mittel der Gewalt unterdrückt; in Deutschland stand diese Macht um so furchtbarer gegen ihn auf im vollen Rüſtzeuge moralischer und geistiger Impulse und idealer Demonstrationen. Zu dieser heiligen Legion stellte gerade auch die berliner Universität ihr mächtiges Kontingent.

Digitized by Google

Im Allgemeinen fand der Gedanke begeisterte Zustimmung, und die hervorragendsten Männer traten für ihn in die Schranken. Darunter auch Schleiermacher, welcher in seinem im Jahre 1808 veröffentlichten „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne" nachzuweisen suchte, daß der wissenschaftliche Geist nicht aristokratischer, sondern demokratischer Natur sei, daß eine in der Hauptstadt neu zu errichtende Universität der volksthümlichen Sache unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Staats einen starken Rückhalt geben, daß die neue Anstalt sich ein weiteres Gebiet unterwerfen werde, als die jetzigen Grenzen des preußischen Staats bezeichneten, und daß die Bestimmung des preußischen Staats von dieser Seite her einen festen und sichern Haltpunkt gewinnen werde.

Im Uebrigen trat ein für die beabsichtigte neue Schöpfung günstiger Umstand ein, der in anderer Hinsicht als ein für die Monarchie ungünstiger betrachtet werden muß. Der Minister Freiherr von Stein mußte bekanntlich in Folge französischen Einflusses im Jahre 1808 aus dem Ministerium treten; Graf Dohna erhielt nun das Ministerium des Innern, und Wilhelm von Humboldt, der bisherige preußische Gesandte in Rom, ward am 20. Februar 1809 in diesem Ministerium Direktor der Sektion für den Kultus und den öffentlichen Unterricht. Stein war ein großer Patriot, ein energischer Charakter, in seiner Art auch ein bedeutender Staatsmann, aber im Grunde doch ein wenn auch liberal gefärbter Hochtory und am wenigsten ein Mann der freien Wissenschaft; schon seine in späterer Zeit sich immer einseitiger gestaltenden religiösen Anschauungen hätten sich mit dem Geiste freier Forschung, der gerade auf dieser Universität vertreten werden sollte, schwerlich gut vertragen. Dagegen war W. von Humboldt der geeignetste Mann, um das Werk in liberaler echt wissenschaftlicher Größe zu fördern und auszubauen. Humboldt, ein Staatsmann von „perikleischer Hoheit des Sinnes", Philosoph, Aesthetiker, Kunstfreund und gelehrter Forscher, war für eine solche Aufgabe wie geschaffen; ihm zumeist verdankt man es, wenn die berliner Universität von vornherein das Gepräge einer wissenschaftlichen Centralanstalt im größten Style erhielt und die Pflanzstätte freier Forschung und freien Denkens auf allen Gebieten wurde. Im Sommer 1809 schrieb er: „Man muß auch am Rande des Abgrunds das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort, und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bliebe." Diesen, eines praktischen Staatsmanns, eines festen Charakters und eines liberalen Gelehrten würdigen Grundsätzen gemäß steuerte er auf sein Ziel los mit der ganzen ihm eigenen Entschiedenheit, aber auch mit der ihm gleichfalls eigenen Klugheit, mit der er alle kleinen und großen Hindernisse hinwegzuräumen wußte, die seine Geduld und Seelenstärke oft genug auf eine harte Probe stellten.

Digitized by Google

Auf Wilhelm von Humboldt's Betrieb ward noch zu Ende des Sommers 1809 den vier Lehrern: Wolf, Schleiermacher, Schmalz und Fichte, die Erlaubniß ertheilt, im Palais des Prinzen Heinrich von Preußen, das man wegen seiner Räumlichkeiten und seiner vortrefflichen Lage inmitten der schönsten öffentlichen Gebäude und Plätze Berlins zum künftigen Universitätsgebäude ausersehen hatte, im nächsten Winter gewissermaßen versuchsweise öffentliche Vorlesungen zu halten; die wirkliche und förmliche Eröffnung der Hochschule sollte erst ein Jahr später folgen. Auf Grund einer Kabinetsordre ward nun eine „Kommission zur Einrichtung der Universität" niedergesetzt, die aus Uhden, Süvern und Schleiermacher bestand und zu der auf W. von Humboldt's Wunsch auch andere sachkundige Männer hinzugezogen wurden. Hierauf begann man das Heinrich'sche Palais zu Hörsälen einzurichten. Das Lektionsverzeichniß wies 58 Docenten auf, darunter die berühmtesten Lehrer, die glänzendsten Namen der deutschen Wissenschaft, unter ihnen Schleiermacher, Fichte, Wolf, Böckh, Savigny, de Wette, Hufeland, Gräfe, Klaproth, Marheineke und viele andere. Am 15. Oktober 4 Uhr Nachmittags im Jahre 1810 versammelten sich auf Einladung des Rektors Schmalz die Dekane und mehrere Professoren zum erstenmale in der Aula. Der Rektor verpflichtete die Professoren durch Handschlag an Eidesstatt zum Gehorsam gegen den König und zur Treue im Beruf; prunkende Aufzüge und pomphafte ceremonielle Feierlichkeiten fanden nicht statt. Friedrich Wilhelm III. war überhaupt kein Freund solcher öffentlichen Schaustellungen, wenn dadurch Ereignisse gefeiert werden sollten, welche bürgerlicher Art waren und keine Entfaltung militärischen Pomps gestatteten; außerdem lebte man in keiner Zeit der Freude; man mußte sich überall auf's Knappste behelfen und alle unnöthigen Ausgaben zu vermeiden suchen; endlich erschien es wohl auch gerathen, durch zu glänzende und zu sehr in die Augen fallende Feierlichkeiten die Aufmerksamkeit Napoleons nicht allzusehr rege zu machen. Ohnehin betrachtete dieser sicherlich die junge Schöpfung mit nicht sehr günstigen Augen; er konnte es unmöglich gern sehen, wenn die Zahl der Pflanzstätten deutscher „Ideologie" wieder um eine vermehrt würde, und zwar in der Haupt- und Centralstadt der preußischen Monarchie selbst; er mußte in ihr ein neues Bollwerk an der Festung des deutschen Geistes erkennen, um diesen gegen die französischen Usurpationen kräftiger vertheidigen zu können. Die nationale Bedeutung, welche gerade diese Schöpfung hatte, konnte einem Manne von so scharfem politischen Blicke wie Napoleon unmöglich entgehen. Da die Universitäten in fast allen übrigen deutschen Ländern unter französischer Kontrole standen, so war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die patriotische deutsche und besonders preußische Jugend in Berlin zusammenströmen und die neue Hochschule für die Wissenschaft zugleich auch eine Hochschule für den deutschen Nationalsinn, den Franzosenhaß und den preußischen Patriotismus werden würde. Befand sich doch Fichte unter den Lehrern, der

Digitized by Google